It. coll.
26/13

It. coll. 26-13

<36619996180019

<36619996180019

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

XIII. B.

Ein Kongoischer Fürst.

G.W.B.L.

Dreizehnter Band.

Frankfurt am Main, 1794
in der Hermannschen Buchhandlung.

Ve 150/102

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Dreizehnter Band.

Innhalts-Verzeichniß
des dreizehnten Bandes.

Reisen nach und in Niederguinea. (Fortsezzung.)

IV. P. Anton Zuchelli's, Kapuziners, Reise nach Kongo. In den Jahren 1696 bis 1704. S. 3.

V. Jakob Barbot's, des Jüngern, und Johann Casseneuve's Reise nach Niederguinea. Im Jahre 1700. S. 59.

VI. Reisen einiger französischen Missionare nach Niederguinea. In den Jahren 1766 u. folg. S. 111.

Allgemeine Beschreibung von Niederguinea, seiner Naturbeschaffenheit, Einwohner, Länder und Staaten. S. 153.

Einleitung. S. 155.

I. Allgemeine natürliche Beschaffenheit, Klima, Witterung und Boden von Niederguinea. S. 157.

II. Skizzirte Naturgeschichte von Niederguinea. S. 164.

§. 1. Mineralien. S. 165.

§. 2. Pflanzen. S. 169.

§. 3. Thiere. S. 189.

III. Schilderung des moralischen Karakters, der Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen der Bewohner von Niederguinea überhaupt. S. 211.

§. 1. Karakter der Negern in Niederguinea. S. 215.

§. 2. Nahrung. Speisen und Getränke. Art zu essen. S. 223.

§. 3. Kleidung. S. 228.

§. 4. Wohnungen, Städte, Dörfer und Hausgeräthe dieser Negern. S. 231.

§. 5. Landwirthschaft, Akkerbau, Viehzucht, Fischfang und Jagd. S. 238.

§. 6. Wissenschaften, Künste und Handwerke. S. 246.

§. 7. Kriegswesen und Waffen. S. 254.

§. 8. Belustigungen. Musik und Tanz. S. 261.

§. 9. Heurathen, Ehen, Zustand des weiblichen Geschlechts, und Erziehung der Kinder. S. 268.

§. 10. Religion, Aberglaube und Begräbnisse dieser Völker. S. 280.

§. 11. Regierungsverfassung, Gesezze, Justizpflege und Strafen. S. 298.

§. 12. Handlung von Niederguinea, insbesondere von Loango und Kakongo. S. 323.

Reisen
nach und in
Niederguinea.

IV.

P. Anton Zuchelli's
Kapuziners,
Reise nach Kongo.

In den Jahren 1696 bis 1704.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Anton Zuchelli, von Graz in Steiermark gebürtig, trat in seiner Jugend in den Kapuziner-Orden, und wurde im Jahr 1694 von dem Römischen Kollegium der Propaganda ausersehen, das Geschäfte eines Glaubenspredigers in Niederguinea zu übernehmen. Er besaß auch alle dazu nöthigen Eigenschaften — einen starken Körper, eine dauerhafte Gesundheit, einen glühenden Religionseifer, eine veste Anhänglichkeit an seine Kirche und an seinen Orden, und die sichere Ueberzeugung, sich durch das Bekehrungswerk eine hohe Stelle im Himmel zu erwerben. So ausgerüstet folgte er willig dem Rufe seiner Oberen, und gieng über Genua, und Lissabon nach Brasilien, und von da weiter an den Ort seiner Bestimmung.

Sieben Jahre blieb er in Niederguinea, und kehrte endlich im Jahre 1704 von da nach Europa zurük, wo er dann die Geschichte seiner Reise und seines Aufenthalts in diesem Theile von Afrika in italienischer Sprache beschrieb. *)

*) Von den Ausgaben dieses Werks sehe man die Einleitung zu diesem Abschnitte, im XII. B. d. W. S. 191.

Diese Reisebeschreibung enthält zwar ein ermüdendes, bis zum Ekel kleinliches Detail von den Missionsverrichtungen unsers Paters, und allerlei aberglaubische Geschichtchen; aber auch wichtige, interessante Bemerkungen, und glaubwürdige Erzählungen. P. Zuchelli ist nicht frei von den Fehlern seiner Zeit- und Arbeitsgenossen; doch zeigt er so viel ungeschminkte Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, daß man ihm in Allem Glauben beimessen darf, was nicht unmittelbar seinen Religionseifer angeht, und seine Reisebeschreibung ist bei allen Auswüchsen doch so reichhaltig, daß sie immer noch zu Rath gezogen zu werden verdient. Sie folgt deßwegen auch hier in einem gedrängten und gereinigten Auszuge. *)

*) Ich mußte auf Treu und Glauben den Auszug im I. B. von Cuhn's Sammlung merkwürdiger Reisen nach Afrika, hier aufnehmen, weil es mir noch nicht möglich war, weder das Original noch die deutsche Uebersezzung aufzutreiben. Cuhn sagt in seiner Einleitung zu dem Auszuge, er habe denselben sorgfältig aus dem italienischen Originale gemacht, weil die deutsche Uebersezzung hiezu zu schlecht war. Daß ich auch diesen Auszug hie und da etwas verbesserte, noch mehr abkürzte, und mit einigen Anmerkungen vermehrte, dies wird die flüchtigste Vergleichung lehren.

P. Anton Zuchelli's
Reise nach Niederguinea.

In den Jahren 1696 bis 1704.

Von ihm selbst beschrieben.

Einige Monate mußte ich in Brasilien *) verweilen, bis ich eine erwünschte Gelegenheit fand, meine Reise nach Afrika fortzusezzen. Der Gouverneur **) ließ nämlich auf eigene Kosten ein Schiff ausrüsten, das nach Niederguinea segeln sollte. Sobald ich es erfuhr, begab ich mich zu dem Kapitän, dem die Führung dieses Schiffes anvertraut war, hielt um die Ueberfahrt auf demselben an, und fand ihn auch sogleich dazu bereitwillig. Am dritten September 1698 ***) gab derselbe mir von der Ein-

*) Bei seinem zweimonatlichen Aufenthalte in Brasilien hat Zuchelli wirklich schäzbare Nachrichten über dies Land gesammelt, die wir gehörigen Orts benuzzen werden.

**) Der Cuhnsche Auszug sagt: „Der Gouverneur von Angola." — Aber wie ist das möglich? Es muß ein Irrthum seyn! Sicher war es der Gouverneur von Bahia in Brasilien, von wo aus Zuchelli nach Niederguinea reiste.

***) Im Cuhnschen Auszuge steht hier diese Jahrzahl nicht, sondern erst weiter unten; es scheint aber, daß

ſchiffung Nachricht. Ich eilte ſogleich an Bord des Schiffes, auf welchem ſich nicht mehr als ſechzig Perſonen befanden. Ohngeachtet dieſer geringen Menſchenzahl, fehlte es uns doch an Bequemlichkeit, indem das Schiff zu ſehr mit Kaufmannswaaren angefüllt war. Noch denſelben Tag giengen wir unter Segel. Am folgenden Tag erblikten wir ſchon eine Menge Wallfiſche.

Wir beſchleunigten unſere Reiſe ſo viel möglich, aber die Winde waren uns zuwider, und trieben uns bis auf die Höhe von Fernambuk wieder zurük. Nach zwölf Tagen bekamen wir guten Wind. Am 17ten befanden wir uns in der Höhe von ſechzehn Graden. Die See gieng immer hoch, welches den Reiſenden ſehr beſchwerlich fiel. Am 25ſten paſſirten wir in der Höhe von Rio Janeiro den ſüdlichen Wendekreis. Der Schiffskapitän und Steuermann durchblätterten hier ihre Seekarten, und beſchloſſen, da wir ſchon aus dem amerikaniſchen Meer in das ethiopiſche gekommen waren, ihren Weg gerade nach der Inſel Sankt Helena zu nehmen. Wir ſezten unſere Reiſe unter Begünſtigung eines angenehmen Windes fort, und langten am 8ten Oktober auf der Höhe dieſer Inſel an. Unſere Schiffahrt war glüklich, indem wir immer guten Wind, aber eine durchdringende Kälte hatten.

ſie nicht richtig iſt, ſondern 1696 heiſſen ſoll, welches ich jedoch nicht entſcheiden kann.

Am Sankt Thereſien-Tage paſſirten wir abermals den Wendekreis, und kamen wieder in die heiſſe Zone. Ein paar Tage nachher zeigten ſich verſchiedene Merkmale nahen Landes, welche, ohngeachtet wir noch über fünfhundert Meilen vom Lande waren, unſer Herz doch mit Troſt und Vergnügen erfüllten. Wir fuhren am dem Kap Negro vorbei. Ob wir gleich hier die Sonne im Zenith hatten, ſo war die Luft doch ſo dik und die Winde ſo kalt, daß ich den Mantel den ganzen Tag nicht vom Leibe brachte, und mich des Nachts mit einer guten Dekke verwahren mußte. Am Allerheiligentage entdekte die Schiffswache, bei Anbruch des Tages, Land. Wir ſegelten nun denſelben ganzen Tag längs der Küſte von Benguela mit einem leichten Winde hin, und giengen den folgenden Morgen nahe bei der Stadt deſſelben Namens in einer Tiefe von neun Klaftern vor Anker.

Das Königreich Benguela, eines der eroberten Länder, welche der König von Portugal in dieſem Theile von Afrika beſizt, iſt ein ziemlich weitläufiges und mit groſſen Wüſten angefülltes Land. Die Negern, welche es bewohnen, ſind, auſſer den wenigen die in der Stadt ihren Aufenthalt haben, Götzendiener, und leben gleich den Thieren ihres Landes. Der Hauptort des Königsreichs heißt gleichfalls Benguela und wird auch ſonſt Sankt Philipp genannt. Den Namen einer Stadt verdient er nicht, denn die Veſtungswerke und die

Beſazzung abgerechnet, gleicht derſelbe eher einer Mördergrube. Der König von Portugal hält hier eine Beſazzung, die zwar äuſſerſt unbedeutend, aber doch hinreichend iſt, die Negern welche weder mit Waffen verſehen, noch im Kriege geübt ſind, im Zaume zu halten. Die Häuſer ſind auſſerordentlich klein und niedrig, von ſchlechter Erde erbaut, und mit Geſträuchen und Pfälen bedekt. Die Häuſer der Weiſſen ſind mit Gips angeſtrichen. Auſſer zwanzig Weiſſen und etlich zwanzig Mulatten, die den Garniſonsdienſt verſehen, beſtehen die Einwohner der Stadt aus lauter Negern. Die Luft iſt hier ſo ungeſund und ſchädlich, daß ſie ſogar den Früchten, welche die Erde hervorbringt, ihre giftigen Eigenſchaften mittheilt (!) Die Weiſſen oder Europäer leben an dieſem Orte ſelten lange. Die Wenigen, denen das Schikſal eine mehr als gewöhnliche Lebensfriſt vergönnt, ſind ſo mager und abgezehrt, als ob ſie aus dem Grabe auferſtanden wären. Die zu Benguela landenden Schiffe halten ſich ſelten länger als einige Tage auf. — Sich vor der Luft wohl zu verwahren, nicht auf der Erde zu ſchlafen, und keine Speiſen des Landes zu genieſſen, iſt eine Regel, die jeder hier Ankommende ſorgfältig zu beobachten hat. Sieht man ſich ſeiner Geſchäfte wegen in die Nothwendigkeit verſezt, hier bei Jemanden zu ſpeiſen, ſo bringt man ſeine eigenen Lebensmittel vom Schiffe mit. Leute, die ſich hieſiger Lebensmittel bedienen müſſen, genieſſen ſie wenigſtens nicht ungekocht, und hüten ſich be-

sonders, rohe Früchte zu essen, noch mehr aber Wasser des Landes zu trinken. Wer in diesem Stükke für seine Gesundheit nicht Sorge trägt, bezahlt in wenigen Tagen seine Unbedachtsamkeit entweder mit dem Tode, oder fällt wenigstens in eine schwere Krankheit, aus welcher nur häufiges Blutabzapfen ihn retten kann. Die Hizze ist hier übermässig, besonders Mittags, wo sie fast unerträglich scheint. Vom Nachmittag an bis gegen die Nacht wird sie durch ein kleines Lüftchen ein wenig abgekühlt, sonst wäre es unmöglich hier zu leben. Die hier wohnenden Weissen sind lauter Hauptverbrecher, denen die zuerkannte Todesstrafe in Verweisung verwandelt worden ist, und die von Portugal hierher geschikt werden, um dem König in dieser Garnison zu dienen. Diesen Leuten gilt es gleich, ob sie gesund oder krank sind, wenn sie nur leben. Es regnet hier sehr selten. Der Boden ist fett und fruchtbar, und bringt alle zum menschlichen Leben nöthige Bedürfnisse in Ueberfluß hervor. Wäre das hiesige Klima gesünder und temperirter, dieses Land würde ein Paradies seyn. Die Weissen brachten ehemals Weinstökke in diese Gegend, welche in weniger Zeit in die Höhe wuchsen und Reben bekamen. Die Trauben sind so groß und schwer, als man vielleicht in keinem Lande findet. Eine solche Traube wog oft achtzehn bis zwanzig Funde. So schön sie aber dem Anschein nach sind, und so herrlich sie schmeken, so sind sie doch sehr ungesund. Wein kann man wegen der grossen Hizze nicht aus ihnen ma-

chen. Hier findet man auch einige Feigenfrüchte und Granatäpfel; ingleichen viele andere Früchte in Ueberfluß; allein alle sind der Gesundheit sehr nachtheilig. Zwar versehen sich die Schiffe mit Früchten und Gemüsse; man bedient sich ihrer aber nicht eher, als bis man in ein anderes Klima gekommen ist, wo dieselben durch die Länge der Zeit ihre schädliche Eigenschaft verlieren. Rindvieh gibt es hier in grosser Menge, und wird in dem wolfeilsten Preisse verkauft. Für den Werth eines Thalers bekommt man einen Ochsen. Es ist aber hier weder Gold noch Silber noch Kupfermünze gangbar, sondern statt des baaren Gelds werden Waaren umgetauscht, und zwar in sehr hohem Werth. So groß aber die Zahl des Rindviehes hier ist, so bedienen sich die Negern desselben doch nicht zum Landbau, sondern das Erdreich wird mit einer kleinen Karste umgearbeitet. Das Rindfleisch soll hier so gut und schmakhaft, als das europäische seyn. Es werden aber von einem Ochsen nur die Vorder- und Hintertiertel gegessen, das Uebrige läßt man in der Sonne verwesen. Wenn das geschlachtete Fleisch nicht gleich verzehrt wird, so geht es in Fäulniß über; eingesalzen hält es sich wenige Tage. Eben dieses gilt auch von den Fischen, die in der See bei Benguela gefangen werden. Die Menge der Fische, die es hier gibt, ist unglaublich, und zwar sind es ganz andere Arten, als wir in Europa haben. Der Schiffskapitän befahl einigen Negern, die zu uns an Bord gekommen waren, mit

ihren Angeln zu fischen, und gleich zog einer derselben einen sehr schönen Fisch heraus, welches uns alle in Verwunderung sezte. Wir fiengen binnen zwei Stunden über dreihundert Pfund, meistentheils grosse und eßbare Fische. Als die Negern vom Fischfange zurük kamen, so beschenkten sie mich mit einer ungefähr zwölf Pfund wiegenden Schnur der besten Fische. Um mich einigermassen dankbar zu bezeigen, gab ich jedem Fischer einen kleinen gläsernen Rosenkranz, deren einer zwei Pfenninge kostet. Ich glaubte dabei noch ein Schuldner der Negern geblieben zu seyn. Allein die Schifflente hielten mich für verschwenderisch, indem ich für diese drei Paternoster eine ganze Barke mit Fischen hätte kaufen können; auch gab wirklich der Schiffskapitän für die ganze Ladung von dreihundert Pfund Fischen, diesen Negern weiter nichts, als einen kleinen Becher Wein und eine Handvoll Maniokmehl. Andere Negern mit getrokneten Fischen bekamen für einen Büschel von dreissig bis vierzig Pfund einen eisernen Fischangel, der eine Pfennige werth war. Ein Kapitän der Weissen lud mich ans Land zum Mittagessen ein, und bewirthete mich mit vieler Höflichkeit. Ich nahm mich aber wohl in Acht, von den Speisen des Landes zu geniessen. Wir hatten weder Brod noch Zwiebak an unserm Tisch, sondern statt dessen Mehl oder Brei von der Wurzel Maniok. Ich befand mich jedoch recht wohl dabei, und spürte auch in der Folge nicht die geringste Unbequemlichkeit davon.

Das Königreich Benguela ist wenig angebaut, indem die Negern sich lieber in den Wäldern aufhalten, wo sie frei und in ihrer Wildheit leben können. Der größte Theil dieser Negern sollen Menschenfresser seyn. Sie gehen meistens ganz nakt, und nur wenige unter ihnen bedekken ihre Scham vorne und hinten mit einem handbreiten Lappen. Wenn sie essen, so nehmen sie den hintern Lappen ab, und bedienen sich dessen statt einer Serviette oder eines Tischtuchs. Ihre tägliche Kost besteht in einer Art gesottenem Mais und in einem Trunk Wasser. Obgleich diese Leute täglich Rindfleisch essen könnten, so bleiben sie doch lieber bei ihrer einmal gewohnten Lebensart, und pflegen ihrer Faulheit. Sowol hier als in den innersten Reichen herrscht unter den Negern die Beschneidung, und sie wissen von diesem Gebrauche keine andere Ursache anzugeben, als daß derselbe schon von alten Zeiten her bei ihnen eingeführt ist.

Alle nach Angola segelnden Schiffe hüten sich, den Haven von Benguela unbesucht vorbeizugehen, weil, wegen der in dieser Gegend gewöhnlichen widrigen Winde, es hernach äußerst schwer hält, Loanda zu erreichen, und man sich oft gezwungen sieht, bis gegen die Goldküste hinauf zu segeln; ja viele Schiffe mußten sogar nach einer Reise von vielen Monaten wieder nach Bahia in Brasilien zurükkehren, welches kurz vor meiner Abreise zwei Missionaren begegnet war.

Sklaven sind der vorzüglichste Handel der hier anlandenden Schiffe. Sie werden für einen sehr geringen Preiß erkauft und nach Brasilien geführt. Ein junger Neger von zwanzig Jahren, kostet zwanzig Thaler. Eine Negerin, weil sie von schwächerer Konstituzion ist, zwei weniger. Schwangere Weibspersonen, oder mit säugenden Kindern, werden, Mutter und Kind, für eine Person bezahlt. Weibsleute, die schon viele Kinder gehabt haben, und folglich alt und schwächlicher als andere sind, werden um einen noch wolfeilern Preiß erlassen. Zur Bezahlung werden Waaren gegeben; indem die Verkäufer alles annehmen, was man ihnen gibt. Am liebsten ist ihnen jedoch eine Art Branntwein, aus Molasses gemacht, in welchem sie sich gerne berauschen, und dann Glasperlen von allerlei Farbe, indem sowol Manns- als Weibsleute sich damit schmükken, und viele Schnüre davon um die Füße und an andern Theilen des Leibs tragen. Dieser Handel wird von Hand zu Hand bis in die tiefsten Wüsten getrieben. Macht man seinen Einkauf in den Wüsten selbst, so geschieht derselbe mit noch größerm Gewinne, und man bekömmt daselbst die Sklaven um die Hälfte wohlfeiler als am Ufer, wohin sie schon an Ketten gelegt, gebracht werden.

Unser Schiff kaufte dreihundert Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechts, welche alle nakt auf dem Verdekke zusammen gekrümmt saßen, und wie ein Trupp Affen aussahen. Unter diesen be-

fanden ſich einige Giaghi (Schaggaer), welche alle Menſchenfreſſer ſind. Das Reich, welches ſie bewohnen, iſt überaus groß, und gränzt bis an das Königreich Benguela. Sie unterſcheiden ſich von andern Negern durch eine Platte auf dem Kopfe; denn obgleich alle Negern das Haupt geſchoren haben, ſo ſcheren jedoch die Giaghi eigentlich nur den dritten Theil deſſelben. Sie brechen ſich auch, wie die andern, die beiden Vorderzähne der Oberkinnlade aus, oder feilen ſie weg, und machen ſich, um ein hübſcheres Anſehen zu haben, drei Rizzen in die Wangen. Es gieng mir ſehr zu Herzen, als ich die Leute einſchiffen ſah, denn man ſchleppte ſie gleich dem Vieh mit Ketten am Halſe auf das Schiff. Sie ſchienen jedoch das Elend, das ihrer wartete, gar nicht zu ahnden, oder fühllos gegen daſſelbe zu ſeyn, und ich erſtaunte nicht wenig, als ſie frölich und gutes Muths das Schiff beſtiegen, und in ihrer Sprache Lieder anſtimmten. Faſt durch ganz Afrika herrſcht der Gebrauch des Menſchenhandels. Die Negern verkaufen ſich ſelbſt unter einander, ſogar Aeltern verkaufen ihre Kinder, Brüder ihre Schweſtern, Verwandte ihre Verwandten, und Freunde ihre Freunde, und zwar für die nichtswürdigſten Dinge, als zum Beiſpiel für etliche Flaſchen Branntwein, für ein wenig Tabak u. dgl. Die Nahrungsmittel, die dieſen Negern auf dem Schiffe gereicht werden, ſind des Morgens eine Schüſſel geſottener Maisbrei und ein Trunk Waſſer, und des Abends eine Hand voll

Maniok-

Maniokmehl, oder ein Stük getrokneter Fiſche, und bei dieſer geringen Koſt waren dieſe Leute immer munter und vergnügt, ſchäkerten und lachten beſtändig. Ohngeachtet der Rohheit und Wildheit dieſes Volkes, bemerkte ich doch unter ihnen einen groſſen Grad von Humanität, der ſogar unter Weiſſen ſelten angetroffen wird. Ich warf nämlich einem derſelben ein Stükchen Konfekt, von der Gröſſe einer Flintenkugel zu, welches er ſogleich mit den Zähnen in mehrere Stükke zerſpaltete, ein Stükchen davon für ſich behielt, und das Uebrige an ſeine um ihn herſizzende Kameraden austheilte. Man erzählte mir bei dieſer Gelegenheit, daß die Negern ſich auf ihren Reiſen nie mit Lebensmitteln verſehen, ſondern wo ſie unterwegs Jemand über dem Eſſen antreffen, ſich hinſezzen und miteſſen, ohne eine Verweigerung zu beſorgen. — Nachts trennte man aus guter Vorſorge die Mannsleute von den Weibern, indem man dieſe nebſt den Kindern in den Gang oder die Gallerie verſchloß, jene aber auf dem Verdekke ließ.

Es wurden auf unſerm Schiffe auch acht Elefantenzähne von beträchtlicher Gröſſe gekauft, und zwar um einen ſehr wolfeilen Preiß. Elefanten gibt es hier in Südafrika in Menge, und ihre Zähne werden jährlich zu Tauſenden nach Portugal, Spanien, Frankreich und England ausgeführt. Dem König von Portugal ſoll vor einigen Jahren die Nachricht gebracht worden ſeyn, daß hier in Benguela ein Elefantenzahn von ganz ungewöhn-

licher Grösse gefunden worden sey; allein derselbe habe so weit und tief in den Wüsten gestekt, daß es unmöglich war, denselben bis an das Ufer zu bringen. *)

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Benguela giengen wir wieder unter Segel. Wir strichen stäts längs der Küste im Angesicht des Landes hin, und langten endlich den 9ten November 1698, nach einer Fahrt von 2 Monaten und 27 Tagen, glüklich zu Loanda an.

Gleich nach meiner Ankunft in der Stadt Loanda begab ich mich zu Herrn Ludwig Cäsar von Menezes, dem General-Gouverneur der von der Krone Portugal in diesem Theile von Afrika abhängenden Länder. Ich brachte ihm ein Paket Briefe mit, welche mir seine Gemahlin eingehändigt hatte.

Alle hier befindlichen Missionare gaben mir den Rath, mich nicht eher aus der Stadt in die Missionen hinaus zu wagen, bis ich erst des Klimas gewohnt wäre, indem man durch einen zu frühen Ausflug in diesem heissen Erdstrich gar leicht in gefährliche Krankheiten verfällt, und es uns hernach an dem nöthigen Beistande gebricht. Dieses Zureden würde mich zwar von meinem Vorhaben nicht ab-

*) Nähere Nachrichten über Benguela, worin diese Nachrichten des P. Zuchelli geprüft werden, folgen weiter unten.

gehalten haben; allein ich mußte mich nach dem Willen des Pater Präfekts richten, und dieser, der sich schon lange in diesen Gegenden aufhielt, ermahnte mich selbst, die Zeit abzuwarten, wo die Hizze sich ein wenig legte, die folglich bequemer sei, in die Wüsten hinaus zu gehen.

Der gröſte Theil der Stadt Loanda besteht aus schlechtgebauten Häusern von Erde und mit Pfählen bedekt; doch hat sie auch viele steinerne mit Ziegeln gedekte Häuser. Nach Verhältniß ihres Umfangs ist sie noch so ziemlich bewohnt. Die Zahl der hier wohnenden Weissen beläuft sich kaum auf viertausend. Um so mehr Negern aber befinden sich hier. Man rechnet ihrer beinahe auf vierzigtausend, davon die meisten Sklaven, und in den Häusern ihrer Herren vertheilt sind. Zu diesen sind noch sechstausend Mulatten zu zählen, welche also zusammen eine beträchtliche Volksmenge ausmachen. Das Klima ist hier, wie überhaupt in diesem Theile von Afrika, ausserordentlich heiß. Es regnet sehr selten, und fällt einmal ein Regen, so verursacht er gemeiniglich Krankheiten. Ein Weisser, der von einem Regen überfallen und tüchtig davon durchnäßt wird, bekommt gewöhnlich ein hizziges Fieber, und zieht sich manchmal auch den Tod zu.

Der Stadt Loanda gegen über liegt, in einer Entfernung von drei Meilen, eine kleine Insel, auf welcher das Trinkwasser für diese Stadt geholt wird. Diese Insel hat die Gestalt einer Zunge, und

ist ein und zwanzig Meilen lang und eine halbe Meile breit. Das Wasser daselbst schmekt zwar salpetricht, ist aber der Gesundheit sehr zuträglich. Es wird in grossen Gefässen aufbewahrt, in welchen man es einige Tage destilliren läßt, dann in kleinere Geschirre vertheilt und an einen Ort stellt, wo die Luft streichen kann. An der Spizze der Insel befinden sich gute Vestungswerke, welche die Stadt am Eingang des Havens, gegen das Meer zu, beschüzzen. Auch an der einen Seite der Stadt zeigen sich gute Verschanzungen, die sie vor feindlichen Angriffen sicher stellen.

Diese Stadt hat keine Ringmauern, sondern ist ganz offen; daher kommt es, daß öfters Panther und Löwen, mit welchen dieses Land angefüllt ist, bis in die Stadt hinein auf Raub ausgehn. Kurz vor meiner Ankunft in Loanda, wurde nahe am Terzianer-Kloster, ein Pantherweibchen, welches vielmals schon in die Stadt und bis in die Häuser eingedrungen war, getödtet. Auch gleich nach meiner Ankunft erlegte man bei dem Jesuiter-Kollegium einen Löwen. Beständig liefen, während meines hiesigen Aufenthalts, Nachrichten von dem Schaden ein, den diese Thiere hier unter den Negern anrichteten. Ein Löwe, der einmal Menschenfleisch geschmekt hat, sezt das ganze Land in Schrekken, indem er dadurch nach mehrerem lüstern wird, und nicht ermangelt, immer auf solchen Raub auszugehen. *) Will man seines Lebens sicher seyn,

*) M. s. im V. B. d. W. S. 125. Anm.

ſo muß alle Mühe angewandt werden, ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Elefanten gibt es auch in dieſen Gegenden in groſſer Menge; wenn man aber dieſe Thiere nur in Ruhe läßt, ſo fügen ſie Niemand Schaden zu. Sucht man ſie aber zu fangen oder zu tödten, dann unterlaſſen ſie freilich nicht, ſich gegen ihre Verfolger zu wehren, ja ſie ſelbſt anzufallen. Die Negern der Wüſten bringen viele Elefantenzähne in die Stadt, und verkaufen ſie um ſehr geringen Preiß. Ich ſah einſt über hundert und fünfzig Sklaven des Gouverneurs, alle mit Elefantenzähnen auf den Schultern, welche ſie nach dem Ufer brachten, um ſie auf ein Schiff zu laden.

Das Unheil, welches Löwen, Panther und Leoparden *) in dieſem Lande anrichten, wird durch die Krokodille und Flußpferde noch vermehrt. Dieſe Thiere halten ſich in den Flüſſen von Maſſangano, Dande, Bengo, Embriſo und Zaire auf, und fügen den Leuten ſowohl auf dem Waſſer als auf dem Lande groſſen Schaden zu. In dieſen Flüſſen, beſonders im Zaire und Maſſangano, gibt es auch Manatis **). Man findet hier auch Ottern, groſſe Schlangen, Zibetkazzen, u. ſ. w. Die vornehmen Perſonen in Loanda halten ſolche Kazzen

*) Zuchelli nennt immer Tiger neben den Löwen. Es gibt aber keine Tiger in Afrika, hingegen Panther, Leoparden, Tigerkazzen u. ſ. w. (M. ſ. im V. B. d. W. S. 129. u. ff.)

**) M. ſ. im V. B. d. W. S. 115.

in ihrem Hauſe, bewahren ſie in Käfigen auf, und nehmen ihnen ein paarmal wöchentlich mit einem kleinen Löffel das Zibet aus. Hier wird auch das Kameleon angetroffen. Alle hier in Niederguinea befindlichen Affenarten, ſind von denen in Braſilien verſchieden *). Hier gibt es kleine, mittelmäſſige und groſſe Affen. Da dieſe Thiere ſehr geil ſind, ſo trägt es ſich öfters zu, daß Negerinnen ſich mit den groſſen Affen vermiſchen, und davon Monſtra zur Welt bringen. Vor etlichen Jahren ereignete ſich ſelbſt hier in der Stadt Loanda der Fall, daß zwei Negerinnen auf ſolche Art Affen zu Welt brachten. Einen davon bekam der Gouverneur, der ihn hernach mit nach Liſſabon nahm; und der andere wurde unſern Miſſionaren zu Loanda geſchenkt, welcher einige Jahre im Hoſpitio lebte und hernach ſtarb. Wer ihn geſehen hat, verſichert, er habe der äuſſerlichen Geſtalt nach, mehr einem Menſchen, als einem Affen geglichen **). Wallfiſche gibt es hier in gröſſerer

*) Ganz richtig, die Affen der neuen Welt, ſind von denen der alten Welt weſentlich verſchieden. (M. ſ. Zimmermann's geographiſche Geſchichte des Menſchen ꝛc.)

**) Man hält dieſe Geſchichten alle für Mähren, und unſre neueren Phyſiologen bezweifeln die Möglichkeit einer fruchtbaren Vermiſchung zwiſchen Affen und Menſchen. (M. ſ. Zimmermann's geographiſche Geſchichte und Blumenbach de varietate gen. hum.)

Menge, als in Brasilien; allein es ist Niemand darauf bedacht, sie zu fangen, indem die Leute hier statt des Wallfischthrans ein gewisses Oel, das die Frucht des Palmbaums liefert, brennen, und sich auch des Thrans von einem andern Fische, Chelme genannt, bedienen, welches beides besser zum Brennen, und hier im Ueberfluß ist.

Die hiesigen Weissen, welche grosses Vermögen besizzen, haben jederzeit dreissig bis vierzig Sklaven zum Dienst in ihren Häusern. Wer nicht so bequem leben kann, hält verhältnismässig weniger, nachdem es die Umstände erlauben. Die weissen Frauenzimmer haben hier zu Lande, besonders bei ihren Niederkünften, sehr viel auszustehen, und verlieren dabei öfters das Leben. Nach der einmal hier angenommenen Gewohnheit sizzen die Weiber alle auf flacher Erde, und in der Kirche auf einem Teppich, umgeben von einem Trupp Sklaven zur Aufwartung. Dieses Gefolge von Sklaven macht einen bunten Anblik, der mich öfters an unsere Karnevals erinnerte, denn die Negern sehen wegen ihrer natürlichen Farbe und ihres Anzugs ohnehin schon wie Verlarvte aus, und verunstalten sich noch mehr, da sie die Stirne, ja oft das ganze Gesicht mit Farben beschmieren, und manchmal gar ein Pflaster auf der Nase liegen haben. — Die Blattern sind hier eine gefährliche Plage. Sie werden gleich epidemisch, und verursachen, wenn sie grassiren, ein grosses Sterben unter den Negern. Ich sah hier ein besonderes Spiel der Natur. Nemlich ein Car-

meliter hatte einen von einem schwarzen Vater und einer schwarzen Mutter gebornen Sklaven, der vollkommen weiß war, und nicht das geringste Merkmal von Schwärze an sich hatte; selbst sein Haupthaar glich gesponnenem Silber. In Ansehung der Gesichtszüge, der krausen Haare und der stumpfen Nase, kam er übrigens völlig mit andern Negern überein. *)

Wer hier ein wenig splendid lebt, läßt sich in einem Nezze tragen, und hat einen Sklaven nebenher gehen, der einen grossen Sonnenschirm, den man im gemeinen Leben Sonnenhut nennt, über ihn herhält. Auch wer zu Fuß geht, läßt einen solchen Schirm über sich hertragen. An Lebensmitteln, als an Brod, Wein, Oel, (Käse und dergleichen europäische Speisen ausgenommen) ist hier kein Mangel, auch an Ochsen, Schafen, Schweinen, Hünern und dergleichen gebricht es nicht; vorzüglich aber sind Fische hier im Ueberfluß. Da der Boden sandig und unfruchtbar hier herum ist, so werden keine grüne Gemüße hier gezogen, sondern müssen von Bengo und Dande gebracht werden, wo man sie an den Flüssen zieht, und den Samen dazu aus Portugal kommen läßt. Man hat alle in Brasilien befindlichen Gewächse nach Angola ver-

*) Dies ist kein Spiel der Natur, sondern die Wirkung einer unter manchen Negervölkern nicht seltenen Aussazähnlichen Krankheit, welche diese Blafards oder Albinos hervorbringt.

pflanzt. Ananas trift man hier in groſſer Menge an. — Auch gibt es noch eine vortreffliche Frucht hier, welche Grafenfrucht genannt wird, weil ſie ein Graf aus Oſtindien in dieſes Land gebracht haben ſoll *). Zedern, Pomeranzen und Zitronenbäume ſind dem hieſigen Lande eigenthümlich. Zu Loanda, in Bengo und Dande gibt es auch Feigenbäume und Weinſtökke, allein beide kommen zu keiner Vollkommenheit. Melonen und Kürbiſe findet man auch hier. Salz wird zu Benguela gemacht, und dieſe ganze Küſte damit verſehen. Die Negern bedienen ſich jedoch deſſelben nur wenig, indem ſie meiſtens ihre Speiſen ohne Salz eſſen. Die in dieſem Lande gewöhnlichſten Krankheiten ſind heftige Kopf- und Lendenſchmerzen, ingleichen Hämorrhoiden, welche den Menſchen ſchwach und zu allen Geſchäften untüchtig machen. Der Geſundeſte iſt dieſen Zufällen ausgeſezt. Laue Bäder und Kliſtire von friſchem Waſſer, nebſt Pomeranzenſaft, ſind die Mittel, deren man ſich darwider bedient. Achtet man dieſe Krankheiten nicht, ſo entſtehen am Ende hizzige Fieber, die ſo heftig ſind, daß ſie den Patienten manchmal des Verſtands berauben. Häufiges Aderlaſſen an den Füßen iſt das beſte Mittel dieſes Fieber zu vertreiben. Ich habe die Merkmale dieſer Kur an den Miſſionaren, die vor mir hierher gekommen, geſehen, indem ihre Füße nicht wenig von Lanzettenſtichen gezeichnet waren. Wer aus

*) M. ſ. weiter unten die Naturgeſchichte.

Italien nach Kongo reist, geht von einem Extrem zum andern; indem er sich aus dem gemäßigtsten in das heisseste Klima begibt. Um daher hier einer guten Gesunndheit zu genieſſen, muß man vorher das alte Blut wegschaffen, und es dann durch Speisen des Landes wieder ersezzen *), muß keinen Wein, sondern lauteres Wasser, und öfters Palmsekt trinken. Hat man auf diese Weise sich neues Blut und neue Kräfte verschafft, so empfindet man die Hizze dieses Klimas, von der diese Krankheiten gewöhnlich herrühren, schon nicht mehr so stark. Es sind aber die hiesigen Speisen zwar wolschmekkend, geben aber keine so gute Nahrung wie die unsrigen in Europa. Wahrscheinlicherweise ist das viele Aderlassen die Ursache der bleichen Gesichtsfarbe der hiesigen Weissen. Diese lassen gewöhnlich einige ihrer Negern im Aderlassen unterrichten, wozu sie Lanzetten aus Portugal kommen lassen. Es gibt noch eine andere Krankheit hier, die in einem leichten Fieber besteht, und von keiner Bedeutung zu seyn scheint, aber mit der Zeit den Menschen ganz kraftlos und zu allen Dingen unfähig macht.

Den Negern sind allerhand heilsame Kräuter und verschiedene purgirende Mittel bekannt; allein wir Missionare bedienen uns nie derselben, sondern versehen uns aus Europa mit Medikamenten. Wer in diesen heissen Ländern Medizin nimmt, darf denselben ganzen Tag sich nicht der Luft aussezzen.

*) Ein seltsamer Gedanke!

weil sonst die Medizin öfters die schlimmsten Wirkungen hat, und den Menschen manchmal der Sinne beraubt.

Unser Hospitium ist von Stein und Kalk gebaut, und von einem kleinen italienischen Kloster wenig verschieden. Es hat eine gute Lage, in der Mitte der Stadt, auf einem erhabenen Ort, wo die Luft streichen kann. Unsere Hospize in den Wüsten sind freilich nicht so beschaffen; diese sind niedrig, und entweder von schlechter Erde oder von Palmzweigen und Schilf gebaut, und mit Reisig und Blättern gedekt, welches ihnen mehr das Ansehen einer Hirtenhütte, als der Wohnung von Ordensbrüdern gibt. An Buß und Festtagen erblikt man hier nicht, wie vor den Kirchen in Europa, eine Menge Kutschen, sondern statt deren, Nezze und Sonnenschirme mit einer Menge Negern umgeben; man trift auch an einem solchen Feste, aussen vor der Kirchthüre, öfters einige Negern an, welche auf Marimben, den musikalischen Instrumenten der Negern, spielen. Dies Instrument besteht aus der Hälfte eines grossen Reifs, an welchen zwei Duzzend mit einem dünnen Fell überzogene Fläschchen von ungleicher Grösse reihenweisse durch eine Schnur bevestigt sind, und mit zwei hölzernen Schlägeln gespielt werden. Wenn dieses Instrument von den Negern mit Kunst gespielt wird, lautet es wie ein Glokkenspiel und hat keinen unangenehmen Klang. Mit diesen Marimben pflegen die Negern ihre Feierlichkeiten zu begehen, indem sie dabei tanzen und Gaukeleien machen.

Die Einwohner der Reiche Angola und Kongo sind zwar schon seit vielen Jahren zum Kristenthum bekehrt, allein sie führen doch mehr ein heidnisches als kristliches Leben. Dies rührt theils von ihrer Rohheit, und theils von der Seltenheit der evangelischen Arbeiter her; indem, wegen der Grösse dieser Länder, manchmal acht bis zehn Jahre hingehen, ehe die Negern in den Banzen und Libatten, (so werden ihre Städte und Dörfer genannt) das Angesicht eines Priesters zu sehen bekommen. Diese Leute, die ohnehin von Himmel und Hölle wenig wissen, sind blos bedacht, den Reizungen ihrer Sinne zu folgen, und so vergnügt als möglich zu leben. Geht ein Missionar in die Wüsten, und läßt durch die Mani und Sova, die Gouverneurs der Städte, das Volk in die vornehmsten Banzen und Libatten zusammen berufen, so eilt dasselbe doch gleich wieder nach seinen Hütten, und er muß es in wenig Tagen wieder auseinander gehen lassen. Der Missionar selbst muß seine Verrichtungen beschleunigen, um, noch ehe die Regenzeit sich einstellt, wieder in seiner Behausung zu seyn. Der Regen hat in diesem Lande eine bestimmte Zeit, in der er fällt. Er fängt gegen Ende Oktobers an, und dauert den November und Dezember hindurch, wo immer von Zeit zu Zeit ein feiner Regen fällt, welcher der kleine Regen genannt wird. Der Januar und Februar sind trokne Monate. Im März und April aber fallen hier die grossen Regen. Diese sechs Monate sind die heißesten im Jahr. Hierauf

folgen die weniger heiſſen oder die kühlen Monate, Mai, Junius, Julius, Auguſt, September und faſt der ganze Oktober, in welchen es gemeiniglich nie regnet. Dieſes iſt eine allgemeine Wetterregel in dieſem Lande. Zwar iſt in der troknen Jahrszeit der Himmel oft ſehr trübe und mit Wolken überzogen, allein es ſind lauter unfruchtbare Wolken. Von dieſer Wetterregel ſind jedoch einige Gegenden von Kongo auszunehmen, wo es zuweilen auch in den troknen Monaten regnet.

Um die Negern von ihren unordentlichen Heurathen zu einem ordentlichen kriſtlichen Ehebündnis mit einer Frau zu bringen, koſtet den Miſſionaren groſſe Schwierigkeiten; denn dieſe Leute leben alle im Konkubinat, und haben ihr nächſten Verwandten, ja öfters ihre eigenen Schweſtern zu Beiſchläferinnen. Sie halten es für ein gar zu hartes Geſez, ihre ganze Lebenszeit ſich mit einer Frau zu verbinden. Ohngeachtet aller Bemühungen der Miſſionar im Reiche Ginga, *) war es ihnen doch nicht möglich die daſige Königinn von ihrem üppigen Leben, das ſie mit einer Menge Buhler führte, zu einer rechtmäſſigen Ehe mit einem derſelben zu bereden, ob ſie gleich ſchon betagt war, und viele Kinder gehabt hatte.

Auch die Zauberer und Schwarzkünſtler machen

*) Ohne Zweifel Matamba, welches die Königinn Anna Zinga beherrſchte, von welcher hier die Rede iſt. (Davon unten ein Mehreres).

uns viel zu ſchaffen. Dieſe Leute ſind zugleich die Aerzte der Negern und ihre Kuren beſtehen meiſtens in abergläubiſchen Mitteln. Sie begeben ſich oft von einer Menge Volks umringt in die dikſten Wälder, wo ſie geheime Zuſammenkünfte halten, unter Pauken- und Marimbenſchall Opfer bringen, und ganze Nächte bei Mondenſchein in unzüchtigen Tänzen hinſchwelgen. Die Negerweiber im Königreich Angola begeben ſich, wenn ſie niederkommen wollen, in den Wald hinaus, wo ſie gebären, und hernach ſich in einen Fluß tauchen, um ſich wieder zu reinigen. Im Königreich Kaſſanga, welches die Schaggaer bewohnen, legt der Mann, ſobald die Frau niedergekommen iſt, ſich zu Bette, und die Frau muß ihm aufwarten. *)

Das Königreich Kongo iſt, wenn man auch die Reiche Ginga, Matamba, Kaſſanga, Ngojo, Kakongo und Zonzo abrechnet, **) ein ſehr weitläufiges Reich, das Frankreich an Gröſſe wenig nachgibt. Es wird in ſechs Provinzen abgetheilt, davon jede wieder kleinere Provinzen in ſich begreift. Sie heiſſen Sundi, Bamba, Pango, Sogno, Pemba und Batta, von welchen beſon-

*) Dieſe ſeltſame Sitte findet man auch bei anderen Völkern, z. B. bei den Wilden am Oronokoſluſſe, bei einigen tatariſchen Völkern, u. ſ. w. ja ſogar in Bearn in Frankreich. (M. ſ. Demeunier, Ueber die Sitten der Völker, I. S. 159.)

**) Dies ſind meiſtens nur Namen von kleinen Landſchaften. (M. ſ. weiter unten die Länderbeſchreibung.)

des Sundi und Bamba so groß sind, daß in den vorigen Zeiten ihre Fürsten Armeen von vierhunderttausend Mann mit Pfeil und Bogen ins Feld stellen konnten *). Heutzutage ist jedoch diese Menge ziemlich geschmolzen, und zwar, wie ich glaube, durch den Sklavenhandel.

Wir haben in diesem Theile von Afrika acht Missionen. Die Hauptmission ist zu Loanda, wo der Pater Präfekt seinen Siz hat. Die übrigen Missionen sind zu Bengo, Massangano, Dande, Kanede, Sogno, und Emgus.

Manns- und Weibspersonen gehen hier nakt; die Sovi und Mani ausgenommen, welche bei ihren Amtsverrichtungen ein kleines von Alikondawurzel geflochtenes Müzchen auf dem Kopf und in der Hand einen Stab tragen. Die Missionare konnten anfänglich kaum von den Negern erhalten, daß

*) Dies ist übertrieben! Das Reich Kongo ist, nach seinem jezzigen Länderbestande nicht über 5000 Quadratmeilen groß, und kann bei den grossen Wüsten, die es umfaßt, gewiß kaum tausend Einwohner auf einer Quadratmeile zählen, welches für obige runde Zahl eine Summe von fünf Millionen Menschen gäbe, die gewiß noch zu hoch ist. Democh können hier grosse Armeen sich sammeln, wenn nämlich alle Mannsleute die Waffen ergreiffen. Bamba wird nach ungefährer Schäzzung nicht über 300 Q. M. groß seyn, und gewiß nicht über 300,000 Einwohner fassen; folglich müßten schon alle Mannspersonen vom Knaben bis zum Greisen zu Felde ziehen, wenn nur Einhunderttausend Mann gestellt werden sollten.

sie nur ihre Scham bedekten. Wir sind indessen sehr darauf bedacht, nach und nach immer mehr Sittlichkeit unter ihnen einzuführen. Die Negern haben zwar Häuser oder Hütten, halten sich aber wenig darin auf. Wenn ein Neger Feuer sieht, so naht er sich demselben, und wärmt sich, wie bei der grösten Kälte. Die Negern sizzen, essen und schlafen auf blosser Erde. Ihr ganzer Hausrath besteht in einigen Schüsseln zum kochen, einigen Wassergefässen, einer Karste, etwa einem Beil zum Holz fällen und dergleichen Dingen. Sie suchen ihren Lebensunterhalt von einem Tag zum andern; und sind bei ihrer anscheinlichen Armut stets frölich und vergnügt.

So oft zu Angola ein neuer Gouverneur gesezt wird, welches alle drei Jahre geschieht, schikken die angränzenden Könige Gesandte dahin, demselben zu seiner Ankunft Glük zu wünschen und das gute Vernehmen mit den Portugiesen zu erneuern. Eben als ich zu Loanda war, langte der Gesandte des Königreichs Rassanga an. Es war ein altes betagtes Männchen, und hielt seinen Einzug auf folgende Art. Erstlich kamen Negern mit musikalischen Instrumenten, nämlich mit Trommeln, die aus einem ausgehöhlten, und mit einem Fell überzogenen Stük Holz bestehn, und mit der Hand geschlagen werden, mit aus kleinen Elefantenzähnen verfertigten Trompeten, die einen abscheulichen Ton geben, und mit Marimben. Sie tanzten dabei und sangen Loblieder auf ihren Gesandten ab. Nach diesem Schwarm von Negern folgte, mit einer kleinen

Müzze auf dem Haupt, einen Stab in der Hand, und umgeben von etlich und vierzig Bogenschüzzen, der Ambassadeur selbst. Er sowohl als sein Gefolge tanzten alle. Der Gouverneur empfieng ihn unter einem Thronhimmel, wo derselbe niederkniete, hinten auf seine Fersen sezte, dreimal die Hände übereinander schlug, und dann sich auf die Erde niederließ. Hier brachte er mit Hülfe eines Dollmetschers seine Sache vor. Und als er mit einem abermaligen Händeklatschen beschlossen hatte, beschenkte er den Gouverneur mit zwölf Sklaven, welches dieser durch allerhand europäische Waaren erwiederte. Hierauf kehrte der Alte freudig und vergnügt in sein Land zurük.

Nach einer ausgestandenen heftigen Krankheit, der jeder, in diese Gegenden Ethiopiens kommende Fremde, ausgesezt ist, und welche die Krankheit des Landes genannt wird, wurde ich endlich von unserm Präfekt zur Mission nach Sogno ausersehen. Sogno liegt ungefähr vierhundert Meilen von Loanda. Man wählt gewöhnlich den Weg zur See dahin, weil der zu Lande zu weit und zu beschwerlich seyn würde. Wir hatten ein offnes Schiffchen ohne Kajüte, und standen sehr viel auf dieser Reise theils vom Regen, und theils von Skorpionen, die sich in dem Schiffe befanden, aber nicht so gefährlich wie die europäischen sind, aus. Nach einer achttägigen Schiffahrt ankerten wir spät des Abends vor der Spizze des Vorge-

birgs Padron, da wo der Fluß Zaire, einer der Flüssen des ersten Rangs in Afrika, dessen Mündung dreißig Meilen breit ist, sich ins Meer ergießt. In diesem Strome befinden sich viele Inseln, welche, ohngeachtet der daselbst herrschenden ungesunden Luft, alle von Negern bewohnt sind. Wir passirten das Vorgebirg Padron, und liefen in den Zaire ein, wo uns der Fürst von Sogno ein Fahrzeug entgegenschikte, um uns weiter den Fluß hinauf zu bringen. Als wir sieben Meilen gefahren waren, kam der Fürst von Sogno selbst, nebst einem Missionar des dasigen Hospizes in einem Kahn an unser Schiff, und fuhr mit uns bis Pinda, wo wir ans Land stiegen, und von einer grossen Menge Volks empfangen wurden. Wir sezten hierauf in Nezzen unsere Reise weiter nach Sogno fort, umringt von einer Menge Negern, welche truppweise bei den Nezzen herliefen, und um die Ertheilung des Segens baten. Unter diesen befanden sich auch unsere Dollmetscher, denen wir den Titel Kirchenmeister gaben. Diese Leute sind meistens Anverwandte des Fürsten, durften sich aber, ohngeachtet ihres Rangs, nicht in Nezzen tragen lassen, sondern mußten zu Fusse laufen. Auf dem halben Wege zwischen der Libatte von Pinda und der Banze von Sogno wurden wir mit Trommeln, die beinahe wie Bienenkörbe aussahen, und einen etwas dumpfern Schall als eine Pauke hatten, und mit Trompeten von Elefantenzähnen empfangen. Mehr als

sechstausend Menschen kamen hier zusammen, unter welchen viele Lieder in ihrer Sprache absangen, und einige sogar von Zeit zu Zeit Salven aus Musketen gaben, die sie von den Engländern und Holländern eingehandelt hatten. Sie wußten aber so wenig damit umzugehen, daß sie, wenn sie dieselben losbrannten, das Gesicht weghielten, und hernach sogar aus den Händen fallen liessen. Sie waren aber doch allemal sehr erfreut über den Knall. Unter dieser Begleitung kamen wir in der Banze von Sogno an, und hielten gleich mit sechs Fahnen eine öffentliche Prozession nach der Kirche des heiligen Antonius.

Der Fürst besaß einen guten natürlichen Verstand, und hatte von unsern Missionaren die portugiesische Sprache ein wenig erlernt. Ungeachtet er schon an der Regierung war, versah er doch noch immer seinen vorigen Dienst als Kirchenmeister, und wiederholte dem Volk die von uns gehaltenen Reden in seiner Muttersprache. Wenn Klagen wider ihn einliefen, so ermangelten wir nicht, unsre Autorität zu zeigen, und ihm derbe Verweise zu geben, welche er auch mit gröβter Demuth annahm. *) Seine gewöhnliche Kleidung ist von der seiner Unterthanen in nichts verschieden, ausgenommen, daß er, wenn er etwa in die

*) Davon haben wir in Merolla's Reisebeschreibung schon manches Beispiel gesehen!

Kirche oder in das Hoſpiz geht, einen ſchwarzen Mantel über die bloßen Schultern hängt. Allein, als er ſich einſt in ſeinem fürſtlichen Pomp zeigte, trug er auſſer dem Mantel auch ein kleines von Palmblättern geflochtenes Müzchen auf dem Haupt, und hatte nicht nur viele Schnüre rother Korallen und Muſcheln, ſondern auch groſſe Roſenkränze von weiſſem durchſichtigem Glas, und meſſingene Ketten um den Hals, die bis auf die Knie herab hiengen, welcher Zierrath auf zehen Pfunde wog. An den bloßen Füſſen trug er ein paar karmoſinrothe ſammtene mit goldenen Spizzen bordirte Pantoffeln, welche er von den Engländern bekommen hatte. *) Keiner der Unterthanen unterſtand ſich ſtehend mit dem Fürſten zu reden, ſondern, wenn ſie ein Geſuch bei demſelben hatten, fielen ſie auf ihre Knie, ſezten ſich zurük auf die Ferſen, und ſchlugen die Hände in einander. Beſchenkt der Fürſt einen derſelben, oder erzeigt ihm ſonſt eine Gnade, oder hat eine Strafe auf ihn ergehen laſſen, ſo beobachtet dieſer eben die Zeremonie, und ſtreut, zu mehrerer Bezeugung ſeiner Unterthänigkeit, dreimal Sand auf ſein Haupt, Schultern und Augenbraunen. Die Provinz Sogno iſt von groſſem Umfang und ſehr bevölkert, wie man aus der Anzahl der Getauften einigermaſſen abnehmen kann. Man trift hier weder Städte noch

*) Die Titelvignette dieſes Bandes ſtellt einen Fürſten von Sogno in ſeinem beßten Puzze vor.

Vestungen an, sondern das ganze Land besteht in bewohnten Wäldern und Wüsteneien. Vor einigen Jahren war der Fürst von Sogno im Krieg verwikelt, und stellte eine Armee von mehr als dreimal hunderttausend Mann ins Feld. (!) Dies würde unglaublich scheinen, wenn nicht bei dergleichen Fällen alles, was Pfeil und Bogen tragen kann, mit in den Krieg ziehen müßte. Bloß Weiber, Kinder und alte Leute bleiben zu Haus und besorgen das Hauswesen. Ohngeachtet seit einigen Jahren diese grosse Anzahl Menschen sich ziemlich vermindert hat, versicherte mich doch der Fürst, daß er binnen vier und zwanzig Stunden, bloß in der Gegend von Sogno und den angränzenden Maniaten, eine Armee von fünfzig tausend bewaffneter Mannschaft aufbringen könnte. Die Art, eine Armee zu versammeln, ist folgende: Die Negern halten die Hände vor den Mund, und fangen ein gräßliches Geheul an. Sobald dieses sich durch die Libatten verbreitet, greift alles zu den Waffen, und jeder Mani führt seine Leute auf den Versammlungsplaz. Die Negern halten beim Kriegführen nicht die mindeste Disciplin oder Ordnung, und ihre Tapferkeit haben sie mehr in den Füssen als Händen, indem sie gar bald ihrem Feind den Rükken zukehren, und sich so lange in den Wüsten verbergen, bis es ihnen Zeit dünkt, aus diesem Zufluchtsort sich wieder hervor zu machen und ihre Feinde von neuem anzufallen. Ihre Kriege sind daher oft in wenig Tagen zu Ende gebracht, und

sie gewinnen dabei selten eine Handbreit Land, es sei denn, daß der Fürst des Landes selbst unter den Todten bliebe; denn da es keine Städte und Vestungen giebt, so kann sich der Feind nicht halten; und brennt er die Wohnungen ab, so sind diese, so bald das Land geräumt ist, in wenig Tagen wieder aufgebaut. Ihre Hauptabsicht geht daher bei ihren Kriegen dahin, viele Sklaven zu machen, die sie hernach auf die Schiffe verkaufen. Sind die Ueberwinder Menschenfresser, so legen sie die im Treffen gebliebenen Feinde auf hölzerne Gabeln, braten sie, und geben ihnen ein Begräbniß in ihrem Leib.

Ohngeachtet der Erdboden hier sandig zu seyn scheint, so wird man doch bei näherer Untersuchung gewahr, daß derselbe aus einer leichten Erde besteht, die vermögend wäre, alle Arten Früchte hervorzubringen. Wegen Mangel an Steinen werden hier die Häuser aus Palmbaumästen gebaut, sie binden sie zwischen ins Vierek aufgerichtete Pfähle; diese dekken sie hernach mit Aesten in der Form eines Ziegeldachs zu, und füllen es mit Blättern aus. Nur in der Mitte einer solchen Hütte kann man aufrecht stehn, und berührt auf beiden Seiten die Wand, wenn man die Hände ausstrekt. Unser Hospizium ist auf die nämliche Art gebaut, aber weit breiter, höher und bequemer. So viel Zellen und Stuben in einem Kloster sind, aus so vielen nicht weit von einander entfernten Häuschen besteht dasselbe. Die Kirche

aber ist nach einem weit grössern Maasstab gebaut, und kann bei sechstausend Menschen fassen.

Die wohlhabendsten Negern, ja selbst der Fürst, essen nur selten gekochte Speisen. Schlachten sie einmal eine Ziege oder ein Schwein, so stehen sie nicht eher vom Essen auf, bis alles aufgezehrt ist. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Zugemüsse und Früchten des Landes. Ihre Art zu essen ist eben nicht appetitlich; statt des Löffels bedienen sie sich der Hände, statt der Gabel der Finger, und wenn sie sich brav beschmuzt haben, wischen sie ihre Hände am bloßen Leib oder an den Haaren auf ihrem Kopf ab. Der Fürst gibt wöchentlich einmal den Vornehmsten der Banze ein öffentliches Gastmal, wobei die Speisen in einem Brei und einem Gericht Fleisch oder Zugemüsse bestehn. Obgleich sonst der Fürst mit seinen Gästen auf bloser Erde zu sizzen und aus Einem Topf mit ihnen zu essen pflegte, so haben wir ihn doch dahin gebracht, daß er jezt ein wenig abgesondert auf einer kleinen Bank sizzet, und aus einer zinnernen Schüssel ißt. Die Fürstinn hingegen speißt, abgesondert vom Fürsten, aus einer hölzernen Schüssel.

Ehe noch Missionare in diese Gegend gekommen waren, gieng das männliche und weibliche Geschlecht ganz nakt. Jezt haben wir es dahin gebracht, daß sie ihre Scham mit Tüchern aus Palmbäumen bedekken. Die Vornehmsten tragen ein aus Empus oder aus Fäden von Palmblättern gewirktes Nez

über den Schultern und um die Bruſt her. Sie haben noch ein anderes ein wenig enger geſtriktes Nez vorne am Halſe oder hinten über den Schultern herunter hängen, das ihnen ſtatt einer Taſche dient. Hier wie in den andern Provinzen von Kongo, dienen die Zimbos oder Muſcheln ſtatt der Münze. Was jedoch in dieſer Provinz noch eher als Münze betrachtet werden könnte, iſt das Libongo. Dies iſt ein glattes aus Palmblättern gewirktes Tuch, von der Gröſſe eines Schnupftuchs. Für ein Kind zu taufen bekommen wir gewöhnlich zwei Libongen, wir haben viele tauſend derſelben in unſerm Hoſpizio liegen; wofür wir Lebensmittel einkaufen. Der vornehme Neger unterſcheidet ſich vom gemeinen Volk weder durch Kleidung noch durch ein Gefolge von Sklaven. Die Negern welche frei ſind, und andere Negern als Sklaven unter ihrer Herrſchaft haben, machen in gewiſſem Betracht hier den Adel aus; jedoch hält ſich auch jeder, der nur kein Sklave iſt, er ſei auch noch ſo gering, für einen Edelmann, und kann Fürſt und König werden. Es ſind aber nur Wenige, die ſich dieſer Freiheit rühmen können, indem beinahe die ganze Nazion in der Knechtſchaft ſchmachtet. Wer von ihnen frei iſt, weiß ſich ſoviel damit, als wenn ſeines Gleichen nicht in der Welt wäre. Die Vornehmſten, ja ſelbſt der Fürſt, ſchämen ſich nicht die niedrigſten Arbeiten, als z. B. das Land, oder Häuſer zu bauen und dergleichen. Die Mani oder die Statthalter in den Banzen dieſer Provinz hängen alle

vom Fürsten ab, der sie ein und wieder absezt. Hier gibt es viele Mani, indem der Staat aus dreissig Banzen besteht, welche eben so viele Maniaten ausmachen. Die vier vornehmsten Mani haben den Titel der Wahlherren, weil die Wahl des Nachfolgers des Fürsten auf ihnen beruht. Allein, da sich gemeiniglich der Mächtigste mit Gewalt auf den Thron sezt, so haben sie diesen Titel im Grunde nur dem Namen nach. Jeder Mani hat zuweilen zehn, zwanzig, ja manchmal vierzig und fünfzig Libatten in seinem Gebiet, in welche er wieder ein Oberhaupt sezt, welches Makalunto genennt wird, und so viel als Oberer bedeutet. Das Maniat von Chiova ist das grösste, das unter Sogno steht. Zu meiner Zeit war der Bruder des Fürsten, Mani dieser Provinz. In diesem Gebiete werden die gefärbten Libongen, die man gewöhnlich bongische Tücher nennt, verfertigt, die durch die Verschiedenheit der Arbeit sich von den glatten Libongen, die statt Münze dienen, unterscheiden. Unsere Missionaren lassen aus dergleichen Libongen Tapeten, Küssen und andre Dinge machen. Diese Libongen sehen sehr gut aus, und sind ziemlich stark und dauerhaft. Nach der Verschiedenheit der Arbeit haben sie auch verschiedene Namen. Die disseits des Flusses Zaire in den Reichen Loango, Rakongo und Ngojo verfertigten hält man, weil sie aus feinem Empus sind, für die besten. Zu Verfertigung dieser Libongen stekken die Negern zwei Hölzer in die Erde, knüpfen die Faden von Empus daran

und weben hernach mit zwei subtilen Stäbchen von Baumrinden damit, bis die Libonge fertig ist, worauf sie dieselbe mit einem Eisen beschneiden, und ihr dadurch das Ansehen von arabischem Sammt geben. Die hier anlandenden Schiffe suchen diese Libongen sehr auf, und nehmen sie als eine Seltenheit mit in ihr Land.

Es kostete uns Anfangs Mühe, uns an die Speisen dieser Länder zu gewöhnen; mit der Zeit fanden wir Geschmak daran. Gebakner Bessus von Karmina *) war unser Brod, Palmsekt unser Wein. Oel des Palmbaums diente uns zur Butter. Fische sind in Ueberfluß. An Hünern, Schweinen, Ziegen fehlt es auch nicht. Wildpret allerlei Art gibt es in Menge; die Neger achten es aber nicht. Ihr vorzüglichstes Wildpret sind Mäuse, welche mit Haut und Haar gebraten und verzehrt werden. Heuschrekken sind auch eine Lekkerspeise der Negern. Merken die Neger, daß wir vor diesen Speisen einen Ekkel haben, so glauben sie, wir wüßten nicht was gut ist.

Vor Einführung des Kristenthums wußte man hier nichts von den Titeln König, Fürst, Herzog, Graf, u. s. w. sondern der höchste Titel war Mani oder Oberhaupt, eine Benennung, die jezt blos den Statthaltern gegeben wird. Die Negern sind sehr

*) Wenn dies nicht Maniok bedeutet, so läßt es sich nicht wol errathen, was es seyn soll. M. s. weiter unten den § von den Speisen der Negern.

gierig nach dieſen neu eingeführten Titeln. Der Fürſt von Sogno, weil er mächtiger als der von Sundi und Bamba iſt, wollte auch einen vornehmen Titel haben, und nannte ſich Graf. Seit ihm aber dieſer Irrthum benommen worden, läßt er ſich Großfürſt nennen.

Wäre dieſes Land von Europäern bewohnt, unglaubliche Schäzze würden ſich daraus ziehen laſſen; denn das Erdreich iſt ſehr fruchtbar, und verſpricht des Jahrs eine dreifache Aerndte. Die hieſigen Einwohner ſind zu träg, um daſſelbe ordentlich anzubauen. Die Holländer trafen bei ihrer erſten Ankunft Muskatennußſtauden hier an. (!) Es gibt viele ſeltne Holzarten hier. Aus vielen Umſtänden läßt ſich ſchlieſſen, daß es auch Gold- und Silberbergwerke hier gibt; allein die Negern wollen nichts davon wiſſen, aus Furcht, wir Europäer möchten ſie ſonſt aus ihrem Lande vertreiben. Eiſen iſt das einzige Metall, von dem ſie Gebrauch machen, und welches ſie aus einem in dem Maniat Emdari befindlichen Bergwerk holen. Daß dieſes Land viel heilſame Kräuter hervorbringe, läßt ſich nicht wol bezweifeln; es gibt aber auch viele giftige Kräuter, deren ſich die Negern bedienen, einander aus dem Wege zu ſchaffen, indem ſie dieſe heimliche Art zu morden den Waffen vorziehen.

Die Negern ſind voll abergläubiſcher Meinungen und Gewohnheiten. Das Stolpern über einen

Stein bedeutet bei ihnen Unglük. Die Erblikkung einer kleinen Spinne, Beſuch. Der Geſang eines Vogels bei einem Geſchäfte, gute Verrichtung. Sternſchnuppen bedeuten Mordthaten, die eben begangen worden, und rufen laut wider die Mörder. Vor Bienen knieen die Weiber nieder und ſchlagen ſich vor die Bruſt, damit ſie ihnen nicht die Milch nehmen. Vom Neumond hängt das Wohl und Weh der Menſchen ab, und ſein Anblik erwekt ihnen Vergnügen.

Wenn Aeltern ihre Tochter Jemand zur Beiſchläferinn geben, ſo muß ſie ſich einen Monat lang in einem beſondern Haus aufhalten, ſich mit Quakſalbereien beſchmieren, und erhält von alten Weibern in allerhand unzüchtigen Dingen Unterricht. Wird ſie ſchwanger, ſo trägt ſie über den Schultern oder um den Leib herum eine gefärbte Schaale oder Rinde eines Baums, Marone genannt, um eine gute Niederkunft zu bekommen. Iſt das Kind zur Welt gebracht, ſo wird deſſen Geburt auf folgende Art gefeiert. Vater und Mutter werfen ſich einander das Kind zu, nicht ohne Gefahr des Kindes, und geben dabei den nächſten Verwandten einen Schmauß, wobei ſie luſtig und guter Dinge ſind.

Als der Mani von Chitombe geſtorben war, riß ihm das Volk die Haare am ganzen Leibe, die Nägel von Händen und Füſſen und die Zähne aus, und zwar in der thörichten Einbildung, daß ſie ſonſt des gewöhnlichen Regens beraubt ſeyn würden.

Ihre Todten beklagen sie auf folgende Art. Des Abends versammelt sich die ganze Verwandtschaft und Freundschaft vor dem Hause des Verstorbenen, wobei jede Person eine Matte mitbringt, auf welche sie sich niedersezzen und in mancherlei Tönen ein klägliches Geheul bis zu Anbruch des Tags machen. Dieses Klagegeschrei dauert dreißig Nächte nach einander fort. Da Männer und Weiber alle untereinander sizzen, so wird bei solchen Gelegenheiten, indem man den Tod eines Menschen betrauert, der Grund zum Leben vieler andern gelegt. Wir haben nicht erfahren können, ob die Negern hier das sogenannte Tampo halten, wie in den Reichen Angola, Ginga und Rassanga geschieht. Wenn nämlich der Verstorbene drei Nächte beklagt worden, so ist die Wittwe desselben gehalten, ein Schwein zu schlachten, und die übrigen Trauernden zu traktiren, und dabei, wenn sie noch jung und hübsch ist, sich zur Unzucht Preiß zu geben. Diejenige Mannsperson, die ihr nachher am besten gefällt, wählt sie zu ihrem Liebsten. Die übrige Trauer der Neger besteht darin, daß sie sich ein Jahr lang die Haare wachsen lassen, die sie weder kämmen noch puzzen, und daher ein sehr ekelhaftes Ansehen haben.

Bei allen Fürsten in Kongo ist der Brauch, bei Feierlichkeiten einen Mann vor sich hergehen zu haben mit einem musikalischen Instrument, auf welchem derselbe spielt und zugleich Loblieder auf den Fürsten absingt. In diesen Liedern preißt er

auf eine plumpe Weiſe die Macht des Fürſten, deſſen gute Behandlung der Unterthanen und Sklaven, die Schmäuße, die er den Vornehmſten der Banze gibt und dergleichen. Selbſt viele Mani halten ſich ſolche Leute, hinter welchen ſie mit einer poſſierlichen Gravität hergehn. Oefters muß des Nachts ein ſolcher Kerl dem Mani Loblieder ohne Inſtrument vorſingen, um denſelben einzuſchläfern. Der Mani in Giambo ſchikte mir einen ſolchen Kerl mit einer Trommel, der mir des Nachts und bei Anbruch des Tags damit Muſik machte; allein ich verbat mir dieſe Höflichkeit. *)

Das Chigilla **) iſt bei den Negern eine Art Gelübde, in welchem ſie ſich auferlegen, z. E. nie eine gewiſſe Speiſe zu eſſen, oder ſich die Haare abzuſcheeren u. dgl. und welches ſie unverbrüchlich halten. In vielen Maniaten dieſer Miſſion werden gewiſſe Tage der Woche zu Ehren des Teufels (!) gefeiert. Dieſe Tage nennen ſie die heiligen Tage des Chenge nud Enſone. Die Tage des Chenge werden alle zwei Tage, die des Enſone alle drei Tage gefeiert. Die Negern ſind ſo ſtreng in Beobachtung dieſer teufliſchen Feiertage, und begehen ſie mit

*) M. ſ. was im III, IV, und VI. B. d. W. von den ſenegambiſchen Chirioten geſagt worden iſt.

**) Dies Wort iſt wol einerlei mit Cavazzi's Quixile, welches den Mordbund der Schaggaer bezeichnen ſoll, wovon in der Folge ein Mehreres.

ſolcher Hochachtung, daß ich wünſchte, unſere europäiſchen Kriſten möchten ihre Feiertage mit ſolchem Eifer begehen. Ein gewiſſer Neger dieſer Provinz legte ſich alle Jahre zu Ehren des Teufels ein langes und hartes Faſten, in welchem er ſich ſich ſogar des Tabakrauchens enthielt, auf. Er war ſchon ein ſehr betagter Mann mit eisgrauen Haaren.

Wenn ein Mord oder ein Straſſenraub begangen worden iſt, ſo melden es die Leute dem Richter, und geben alle Perſonen an, die ſie dieſes Verbrechens wegen in Verdacht haben. Um nun den Thäter zu entdekken, legt der Richter allen als verdächtig angegebnen Perſonen den Eid, Bulongo genannt, auf, welcher darin beſteht: er bereitet einen Trank von Batatawurzel und verſchiedenen Säften von Kräutern, und reicht denſelben allen erwähnten Perſonen zum Trinken, mit dem Bedeuten, daß der Thäter davon ſterben werde. Es gehen aber ſehr viele Betrügereien damit vor; denn iſt der Richter beſtochen, ſo miſcht er unter den Trank eines Unſchuldigen Gift, und befreit dadurch den Thäter vom Verdacht und Strafe; dieſer Fall hatte ſich zu meiner Zeit ereignet, und der Fürſt ließ über den Verbrecher das Todesurtheil ergehen. Die Vollziehung dieſes Urtheils geſchieht bei den Negern durch Kolbenſchläge in den Nakken. Das Geſchäfte des Henkers verſieht die erſte Perſon nach dem Fürſten, und wird für eine groſſe Ehre gehalten. Wird der Verbrecher mit Geiſſeln be-

straft, so tritt der Fürst selbst heraus und vollzieht öffentlich die Strafe. Nach einigen Streichen nehmen ihm die Vornehmsten dieses Geschäfte ab, und fahren so lange damit fort, als es der Verbrecher verdient. Diese Strafe zieht bei den Negern nicht die geringste Schande nach sich, auch halten sich dieselben dadurch weniger beleidigt, als manchmal ein Europäer durch eine Ohrfeige oder beissende Rede. Ueberhaupt scheinen die Negern moralisch und physisch unempfindlicher zu seyn, als andere Nazionen, indem sie von Ehre und Schande nur wenig gerührt werden, und die schröklichsten Züchtigungen ohne besondere Merkmale des Schmerzens aushalten.

Nicht nur in der Provinz Sogno und den andern Provinzen des innern Kongo, sondern auch in den Reichen Angola und Ginga, gibt es noch eine grossen Menge Götzenbilder. In Kaenda, an den Gränzen des Königreichs Angola, beteten die Einwohner einen alten Bok an, den sie in der Wüste zwischen zwei Bäume angebunden hielten. Sie glaubten der Teufel wohne in demselben, brachten ihm stäts die Erstlinge der Erde zum Opfer, und unternahmen keine Sache von Wichtigkeit, ohne sich vorher an dieses Orakel gewendet zu haben. Ein Missionar überfiel sie bei dieser Abgötterei, und als er den Stok aufhob, nahmen sie alle die Flucht, worauf er den Bok wegnehmen und im Hospiz todtschlagen ließ. Sobald diese Entführung unter den Negern ruchtbar wurde, kamen sie alle zu dem

Missionar

Missionar gelaufen, fielen ihm zu Füssen und boten ihm zur Auslösung dieses Thiers zwei Sklaven an. Da aber ihr Bitten vergebens war, so liessen sie die Köpfe hängen, und giengen traurig in ihre Libatten zurük. In Gibongo hatte das Volk eine steinerne Kugel, welche es als einen Götzen verehrte *).

Die Hexenmeister dieses Volks werden in zwei Klassen getheilt, in Zauberer und Oberhäupter der Erde. Hier in der Provinz Sogno gibt es ihrer viele tausende, und noch eine grössere Zahl in Chiova und auf den Inseln des Flusses Zaire. Wir Missionare verfolgen sie auf das heftigste, und so oft wir einen habhaft werden können, muß er als Sklave nach Amerika. Der Fürst ließ sogar, um seinen Eifer für die kristliche Religion an Tag zu legen, einige hinrichten. Kein Neger unternimmt eine Sache von Wichtigkeit, ohne vorher einen Hexenmeister zu Rathe gezogen zu haben. Gehen die Negern in den Krieg, so theilt er die Strikke Matebba unter sie aus, die sie wider die feindlichen Pfeilen schüzzen sollen. Dem Oberhaupte der Zauberer schreiben sie es zu, wenn der Regen ihre Länder befeuchtet, und zur Vergeltung beschenken sie denselben mit vierhundert Libongen. Kommt der Fürst zur Regierung, oder tritt ein Mani sein Amt an, so geschieht die Einsezzung gleichfalls durch einen Zauberer. Vor einigen Jahren ließ der Fürst von Sogno, der Bruder des jezt lebenden Fürsten, da schon vier Jahre lang der gewöhnliche Regen ausge-

*) Eigentlich als Fetisch.

blieben war, durch seine Zauberer sich verleiten, um Regen für sein Volk zu erflehen, dem Teufel ein säugendes Kind zum Opfer zu bringen, welches er auf dem Kap del Padrone schlachtete.

Wie gesagt, nichts ist schwerer, als die Negern zum Ehestand zu bereden; sie machen sich auch gleich dieses Bandes wieder los, und vertauschen wie vorher ihre Weiber. Erst wenn sie alt und mit vielen Kindern beladen sind, haben die Missionare das Glük, sie mit ihren Beischläferinnen zusammen zu geben. Nichts ist indessen komischer, als der Anblik dieser Leute im hochzeitlichen Schmuk; denn da sie keiner Kleider gewohnt sind, so gebärden sie sich dabei auf die wunderlichste Weise. Ich sah eine Braut, deren ganzer Puz in ein Paar alten Schuhen bestand, mit welchen sie nicht einmal gehen konnte, ohne sich auf einen Stab zu stüzzen. Eine andere trug eine hellblonde Perüke auf dem Kopfe; sie hatte dieselbe von Engländern für einen hohen Preiß gekauft, und machte, wie leicht zu erachten ist, die possierlichste Figur. Das sonderbarste aber ist, daß das übrige Negervolk hiebei ganz verwundert steht, und sie völlig nach der Mode der Europäer gekleidet glaubt.

Wenn ein Neger schuldig ist, und nicht bezahlen kann, so nimmt der Gläubiger bis zu Abtragung der Schuld eine seiner Töchter zur Beischläferinn. Der Schuldner gibt sie ihm gern, weil sein häuslicher Aufwand dadurch erleichtert wird. Ist aber der Gläubiger der Tochter müde, so gibt

er sie, und zwar oft mit einem Gefolge von Kindern, wieder zurük, verkauft den Vater als Sklaven auf die Schiffe, und macht sich auf diese Art bezahlt. Hier ist es nichts seltnes, daß ein Neger seine eigne Schwester zur Beischläferin hat, und befürchtet er, sein Weib möchte scheel dazu sehen, so bittet er sich die Erlaubniß aus, bloß einige Nächte mit ihr zuzubringen, welches ihm ohne Widerrede gestattet wird.

Es ist mir von glaubwürdigen Personen erzählt worden, daß es wirklich eigentliche wilde Menschen in diesem Lande gebe, und daß vor einigen Jahren in einer Wüste, nicht weit vom Kap del Padrone, zwei derselben, ein Männchen und Weibchen, gefangen worden seien. Sie gaben kein Merkmal von Vernunft von sich, waren ganz nakkend, hatten keine Sprache, und sahen wegen der langen Haare, die ihnen vom Haupt und Barte herabhiengen, fürchterlich aus. Ihre Nägel waren von ausserordenlicher Länge, und zwischen ihren Fingern und Zähen war eine zarte Haut, wie bei Wasservögeln. Sie wurden nach Sogno gebracht; allein sie aßen nichts, sondern saßen stäts in tiefer Melankolie, und starben einige Tage nachher. *)

Die Monate des Kazibo waren eingetreten, in welchen die Missionare sich in die Wüsten zu be-

*) Dies waren sicher nichts anders als die grossen Affen, die man Schimpanse nennt. (M. s. im V. B. d. W.)

geben pflegen. Ich beſchloß daher auch meiner Pflicht nachzukommen, und begab mich nach Lobotta in der Provinz Bamba, neun Tagreiſen von Sogno. Mein Reiſegefolge beſtand aus fünfzig Negern. Wir kamen theils über unüberſehbare mit hohem Schilf und Gras bewachſene Wüſteneien, wo oftmals ein ſchmaler Pfad zwiſchen Moräſte, an welchen die Mani zu beſſerer Erbauung des Wegs Feuer angemacht hatten, durchführte; theils durch ungeheure Wälder, in denen wir, wie in der Nacht, reisten. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe ſchröklichen Wildniſſe der Aufenthalt einer Menge reiſſender Thiere ſind, und meine Negern mußten immer auf guter Hut ſeyn. Wo gefährliche Stellen waren, giengen ſie mit ihren Gewehren hinter und vor meinem Nezze her, und machten ein groſſes Gelärme, um die wilden Thiere dadurch zu verſcheuchen. Hier und da erblikte man durch Oeffnungen in dieſen Wäldern angebaute Felder und Libatten, aus welchen die Leute haufenweiſe gelaufen kamen. Ein Botaniker würde auf dieſem Wege gewiß eine Menge ſeltner und noch unbekannter Kräuter gefunden haben, indem mir viele vorkamen, die ganz von den unſrigen verſchieden zu ſeyn ſchienen. *) Wir durchzogen zuweilen ganze Wälder von Feigenbäumen. Nach einigen Tagen kamen wir an das Ufer des Meers; wir giengen über den Fluß Lukullo, und blieben

*) Ja, warlich Schade, daß noch kein Naturforſcher, kein Botaniker dieſe Länder bereiſet hat!

Hier über Nacht in elenden Hütten. Meine Negern schliefen unter freiem Himmel, und unterhielten viele Feuer wider die wilden Thiere. Wann uns ein fremder Neger auf der Reise begegnete, so zwangen ihn die Meinigen, das Nez ein paar Stunden tragen zu helfen. Zu Chiando gab es keinen Palmsekt mehr, indem hier die Palmbäume keinen Saft geben; statt dessen hat man ein anderes Getränke, Unallo genannt, welches aus einem sauern Teig gemacht wird. Das Wasser ist hier äusserst schlecht, und meistens stinkend, trübe und voller Würmer. Von Funta an bis hierher ist das Erdreich viel fetter und besser als in dem übrigen Theil der Provinz. Als wir Funta vorbei waren, kamen wir durch einen ungeheuern Wald, in welchen sich besonders viele Panther aufhielten. Wir langten bei der Insel des Flusses Embris an. Den folgenden Tag, und zwar den achten nach meiner Abreise, kam ich zu den andern Inseln des Flusses Embris, wo mir die Königinn ein Boot schikte mich überzusezzen, und mich sehr gut empfieng. Sie war schon neunzig Jahre alt, und hatte fast das Gesicht verloren. Sie gieng beinahe ganz nakkend, an einen Stab gestüzt, nur um die Lenden hatte sie ein Tuch von gefärbten Libongen, und um die Füsse geflochtene Binsen. Hierauf sezte ich meine Reise nach Libotto fort, wo ich von dem Fürsten sehr freundschaftlich aufgenommen wurde.

Wenn der Fürst hier ausgeht, so hat er stäts eine vornehme Person mit einem Pferdeschwanz in

der Hand vor sich hergehen, um ihm die Fliegen zu wehren. Dies ist zugleich eine Art von Zierrath oder Puz. Diejenigen Personen, die keine Pferdeschwänze haben, bedienen sich der Schwänze der Elefanten. Da es in Kongo keine Pferde gibt, so erhandeln die Negern diese Schwänze von den ankommenden Schiffen für einen hohen Preiß.

Nach geendigter Mission trat ich meine Rükreise nach Sogno an. Ich gieng nach Amusetto. Von da nach Lussambo, welches das lezte Maniat von Bamba in Sogno ist, und sezte meinen Weg nach Funta fort. Diese Mission hätte ich mir nicht so schwer vorgestellt, als ich sie fand, indem ich, alles zusammengerechnet, einen Weg von beinahe achthundert Meilen gemacht habe. Diese ganze Reise machte ich blos in Nezzen, und legte zuweilen des Tags dreissig bis vierzig Meilen zurük, denn die Negern wenn sie abgelößt werden, laufen mit den Nezzen auf ihren Schultern so geschwind, wie ein Pferd im Trabe. Bei dergleichen Reisen ist dem Neger nichts verdrüßlicher, als wenn er des Tabaks entbehren muß; sie konnten oft nicht erwarten, bis sie in eine Libatte kamen, um ihre Pfeife anzustekken, sondern machten sich Feuer an, indem sie einen Feuerstein suchten, ein Stükchen Holz in die Hand nahmen, Sand zwischen das Holz und den Stein warfen, und diese so lange aneinander rieben, bis das Holz Feuer fieng.

Bei meiner lezten Mission hatte ich die Hälfte der Provinz Sogno, nebst den Inseln des Flusses

Embris und verschiedene Maniaten von Bamba besucht. Jezt beschloß ich eine Reise durch den übrigen Theil von Sogno, durch Chiova und die Inseln des Flusses Zaire zu machen. Ich gieng nach Bobome, von da begab ich mich durch sehr grosse Wälder nach Tubi, wo ich den Fluß Pamba auf einer schlechten und schmalen von Balken bestehenden Brükke passirte, und zwar nicht ohne Lebensgefahr, indem dieser Fluß so angeschwollen war, daß das Wasser über die Brükke herlief, jedoch brachten meine Negern mich glüklich in meinem Neze hinüber. Als ich von Tubi nach Bamba kam, schlichtete ich bei meinem Aufenthalt einen Streit zwischen einer Weibsperson und ihrem Buhler, mit dem sie sich, wegen einer Krankheit, die ihn zum Ehestande unfähig machte, nicht verehlichen wollte. So bald das umstehende Volk vernahm, daß der Ausspruch zu Gunsten der Frau sei, so stiessen sie dieselbe zur Erde nieder und bedekten sie beinahe ganz mit Sand, um dadurch ihre Dankbarkeit gegen mich zu bezeugen. Von Bamba begab ich mich nach Pambala. Von da nach Chiccaco im Lande des Mani Nissambi, der unter der Regierung von Pambala steht. Von Chiccaco begab ich mich nach Chiova, das eine Tagreise davon entfernt ist. Wegen der ungesunden Luft in Chiova halten die Missionare sich eine Meile davon in einer Libatte, Namens Sambala, auf. Als ich von Chiova abreiste, begleitete mich der dasige Mani bis nach der Banze von Saranna. Unterwegs

brachte mir ein Einwohner eine Flaſche Palmwein; da ich nicht trinken wollte, ſo bot ſich der Mani dazu an; ſtieg aus ſeinem Nez, und ſezte ſich auf einen Stuhl, den er ſtäts hinter ſich hertragen ließ. Das bei ſich habende Volk ſezte ſich auf die Erde in einen Kreis um ihn her, und ſo oft der Mani trank, ſprang einer ſeiner Sklaven aus dem Kreis hervor, fieng an zu tanzen, und ein Loblied auf ſeinen Herrn zu ſingen, während ein anderer Sklave vor dem Mani niederkniete, und mit den Händen die Tropfen auffieng, die bei dem Trinken herabfielen. Hiebei erſchallten die Trommeln und Trompeten, die der Mani bei ſich hatte. In dieſer Miſſion, von Chiova bis Sogno, mußte ich beſtändig ſtinkendes Waſſer trinken, eben ſo wie im vorigen Jahr in der Miſſion an dem Fluß Embris. Von Savanna kehrte ich wieder nach der Provinz Chiova zurük, und gieng von da nach Emtari. Hierauf nach der Banze von Mucoſi. Von Mucoſi nach Mongoambolo. Von Mongoambolo nach Chifundi, wo ich meine Miſſion beſchloß und wieder nach Sogno in mein Hoſpiz zurükkehrte.

Ich verſuchte nun noch eine Auswanderung nach Ngojo, einem kleinen Reiche, das an die Miſſion von Sogno gränzt. Als ich nach Bamba, einem Haven dieſes Reichs, kam, ſo brachten mich meine Negern, da ich nirgends unterzukommen wußte, in das Haus eines Zauberers. Er empfieng mich unter einem Vordache, erlaubte mir

aber nicht, in das Haus zu gehen, theils wegen der darin befindlichen Zauberwerkzeuge, die ihm entwendet werden möchten, und theils wegen des Gelübdes, das er sich auferlegt hatte, Niemanden, ausser seine Familie, in sein Haus zu lassen. Ich mußte mich also bequemen, unter dem Vordache zu bleiben, wo das ganze Volk der Banze sich um mich her versammelte. Besonders drängten sich die Weiber mit freundlichem Lächeln und ganz vertraut zu mir, und schienen mit mir reden zu wollen; da ich aber ihre Sprache nicht verstand, und deswegen den Dollmetscher fragte, so schlug dieser die Augen nieder, und schämte sich, mir die unzüchtigen Reden derselben zu wiederholen. Ich hielt mich nur wenige Stunden hier auf, und blieb über Nacht in einer Libatte, welche Ganga Mubamba heißt. Am folgenden Tage traf ich auf einem Wege einige Götzentempel dieser Negern an, die wie ihre Häuser, nur ein wenig grösser gebaut waren, und in welchen ich einige aus Holz grobgeschnizte Götzenbilder erblikte. Wir kamen hierauf zu einer an der Straße errichteten Stange, an welcher ein grosser Korb hieng, worin sich, wie ich bei näherer Erkundigung erfuhr, der Leichnam eines mit Schulden verstorbenen Negers befand, indem es hier der Brauch ist, einen solchen Schuldner nicht ordentlich zu begraben, sondern auf diese Art aufzuhängen. So oft der Gläubiger an diesen Ort kommt, wendet er sich mit feierlichen Worten an den Todten, und droht demselben, ihn so lange unbegra-

ben zu laſſen, bis er in die Welt zurükkehre und bezahle.

In der Banze von Ngojo erblikte ich von Ferne eine groſſe Zahl Menſchen, die in Prozeſſion einen Korb trugen. Dies war ein Leichenbegängniß, wobei, wie man mir erzählte, folgender Gebrauch beobachtet wird. Man zerbricht dem Todten Arme und Schienbeine, und legt ſie ſo übereinander, daß der Todte zu ſizzen ſcheint; hierauf machen ſie ein Feuer um ihn her, und röſten ihn, ſezzen ihn alsdann in einen Korb, und tragen ihn in der ganzen Banze zur Schau herum, welches einige Male wiederholt, und der Leichnam hernach begraben wird.

Trommeln, Pfeifen, Schmauſereien, Zuſammenkünfte, Spiele, unzüchtige Tänze, ſind die beſtändigen Beſchäftigungen dieſes Volks. Die Weiber tragen hier groſſe meſſingene Ketten um den Bug des Fuſſes, die ſie ſogar am Gehen hindern. Einſt begegnete ich hier dem Zauberer des Königs, der ein Mann von ſcheußlicher Geſtalt und über und über mit Bokshörnern behängt war. In dieſer Gegend dienen die Libongen nicht ſtatt des Gelds, ſondern eine gewiſſe Art Münze, Makkatea genannt. Da ich dergleichen nicht beſaß, und überdem auch meine Miſſion keinen Fortgang gewinnen wollte, ſo ſah ich mich gezwungen, nach Sogno wieder zurük zu kehren.

V.

Jakob Barbot's, des Jüngern, und Johann Casseneuve's Reise nach Niederguinea.

Im Jahre 1700.

Die beiden Franzosen Jakob Barbot, der jüngere — Sohn des ältern Jakob Barbot, und Neffe des Johann Barbot, der eine Beschreibung von Guinea geschrieben hat — und Johann Casseneuve machten miteinander, jener als Buchhalter, dieser als Obersteuermann des brittischen Schiffs Don Karlos von London, eines Freikauffahrers, im Jahre 1700 eine Reise nach der Küste Kongo.

Der junge Barbot starb auf der Rükreise zu Barbados. Sein und seines genannten Reisegefährten Tagebuch ist nachher von dem Oheim des erstern seiner Beschreibung von Guinea beigefügt worden. *)

Diese Reisebeschreibung ist schon darum merkwürdig, weil sie den ersten und einzigen Bericht

*) Von diesen Barbot's habe ich noch nirgends etwas bestimmtes auffinden können; auch ist mir zur Zeit noch nichts von dem Originale der osterwähnten Barbotschen Beschreibung von Guinea bekannt.

von der Fahrt eines brittischen Schiffs nach Guinea enthält. Sie verdient aber auch noch in andrer Rükſicht die Aufmerkſamkeit des Geographiefreundes; denn dieſer findet manche brauchbare Nachricht in derſelben, die ihm um ſo willkommener ſeyn muß, da wir dieſe Länder beinahe nur allein aus den Berichten der Miſſionare kennen, deren Erzählungen nicht immer ſo ganz zuverläſſig ſind, wie hiſtoriſche, geographiſche, und ſtatiſtiſche Nachrichten doch ſeyn ſollen.

Das Tagebuch der genannten beiden franzöſiſchen Seefahrer iſt aber, ſeiner Kürze und Trokkenheit ohngeachtet, auch ſonſt noch intereſſant.

Es folgt hier ſo ausführlich und vollſtändig als es mitgetheilt werden konnte. *)

*) Da ich das Original noch nicht kenne, ſo mußte ich es aus der allg. Hiſtorie der Reiſen entlehnen, wo es im IV Bande S. 629. u. ff. ſteht.

Reise
des
Jakob Barbot und Johann Casseneuve
nach
Niederguinea.

Im Jahre 1700.

Am 8ten April 1700 giengen Jakob Barbot, der jüngere, und Johann Casseneuve in dem Schiffe Don Karlos von London, einem Zehnprozent- oder Freikauffarteischiffe von den Dünen unter Segel. Am 11ten Mai langten sie vor der Insel Madera an, wo Barbot, nachdem sie Wein und einige Erfrischungen eingenommen hatten, die Ansicht der Stadt Funchal in Zeichnung zu Papier brachte. Sie fanden daselbst die Abweichung der Magnetnadel *) drei Grade dreizehn Minuten. Am 14ten Mai sahen sie die zwei Ka-

*) Es ist nämlich längst bemerkt worden, daß die Magnetnadel nicht überall und nicht immer gerade nach Norden weiset, sondern bisweilen und hie und da von dieser geraden Richtung etwas abgeht, welches man die Abweichung der Magnetnadel oder des Kompasses nennt. (M. s. hierüber Lulofs Anleitung zur Kenntniß der Erdkugel; Bode's Anleitung; Gehler's physikalisches Wörterbuch, u. a. m.)

narieninseln Palma und Ferro. Sie konnten auch ganz leicht den hohen Pik von Teneriffa (Pico de Teyde) erkennen, der hinter der Insel Gomera hervorragte.

Am 18ten in der Nacht gab ein Wallfisch ihrem Schiffe einen heftigen Stoß, indem er gerade unter der Mitte ihres Kiels sich aus der Tiefe empor hob, wie sie eigentlich unterscheiden konnten, und hernach mit grossem Getöse wieder hinunterplumpte. Der Mann am Steuerruder versicherte, er habe das Ruder auf eine Minute lang nicht bewegen können.

Am 23sten darauf fiengen sie einen Dorado, und am 24sten entdekten sie in zwölf Graden fünf Minuten Norderbreite, und in einem Grade sechzehn Minuten der Länge von Ferro, zwei Segel, von welchen eines, die Fleet aus London, nach dem Flusse Gambia schiffte.

Am 29sten Mai, in neun Graden vier Minuten Norderbreite, waren sie von einer grossen Menge Meerschweinen umringt, von denen sie eines mit einer Harpune fiengen. Kaum war es verwundet, so flohen die andern alle davon.

Am 19ten Junius passirten sie die Linie, und am 22sten säuberten sie ihr Schiff, welches schwer segelte, weil es an manchen Orten schadhaft war. Am 24sten waren sie in vier Graden sechs und fünfzig Minuten südwärts, in der Breite von Rabinde,

ihrem

ihrem erwünschten Haven, aber noch sechs hundert Meilen gegen Westen davon entfernt; indem die Ostsüdost- und Südostwinde, nebst der ungestümmen See und den mannigfaltigen Veränderungen des Windes, sie weit gegen Westen getrieben hatten.

Am 3ten Julius, da sie in siebzehn Graden sechs und vierzig Minuten Süderbreite waren, fielen sie auf die Vermuthung, daß sie den Untiefen nahe seyn möchten, die sich von dem Vorgebirge Abrolhos *) in Brasilien auf fünfzig Meilen weit in die See erstrekken, weswegen sie auf guter Hut waren. Da die Winde sich täglich von Süden nach Osten, und manchmal nach Nordwesten drehten, so segelten sie gegen Süden, und waren am 24sten ein und dreissig Grade zwanzig Minuten Süderbreite, und der Länge nach in fünf Graden sieben und fünfzig Minuten ostwärts von Ferro, da der Wind Nord gen West wehte. Sie sahen, ausser den Pintados, verschiedene andere Vögel von der Grösse eines kalekutschen Hahns. **) —

Am 25sten Julius steuerten sie bei einem frischen Winde, rauher See, und neblichtem Wetter nach Ostnordost. Darauf hatten sie zwei Tage lang

*) Dies ist eigentlich der Name dieser Untiefen selbst, welcher soviel als: Oeffne die Augen! bedeutet. —

**) Fregattvögel (Procellaria capensis L.)? — Diese sind in den angegebenen Breiten sehr häufig.

ſtarken Regen. Am 27ſten, da ſie in dreiſſig Graden ſechs Minuten Süderbreite waren, hatten ſie Hagel und Regen, nebſt Blizzen, aber kaltes Wetter.

Vom 28ſten Julius, bis zum 9ten Auguſt, blieb der Wind veränderlich, und das Wetter neblicht und feucht. Als ſie in drei und zwanzig Graden ſieben und zwanzig Minuten Süderbreite waren, ſahen ſie eine groſſe Menge Vögel um ſich herum. Dieſe waren ſo groß wie Tauben, unter dem Bauche weiß, und auf dem Rükken dunkelbraun. Die Flügel waren lang und zugeſpizt, womit ſie ſowol flogen, als auf der See herum ſchwammen. Sie ſtieſſen im Schwimmen faſt am Schiffe an, worauf ſie wieder in die Höhe flogen.*)

Unſere Seefahrer paſſirten nun den Wendezirkel des Steinboks, und waren, ihrem Vermuthen nach, nicht über fünfzehn Meilen von der afrikaniſchen Küſte. Am 10ten ſahen ſie einen Palmbaum auf der See ſchwimmen, mit einer Menge Vögeln von der eben beſchriebenen Art; und am folgenden Tage ſahen ſie noch einen Palmbaum, deſſen Farbe das Meerwaſſer verändert hatte. Am 13ten fanden ſie ſich im ſechzehnten Grade fünf Minuten Süderbreite, und ſahen viele Vögel von der Art, welche die Franzoſen Gornets nennen, und welche weit von dem Lande fliegen.

*) Sturmſchwalben? (Procellaria pelagica. L.) — ?

Am 14ten wurden sie des vesten Landes von Afrika in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen ansichtig. Die dasige Küste hatte verschiedene Spizzen und ein so hohes Ufer, wie zu Berry-Head.*) Hin und wieder sieht man einige weisse Hügel, und vieles Holz, welches um dieselben herumschwimmt.

Dies war derjenige Theil der Westküste von Afrika, welcher Mataman, oder das Land der Simbebaer genannt wird. An den lezten zwei oder drei Tagen erblikten sie viele Wallfische und Delphine, besonders in der Nacht zwischen dem 14ten und 15ten. Drei oder viere davon hielten sich ganz nahe an das Schiff, und machten ein gewaltiges Getöse, da sie vermuthlich von den Schwerdfischen, ihren Todfeinden, verfolgt wurden. **)

Am 15ten früh waren sie auf dritthalb bis drei Meilen vom Ufer, und fanden keinen Grund. Das Land an der Küste war ziemlich hoch, und lief an manchen Orten sehr uneben; es hat viel spizzige Hügel, und vier bis fünf Strekken ebenes Land. Um Mittag erblikten sie einen hohen schwarzen runden Berg, auf drei Meilen gegen Südost, welchen sie für das Kap Negro oder das Schwarze Vor-

*) In England.

**) Diese Sage von der Verfolgung, welche die Wallfische von den Schwerdfischen auszustehen haben, ist nicht ganz erwiesen; manche Naturforscher zweifeln noch sehr daran.

gebirg *) hielten. Sie segelten bei demselben weg vier Meilen weit gegen Nordnordost. Das Land daselbst war in viele kleine Meerbusen ausgezakt, und an dem Meere sandigt. Das Ufer ist sehr jähe, und von röthlicher Farbe. Sonst ist es ein plattes, aber dürres und unfruchtbares Land, auf dem nur hin und wieder einige Sträuche zu sehen sind.

Am 16ten August sezten sie eben diesen Lauf fort. Die ganze Küste, welche niedriger lag, als die vorige, sah sehr dürr aus, ohne daß man weit in das Land hinein einen Baum oder Busch erblikken konnte. In der Nacht zuvor waren sie anderthalb Meilen nach einander auf ihrer Fahrt von einer unzähligen Menge Meerschweinen umringt, die in einem sehr dichten Haufen eine Stunde lang nach Süden zogen.

In der vorlezten Nacht fiengen sie einen Vogel am Borde, welcher der Moskitohabicht genannt wird, von der Grösse einer Lerche, und der Farbe einer Schnepfe ist. Er hat grosse Augen, einen kurzen aber sehr breiten Schnabel, und führet seinen Namen daher, weil er Moskitos, oder Mükken frißt. Es gibt eine grosse Anzahl derselben in Neuengland. **)

Am 17ten befanden sie sich im zwölften Grade

*) Unter 14 Gr. S. Breite.

**) Es ist eine Art Fliegenfänger. (Muscicapa L.)

fünfzehn Minuten Süderbreite; ihr Lauf gieng nach Nordnordoſt; um ſich herum, ſechs bis ſieben Meilen vom Lande, ſahen ſie eine groſſe Menge Wallfiſche und Delphine. Abends erlegten ſie mit der Harpune einen groſſen und häßlichen Fiſch, der Sonnenfiſch genannt. *) Er war gegen vier Fuß lang, und drei Fuß breit, faſt eirund, mit einem ungeheuern Kopfe, groſſen runden Augen, und einem kleinen Maule. Seine Haut war körnicht, dunkelbraun, und von auſſerordentlicher Härte. Auf jeder Seite waren zwei Floßfedern, die ſich ſehr langſam bewegten, und die nicht platt waren. Die Bootsleute kochten und aſſen das Beſte davon, und es ſchmekte ihnen vortreflich. Das Fleiſch war milchweiß, und zergieng in Flokken wie Stokfiſch; es ſchmekte wie das Fleiſch des Rochen, nur war es ſehr zähe, vielleicht weil es nicht genug gelegen hatte. Sie kochten die Leber, und bekamen gegen drei Nöſſel Oel daraus. Sie kochten auch das Eingeweide, und hielten es für einen Lekkerbiſſen.

Am 18ten Mittags, als ſie eine kleine ſandige Bai gerade vor ſich ſahen, von der ſie nur vier kleine Meilen weit entfernt waren, und etliche Nächte zuvor wahrgenommen hatten, daß die Negern Feuer am Ufer machten, welches vermuthlich ein Zeichen ſeyn ſollte, daß ſie da bleiben möchten,

*) Vermuthlich der Mühlſteinfiſch (Tetrodon Mola. L.) M. ſ. im V. B. d. W. S. 245.

fuhren einige von ihren Leuten in der Pinnasse an das Ufer, um das Land zu besehen. Sie fanden aber, daß die Wellen des Meers so heftig an das Ufer anschlugen, daß es unmöglich war, zu landen.*) Doch wagten es drei von ihnen, durch die Wellen zu schwimmen; sie fanden aber nichts, als fünf oder sechs sehr kleine Hütten ohne Einwohner, die vermuthlich bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen hatten. In denselben lagen einige Stükke von einem gedörrten Meerkalbe, und einige Angeln. Sie sahen auch einige ganz kleine Kähne stehen, und bedienten sich derselben, zu ihrer Pinnasse zurükzukehren. Das Land war sehr dürr und steinig, auch war nichts darauf zu sehen, als etliche kleine Bäume und Sträuche. Bei der See war eine sandige Höhe, und an dem Ufer ragten einige weisse, ziemlich hohe und jähe Hügel hervor, zwischen welchen einige kleine sandige Meerbusen waren.

Am 19ten Mittags entdekten sie nordnordostwärts eine hohe, jähe Spizze vom Lande, von dem Königreiche Benguela, die, wie sie vom Ufer ausläuft, gegen Osten abnimmt, und der Portlandsspizze in England nicht unähnlich ist, nur daß sie nicht so weit in die See hinaus reicht.

Sie segelten nun einige Meilen weit gegen

*) Was die Seefahrer sonst Brandung oder Barre nennen.

Nordnordoſt, etwa eine Stunde vom Lande ab, und nachdem ihnen dieſe Erdzunge gegen Oſtſüdoſt zu liegen kam, und ſie nur eine Viertel-Meile davon entfernt waren, warfen ſie Anker. Das Land gegen Norden bildet drei Spizzen oder Vorgebirge. Südwärts der erſten hohen jähen Erdzunge bemerkten ſie eine ſandige Bai, mit einigen ſteinigen Bänken, an welchen die See mit entſezlichem Getöſe anſchlägt. Nordwärts von dieſem Vorgebirge ſahen ſie eine Bai, die ſchiffbarer war; das ganze herumliegende Land aber war wild und dürre. Daſelbſt lagen ſie die ganze Nacht über in zwölf Faden Waſſer, auf einem ſchlammigen und ſandigen Grunde vor Anker, und waren entſchloſſen, ſich nicht eher zu bewegen, als bis ſie auf dem Lande Nachricht eingezogen hätten. Den Rechnungen nach war ihre Breite ſüdlich eilf Grad dreizehn Minuten.

Am 20ſten frühe fuhr der Schiffer mit zwei und zwanzig wohlbewaffneten Leuten in dem Langboote an das Ufer; allein wegen der ſtarken Wellen ankerten ſie in der freien See, und es ſchwammen nur einige von ihnen an das Land, wo ſie zwei Kähne an dem Geſtade fanden, die aus dem Baume Mapou gemacht waren. Dies waren kleine Stükke Holz, die auf Art einer Flöſſe dicht aneinander gebunden waren; die Enden giengen ſpizzig zu, und an jeder Seite waren ſtatt der Seitenwände Stükke Holz, ſieben Zoll hoch, aufgerichtet. Auf dieſen Flöſſen oder Kähnen ſezten ſie

ihre Leute nicht ohne Mühe an das Land; denn sie wurden tüchtig eingeweicht.

Sie marschirten schußfertig fast drei kleine Meilen weit in das Land hinein, ohne weder Menschen noch Hütten zu erblikken. Sie sahen weiter nichts, als einige Stükke nur erst ausgebranntes Feld, das noch warm war, und einige schmale Fußsteige, oder Raine, auf denen, bis auf anderthalb Meilen weit, menschliche Fußstapfen zu sehen waren. Darauf kamen sie an einen grossen Felsen, wo eine Grotte oder Höle, wie ein Gewölbe gebildet war, in welches sie alle hineingiengen, ohne etwas anders, als einzelne Steine darin zu finden. Sie würden noch tiefer in das Land hinein gegangen seyn; doch weil einer von der Gesellschaft, welcher skorbutisch war, und nicht wol zu gehen vermochte, allein umkehren wollte, so hielten sie für das Beste, die weitere Reise einzustellen, und mit demselben zurük zu gehen, damit er keinen Schaden nehmen möchte. Sie sahen hin und wieder einige kleine Bäume, die entweder ganz ausgedörrt waren, oder wenig Laub hatten.

Als sie an das Gestade zurük kamen, wo ein fischreicher gesalzener Teich war, fiengen sie mit ihrem Ziehgarne bei drei Duzzend Meeräschen von mittelmässiger Grösse; sie würden deren noch mehr gefangen haben, wenn nicht die Maschen ihres Nezzes zu weit gewesen wären. Sie fiengen auch eine ziemliche Menge grosser wohlschmekkender Garnaale.

Sie sahen hier sehr viele Vögel von lichtgrauer Farbe, mit langen Beinen, Hälsen und Schnäbeln, von der Art, wie sie auf der ganzen Küste von Mataman und Benguela gesehen hatten, welches eine Gattung von Meerälstern oder Rotgänsen ist. *) Der Seewind trieb um diese Zeit die Wellen an dem Ufer so entsezlich hoch, daß sie viele Mühe hatten, zu ihrem Langboote zu kommen, und wobei ihre Flösse verschiedenemal umschlugen, und Barbot, der nicht schwimmen konnte, ertrunken seyn würde, wenn ihm nicht die andern Leute zu Hülfe gekommen wären. So bald sie am Borde waren, fuhren sie längs der Küste, die sie die ganze Nacht über im Gesichte behielten, gegen Norden fort.

Am 21sten darauf entdekten sie eine sehr jähe, ihnen nord-halb ostwärts gelegene und auf sieben Meilen entfernte Erdzunge. Gegen Mittag zeigte sich ihnen eben dieses Vorgebirg, gegen Nordnordost, auf drei bis vier Meilen davon. Diese ganze Küste ist eine Art von flachem Lande, und hat sehr wenig Grün. Auf der Ost-Nordseite sahen sie ziemlich hohe weisse Hügel, mit einer Art von Meerbusen oder Bucht, aus welchem, und andern Kennzeichen mehr, sie schlossen, daß es das Vorgebirge der drei Spizzen in Benguela sei. Das Vorgebirge Falet, oder vielmehr Falso, lag ihnen des Abends um sechs Uhr in Südost gen Ost, sechs Meilen davon.

*) M. s. im V. B. d. W.

Am 22sten waren sie im Gesichte des Vorgebirges Ledo, und auf fünf Meilen davon. Das Land ist ziemlich hoch. Ihrem Ermessen nach war es in neun Graden drei und fünfzig Minuten südlich. Am 24sten Morgens waren sie auf neun Seemeilen nordwärts von der Insel Loanda, und hielten die Spizze Palmerino in Kongo, noch eilf Meilen weit von sich entfernt. Hier sahen sie viele Wallfische und Delphine um das Schiff herum. Sie steuerten nordnordost- und nordwärts, bis zum 25sten früh. Das ganze Gestade war eben und flach, aber ziemlich hoch gelegen, und mit Bäumen bedekt. Am 26sten Abends, ankerten sie in neunthalb Faden, wo sie gegen Nordost gen Nord, auf vierthalb Meilen von sich, zwei runde Erdzungen hatten, welche wie kleine Inseln aussahen.

Am folgenden Morgen zeigte sich ihnen ein ganz mit Bäumen bewachsenes Land, eine nicht allzu hohe Küste, nebst zwei kenntlichen rothen Hügeln, oder Barreiras, wie sie die Portugiesen nennen, und einem hohen Baume, der vor dem ganzen übrigen Gehölze in die Augen fällt. Der Wahrnehmung zu Folge, befanden sie sich an diesem Tage in sechs Graden dreissig Minuten Süderbreite. Um Mittag hatten sie die Aussicht von einem angenehmen waldigen Ufer, und einem vor demselben artig gelegenen sandigen Gestade. Das ganze innere Land war nicht von einerlei Art, sondern bald eben, bald bergig, und bei der See

hatte es rothe Hügel. Abends um sechs Uhr ankerten sie in sechs Faden, und hatten nordwärts, fünf Meilen von sich, eine kurze in die See hervorragende Erdzunge liegen, welches sie für das Vorgebirge **Padron** hielten, das die südliche Erdzunge, oder das Vorgebirg bei dem Flusse Kongo ist; etwa in sechs Graden Süderbreite.

Am 28sten Mittags lag ihnen das Vorgebirg **Padron** gegen Nordost gen Ost, zwei Meilen davon. Sie sahen sehr viele Negern auf dem sandigen Gestade herumgehen, wo sie ihre Kähne hatten. Es fuhren fünf und zwanzig bis dreissig davon auf den Fischfang aus, Niemand aber wollte sich wagen, an Bord oder an das Langboot zu kommen, aller Zeichen ungeachtet, die man ihnen gab. Das Ufer, an welchen sie diesen Morgen über fuhren, war mehr von Bäumen beschattet, als jedes andre, das sie zuvor gesehen hatten.

Das Vorgebirg **Padron** ist eine niedrige, flache, sandige Erdzunge, die nicht allzuweit hinein von dem Gestade an mit Holz bewachsen ist. Ganz vorne steht ein einzelner Palmbaum, welches ein gutes Landmerkmal von der See aus ist. Als **Lopez Gonsales** den Fluß **Zaire** entdekt hatte: so richtete er, dem Befehle des Königs von Portugal zu Folge, auf dieser niedrigen Erdzunge ein steinernes Denkmal oder eine Piramide von Steinen auf, zum Zeugnisse seiner Besiznehmung von dieser Küste. Daher wird er der Fluß **Pa-**

dron, und nach der Zeit der Fluß Kongo genannt, weil er dieſes Königreich durchſtrömmt.

Nachmittags ſezten unſre Seefahrer ihren Lauf mit dem Südwinde längs dem Ufer in Entfernung einer Viertels-Meile weiter fort: und nachdem ſie das Vorgebirg Padron zurük gelegt hatten, liefen ſie oſtnordoſtwärts in den Fluß ein, in zwölf, dreizehn, vierzehn und fünfzehn Faden, und hatten plözlich mit einer Bleiſchnur von fünf und zwanzig Faden gar keinen Grund mehr. Sie ſahen die Spizze Palmerino an der Nordſeite des Fluſſes Kongo, die gegen Nordnordoſt gelegen war. Es liegt dieſes Vorgebirge in der Landſchaft Goy, ſüdwärts von der Bai von Kabinda.

Innerhalb dieſes Fluſſes, von dem Vorgebirge Padron gegen Oſtnordoſt, iſt eine Spizze; nachdem ſie bei derſelben ungefähr eine halbe Meile weit vorbeigeſegelt waren, entdekten ſie ſogleich eine andere Spizze gegen Oſt gen Nord, wobei ſie immer mit einer Schnur von fünf und zwanzig Faden nach der Tiefe forſchten, ohne den Grund zu berühren. Auf einmal aber verringerte ſich die Tiefe bis auf fünf Faden, wobei die Flut ſehr heftig gegen das Ufer trieb, weswegen ſie ſogleich vor Anker kamen. Die dritte Spizze in dem Fluſſe Kongo, die gegen Oſt halb Nord läuft, eine halbe Meile weit, iſt die Spizze Soni oder Sogno, bei welcher ſie eine groſſe Anzahl Negern erblikten. Nun fuhr der Schiffer in der Pinnaſſe ans Land.

Kurze Zeit darauf kam die Pinnasse mit zwei von den Einwohnern an Bord zurük, welche gebrochen Portugiesisch redeten, und die Nachricht mitbrachten, daß in der Stadt Sogno oder Sont eine gute Zahl Sklaven zu verkaufen wäre. Diese Stadt ist der ordentliche Siz des Herrn oder Grafen von dem Lande Sogno, sie liegt bei fünf Meilen landwärts von dieser Erdzunge. Sie meldeten dabei, daß nur ein englisches und ein holländisches Schiff zu Rabinda wären, die ihre Zahl von Sklaven beinahe schon völlig an Bord gebracht hätten.

Gegen Abend wurden einige Mann auf der Schaluppe ausgeschikt, um an dem Ufer zu fischen; diese kamen mit einer ziemlichen Menge Fische zurük, die in einem mit Gebüsche bewachsenen Teiche, nicht weit von dem Gestade, gefangen waren, an welchem sie selbst nicht fischen konnten, weil ihre Nezze zu kurz waren. Die Negern die um diese Erdzunge herum wohnen, sind alle Fischer und wohl gesittet. Sie konnten ihnen aber keine Erfrischungen verschaffen, ausser einigen Töpfen Palmwein, welche ziemlich weit aus den Lande herkamen. Es werden Sardellen in dem Zaire gefangen, die so groß und fett sind, als Häringe. Zu diesem Ende bedienen sie sich eines sehr langen runden Stekkens, der so hart wie Eisen, und so dik ist, daß eine gewisse Zahl Pfeile an das Ende desselben ganz dicht an einander bevestigt werden können, die etwa einen Umfang von sechs bis sieben

Spannen einnehmen. Es gibt auch Flußpferde in dieſem Fluſſe.

Als ſie zuerſt ankerten, war die Flut klein in Vergleichung deſſen, wie ſie um ſechs Uhr des Abends ward, da ſie plözlich den Strom hinunter ſchoß, und bis um zehn Uhr ſtehen blieb. Die Negern an der Mündung des Fluſſes ſind alle Katholiken, und führen portugieſiſche Namen. Manche tragen einen groſſen Roſenkranz an dem Halſe, an welchem ein Kreuz hängt. Auf der Spizze von Soni iſt eine kleine Kapelle, die dem heiligen Antonius geweiht iſt.

Am 29ſten fuhr der Schiffer in der Pinnaſſe ans Land, und die Schaluppe wurde ausgeſchikt, in dem obgedachten Teiche zu fiſchen: ſie konnte aber weder die Spizze von Soni umfahren, noch ſonſt wo in der Nähe landen, indem die Brandung ſo heftig war, daß ſie genöthigt waren, an Bord zurükzukehren. Mittags hatte die Schaluppe, welche das Langboot fortzog, viele Mühe, mittelſt der Segel und Ruder um die Spizze herumzufahren, und kam des Abends mit einer ziemlichen Menge Fiſche, unter andern mit zwanzig Zoll langen Schollen, an Bord zurük.

An eben dem Tage fuhr der Schiffer und Unterſteuermann, nebſt zwei oder drei ſchwarzen Wegweiſern, aus Soni auf der Pinnaſſe in die Bucht bei Soni, zwölf kleine Meilen weit, und ruderten den ganzen Tag. Nachdem ſie ans Land

gesezt waren, giengen sie noch anderthalb Meilen weit zu Lande bis in die Stadt, wo sie eine gute Zeit aufgehalten wurden, ehe sie den Grafen zu sprechen bekamen. Als sie endlich zur Audienz gelassen wurden, überreichten sie ihm, nach der Gewohnheit des Landes, sechs Ellen feinen Ziz, welches er gnädig aufnahm, und ihnen darauf eine Henne zurichten, und in einer schlechten zinnernen Schüssel auftragen ließ. Als der schwarze Prinz oder Graf den Hauptmann im Gespräche sagen hörte, daß er gekommen wäre, um Sklaven zu erhandeln, so fragte er ihn, ob er auch gehörige Sorge tragen würde, daß diese Sklaven in dem kristlichen Glauben unterwiesen würden, und ob er den portugiesischen Pater hier besucht hätte? Wobei er ihm zu verstehen gab, es wäre nöthig dieses zu thun. Darauf beurlaubte er ihn, und gab ihm eine Ziege und sechs Hüner zum Geschenke.

In der Nacht um eilf Uhr kam der Hauptmann an Bord, in Begleitung des Maufouge, (Maufukka) daß ist des Einnehmers der Weissen, des Manchingue, und Manan bache dreier vornehmer Herren, welche der Graf zu Besichtigung der Waaren abschikte, da indessen der Untersteuermann als Geisel zu Soni zurükblieb.

Am 30sten August besahen diese Beamten die Waaren, und bezeugten ihr Wolgefallen darüber. Sie assen, weil es Freitag war, Butter und Käse; denn der Graf ist nebst seinem ganzen Hofe rö-

mischkatholisch, und hält sich zwei portugiesische Mönche aus dem Bernhardinerorden, von welchen einer vor kurzem gestorben war. Diese vornehmen Negern trugen lange Rosenkränze und ein Kreuz, nebst einigen Agnusdei an dem Halse. Nachmittags um drei Uhr begaben sie sich wieder nach Soni, wohin sie der Hauptmann begleitete, um mit dem Grafen in Unterhandlung zu treten. Allein, sie konnten zu keinem Vergleiche kommen, indem der Graf darauf bestand, daß weder er noch seine Unterthanen sich auf einen Sklavenhandel mit ihnen einlassen könnten, wenn sie nicht den portugiesischen Pater vorher zufrieden gestellt hätten, indem er vorgab, daß es nicht in seiner Macht stände, sie, ohne des Priesters Bewilligung, Sklaven in seinen Landen kaufen zu lassen. Der Hauptmann ward daher genöthigt, nachzugeben, ob er gleich Anfangs sehr ungeneigt dazu war.

Als er nun den Pater besuchte und ihm sein Vorhaben hinterbrachte, so machte derselbe einige Schwierigkeiten, indem er anführte: daß die Engländer ihre Sklaven den Kezzern zu Barbados zubrächten, wo, wie er gewiß wüßte, die armen Leute nimmermehr etwas von dem kristlichen Glauben erfahren würden. Darauf wies der Hauptmann seine Kommission vor. Weil aber der Priester kein Englisch verstand, so verlangte er, daß sie ins Lateinische oder Portugiesische übersezt werden möchte. Da aber Niemand im Stande war, dies zu thun, schien er ihm sein Ansuchen zu bewilligen.

Der

Der Graf von Soni befahl darauf den übrigen drei Beamten, nebst seinem Sekretär, welcher Portugiesisch lesen und schreiben konnte, und von einem höhern Range war, als die drei andern, mit dem Hauptmann an Bord zu gehen, die Beschaffenheit seiner Ladung zu untersuchen, und ihm Bericht darüber zu erstatten.

Sie empfiengen und bewirtheten diese Beamten, so gut als möglich am Borde, und tranken des Grafen, des Paters und ihre Gesundheiten nach einander, und bei jeder Gesundheit wurden fünf Kanonen abgefeuert. Diese Leute blieben bis zum zweiten September am Borde, und kehrten darauf mit einem gewissen Vorrathe von Waaren nach Soni zurük, um die Niederlage, die sie daselbst angelegt hatten, damit zu versehen, nachdem unsern Seefahrern die Versicherung gegeben war, daß sie in zwei Monaten, oder aufs längste binnen zehn Wochen, eine Ladung von fünfzehnhundert Sklaven einnehmen dürften. Sie errichteten daher die Niederlage zu Soni, der ordentlichen Gewohnheit zuwider, nach welcher die Niederlage bei der Bucht oder dem Flusse zu Soni seyn sollte. *)

Am 5ten waren sie ferner beschäftigt, den Preiß der Sklaven festzusezzen, einen Mann zu acht, und eine Frau zu sieben Stükken, die Kna-

*) Dies ist wahrscheinlich (der angeführten Spezialkarte zu folge) ein kleiner Nebenfluß der nahe an dem Ufer in den Zaire fällt.

ben und Mädchen nach Beschaffenheit ihres Alters und ihrer Stärke. Weil sie aber befürchteten, wie es hernach die Erfahrung zeigte, daß diese Negern von Soni, die, in Absicht auf den Gebrauch ihrer Sklaven, an der Meinung ihres Paters hiengen, sie nur vergeblich aufhalten möchten, so sendeten sie ihr Langboot nach Kabinda, um zu sehen, wie der Handel daselbst stände; weil sie von einem Neger die Versicherung erhalten hatten, daß sie dort ihre Handlung eher zu Stande bringen würden. Sie glaubten demselben um desto lieber, weil er ziemlich gut englisch redete, und verschiedene Zeugnisse von englischen Hauptleuten wegen seiner Ehrlichkeit vorwies. Dieser Neger rieth ihnen, eine Gesandtschaft, an den Herrn dieses Landes abzuschikken. *)

Am 7ten kam ein Kahn mit drei Elefantenzähnen von mittelmäßiger Grösse an Bord, die zusammen auf hundert und fünfzig Pfund wogen, und wofür die Negern eilf Stükke verlangten. Sie boten sieben darauf, konnten sie aber nicht bekommen.

Am folgenden Tage giengen ihre Leute auf das Fischen aus, und brachten so viele Fische zurük, daß das Schiffsvolk drei bis vier Tage lang genug daran hatte. Sie wurden hier weit mehr als zuvor gewahr, daß die Flut wenig oder gar keine Kraft hatte, da hingegen die Ebbe, besonders zu

*) Nämlich an den Fürsten von Angoi. (M. s. oben)

gewissen Zeiten, drei oder vier Stunden nach einander unglaublich schnell war, beständig ablief, und nicht nur Stämme von Bäumen, sondern auch ganze Stükke Erdreich mit sich wegführte, die mit kleinen Bäumen und Gebüschen bewachsen waren, und als kleine Inseln herumschwammen, so daß es ihren Booten oft unmöglich fiel, über die Spizze von Soni hinauszukommen, sondern sie genöthigt waren, an der einen Seite zu landen, und ihr Boot über die Erdzunge, welche sehr schmal ist, auf die andere Seite in das Wasser hinüberzuziehen.

Ihr Obersteuermann, der als Faktor zu Soni geblieben war, meldete, daß ihre Handlung nicht eher ein vortheilhaftes Ansehen gewinnen würde, als bis sie mit dem Grafen wegen des Preises der Sklaven, wie auch des Gehalts der Waaren und der königlichen Zölle eine gewisse Einrichtung getroffen hätten. Am 15ten begab sich deswegen Casseneuve nach der Stadt Soni und besuchte daselbst den portugiesischen Mönch, welchen er mit einigen europäischen Erfrischungen beschenkte, was er nämlich von einer Reise von fünf Monaten übrig behalten hatte. Der Priester nahm das Geschenk freundlich auf, und gab dagegen Casseneuve einige schöne süsse Pomeranzen und Bananas, und sezte ihm Wein vor. Darauf besuchte er den Grafen, der auf einem grossen Stule mit blossen Kopfe saß, den er nur erst hatte bescheeren lassen. Auf den Achseln trug er einen kurzen schwarzen Mantel,

Seine Beine waren bloß, und an den Füssen trug er Pantoffeln. Als Casseneuve in das Zimmer trat, machte er ihm ein Zeichen mit der Hand, daß er sich ihm gegen über sezzen sollte, und nach einigen Gesprächen über die Handlung, ließ er einen grossen Topf Palmwein herbringen, und ihm überreichen. Er selbst aber trank zuerst aus einem grossen silbernen Becher, der auf ein silbernes Blech gesezt war.

Die Wohnung dieses Herrn war durch Bretter in verschiedene niedrige Zimmer abgetheilt, deren einige mit allerhand Farben und Figuren bemalt waren. Das Haus des Mönchs hingegen war besser und geräumiger, und hatte auch einen hübschen Garten, der ganz artig mit allerhand afrikanischen Bäumen und Gewächsen besezt war. Er bestand aus anmuthigen Gängen, die meistentheils schattigt, wie kleine Lustwäldchen, waren. Seine Kapelle hatte drei Glokken.

Sie verglichen sich insgeheim mit dem Grafen wegen des Preisses der Waaren, den Mann zu acht, und eine Frau zu sieben Stükken. In Ansehung des Maaßes der Waaren sollten sechs Fuß und zwei zu jedem Faden für ihn, und nur fünf Fuß zu einem Faden für das gemeine Volk gerechnet werden, indem er allezeit den besten Handel für sich selbst schloß.

Am 16ten September kam die Mannschaft von ihrem Langboote, welche den 7ten nach Rabinda

abgegangen war, auf der Schaluppe eines englischen Schiffes, die daselbst lag, zurük, weil es nicht möglich war, der Flut auf dem Boote zu widerstehen. Weil der Hauptmann kränklich war: so gieng er zu Lande von Kabinda nach Bomankoi, und von da aus in einem Kahne an Bord, wobei er sich sehr über die rohe Gemüthsart der Negern beschwerte.

Weil sie besorgten, daß die Handlung zu Soni schlecht von statten gehen möchte: so hielten sie für gut, keine Zeit zu verlieren, um einen bessern Ort zu einer Niederlage oder Faktorei auf dem Flusse Kongo auszusuchen.

Sie erhielten auf Befragen die Nachricht, daß sie an der Nordseite des Flusses bei einem Orte, die Spizze Ittaar (oder Dschittaer) genannt, etwa sechzehn bis achtzehn Meilen den Fluß hinauf gegen Osten, sich niederlassen, und mit den Einwohnern des angränzenden Landes Zayri oder Serri,*) Handlung treiben könnten. Dem zu Folge reisete Casseneuve am 21sten September auf der Pinnasse an besagten Ort, und ward bei dem Aussteigen von dem Hauptmann des Dorfes Ittaar wohl empfangen, welches an der Südseite einer Bucht, etwas nordwärts von der Spizze liegt, wo sich der Fluß Zayri mit dem Flusse Kongo vereinigt. **)

*) Eigentlich Kongo.

**) Dies ist wol ein Irrthum, denn der Hauptfluß von

Dieſer Hauptmann rieth ihm, nachdem er ihm ein Haus monatlich zu zwei Stükken verſchafft hatte, den König von Zayre zu beſuchen, und die Erlaubniß, mit ſeinen Unterthanen zu handeln, von demſelben auszuwirken, indem dieſes eine nothwendige und allezeit gebräuchliche Sache wäre. Nachdem ſie ſich hierzu entſchloſſen hatten: ſo ſchikte der alte Neger-Hauptmann noch Abends um zehn Uhr den Stiefbruder des Königs Nenlembele zu Lande nach Zayri ab, um den König von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen, und ihn zu erſuchen, daß er einige von ſeinen Bedienten nach Ittaar ſchiken möchte, die der Niederlage zur Wache dienen, und ſie um mehrerer Sicherheit willen umgeben ſollten.

Am 23ſten, als Caſſeneuve mit dem alten Hauptmann in der Niederlage war, um die Sachen in Richtigkeit zu bringen, hörte er einen groſſen Lärm, und den Schall von einer Trompete und Trommel, welcher vor den Bedienten des Königs und dem Negern Nenlembele vorhergieng. Dieſe hielten Anfangs vor dem Hauſe des Hauptmanns, und kamen hernach vor die Niederlage. Der Mangove, einer der vornehmſten königlichen Bedienten, gieng an der Spizze der übrigen, und ließ einen Sonnenſchirm von einem Diener über ſeinem Kopfe tragen. Ihm folgten, auſſer den königlichen Be-

---

Kongo heißt Zayre, und nimmt mehrere Nebenflüſſe auf.

dienten, zwanzig bis dreiſſig andre Negern. Als ſie hineintraten, ließ ſie Caſſeneuve mit einigen Schüſſen von kleinem Gewehre begrüſſen. Darauf ſezten ſie ſich, ihrer Gewohnheit nach, auf einige auf die Erde ausgebreitete Matten, wo er ihnen etliche Schlukke Branntwein zu trinken gab. Nach einem förmlichen kurzen Zeremonienbeſuche begaben ſie ſich wieder in das Dorf, und der Magove erhielt eine Flaſche Aquavit zum Geſchenke.

Am folgenden Morgen kamen dieſe Beamten abermals in die Faktorei, und nachdem ihnen Caſſeneuve ein Schwein und zwei Büſchel Bananas geſchenkt hatte, kehrten ſie in das Dorf zurük, ohne etwas von der Handelſchaft zu erwähnen, indem dieſe Leute voller Zeremonien und Formalitäten ſind. Bald hernach aber kamen ſie wieder, und der Mangove hinterbrachte dem Caſſeneuve, er ſei von dem Könige nebſt gegenwärtigen Beamten abgeſchikt, um ihn zu verſichern, daß er es ſehr wohl zufrieden ſeyn würde, wenn die Weiſſen eine Niederlage hier anlegten, und daß er zu gleicher Zeit den Einwohnern völlige Freiheit ertheilte, mit ihm zu handeln, und ihnen zugleich unterſagte, den Weiſſen auf irgend eine Art hinderlich und beſchwerlich zu fallen.

Darauf nöthigten dieſe Beamten den Caſſeneuve, fünf Diener in ſeinen Sold zu nehmen, die der Faktorei aufwarten, und die Sklaven, welche er kaufte, ſo lange bis ſie an Bord kämen, in

Verwahrung nehmen sollten. Zwei von diesen Dienern gehörten dem Mangove selbst zu, einer dem Manchingue, einer dem alten Ittaar, und einer dem Malebuke. Diese fünf Leute sollten wöchentlich für ihren Dienst einen Faden Maaß, jedoch ohne Kost haben, und gehalten seyn, allen Schaden und Verlust, den die Faktorei leiden möchte, zu ersezzen, und alle erforderlichen Dienste zu thun.

Es ist hier die Gewohnheit, daß solche Diener für alles, was ihrer Verwahrung anvertraut wird, stehen müssen; und wenn einer von den Sklaven, welche die Weissen haben, gestolen wird oder entläuft so müssen sie seinen Werth bezahlen; wenn sie das aber nicht können, so werden sie an seiner Statt zu Sklaven gemacht. Weil dessenohngeachtet alle diese Negern gar sehr zum Stehlen geneigt sind, und grosse Geschiklichkeit darin besizzen; so ist es immer nöthig, genau Acht zu geben auf diese Bedienten, und ihnen nicht zu viel zu trauen; weil man sich vielleicht auf ihre Bürgschaft verläßt. Denn wenn sie etwas, das ihnen gefällt, kriegen können, so tragen sie es fort, und kommen nie wieder in die Faktorei.

Der Mangove und die Beamten besichtigten die Waaren, und schienen wol damit zufrieden zu seyn. Darauf giengen sie wieder mit einem grossen Topfe Palmwein in die Faktorei, um mit dem Faktor zu zechen, wobei sie ihm neue Versicherungen von einem geschwinden Sklaven- und Proviantha-

bei gaben, und darauf nach Hauſe giengen. Der Faktor beſchenkte den Mangove mit einem Faden Zizze, und einen jeden von den andern groſſen Beamten, wie ſie ſich ſelber nennen, mit zwei Meſſern und einem Schlukke Branntwein.

Am 25ſten reiſete Caſſeneuve zu Waſſer auf Kähnen in Begleitung dieſer Beamten ab, um dem Könige aufzuwarten, und landete abermals an einem Orte bei dem Fluſſe Zayre, vier Meilen hinter der Spizze Ittaar. Sie erboten ſich, ihn noch ſieben bis acht Meilen bis nach Zayri in einer Hangmatte tragen zu laſſen, welches ihre Art zu reiſen iſt. Er aber wollte lieber zu Fuſſe gehen. Als ſie in der Stadt ankamen, ruhte er ein wenig in dem Hauſe eines von den königlichen Bedienten aus, wo drei Edelleute zu ihm kamen, und ihn im Namen des Königs zu bewillkommen und ſich zugleich bei ihm zu beſchweren, daß er nicht bei ſeinem Einzuge nach Zayri aus ſeinem kleinem Gewehre hätte Salven geben laſſen, wie es bei Beſuchung eines jeden, vielmehr aber des Königs, gewöhnlich iſt. Caſſeneuve entſchuldigte ſich damit, daß ihm dieſe Gewohnheit unbekannt geweſen, und fügte noch zu ihrer ferneren Befriedigung hinzu, daß ſein Gemüth niedergeſchlagen wäre, weil er einen ſeiner Anverwanden krank am Borde verlaſſen hätte; womit ſie zufrieden zu ſeyn ſchienen.

Nachmittags um zwei Uhr ward mit folgender Zeremonie zur Audienz geführt. Der Mangove

ließ ihn zur rechten Hand gehen, und hinter ihm Einen hertreten, der einen Sonnenschirm, zur Bedekkung von der Hizze, über ihm trug. Vorher giengen vier Edelleute. Die andern Beamten giengen nach ihrem Range hinter dem Mangove, nebst vielen andern gemeinen Negern. Als sie nahe bei dem königlichen Palaste waren, so hielten sie eine Zeit lang stille; weil ihnen gemeldet wurde, der König verrichtete seine Andacht bei seinen Götzen. Darauf zogen sie durch zwei Ringmauern, oder nach der Art des Landes gemachte Höfe, in einen grossen Hof, wo bei zweihundert Negern auf dem Sande sassen, die theils königliche Hausgenossen, theils vornehme Leute aus der Stadt waren, welche die Neugierde, die Weissen zu sehen herbeigelokt hatte.

Der König saß an dem einen Ende dieses geräumigen Hofes, auf einem fünfzehn Zoll hoch von der Erde erhöhten Sizze. Den Rükken hatte er nach der Mauer zugekehrt, und zu seinen Füssen lag, statt eines Teppichs, die Haut einer Antelope. Seine Kleidung bestand in einem langen scharlachenen Mantel, den ihm kurze Zeit zuvor, wie sie hernach erfuhren, ein Engländer Namens Moncriff gegeben hatte. Sein Kopf und seine Füsse waren bloß. Mitten um den Leib hatte er einen Schurz aus der Rinde Matamba, und vor ihm stak eine Lanze in der Erde. Er war ein alter Mann von eben keinem sonderlichen Ansehen.

Cassenеuve saß dem Könige gegen über, zehn Fuß weit von ihm. Neben dem Könige stand eine Frau, die einen Topf mit Palmwein bei sich hatte. Auf zehn Schritte weiter waren zehn bis zwölf Negern, in sizzender Stellung, die mit Flinten bewaffnet waren. Mitten unter ihnen war einer in einem scharlachnen Mantel, mit goldnen Franzen, der diese Kleidung ihren Gözzen zu Ehren trug. Die Frau reichte dem Könige einen Becher mit Palmwein; und so oft als er trank, klopften alle Negern zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, in die Hände.

In dem Raume zwischen dem Könige und Cassenеuve lag der königliche Dollmetscher auf den Knien, jedoch näher bei dem Könige. Demselben ward ein Eid aufgelegt, daß er alles, was der Weisse sagen würde, getreulich verdollmetschen wollte, und zwar auf folgende Art. Der Dollmetscher rieb die eine Hand zu verschiedenen malen mit Erde, und brachte, so oft er dieses that, die Hand an die Stirn, und rieb dieselbe. Darauf nahm er einen von des Königs Füssen in die Hände, spukte auf die Sole, und lekte es mit der Zunge auf. *)

Nach Vollendung dieser Zeremonie wendete sich der Dollmetscher an Cassenеuve, und ersuchte den-

*) Wir haben schon gesehen, daß ähnliche Zeremonien bei allen Negerdespoten Hofsitte sind. (M. s. z. B. im XI. B. d. W.)

ſelben, ſein Verlangen vorzubringen. Als dies geſchehen war, ſagte er daſſelbe dem Könige in ſeiner Sprache vor. Darauf richteten ſie den Preiß der Sklaven ein, nämlich für einen Mann den der König verkaufen würde, acht Stükke, und für alle andere ſieben und ein halbes Stük, eine Weibsperſon aber ſollte ſechs und ein halbes Stük gelten. Der König und das gemeine Volk ſollten einerlei Maaß von Waaren haben. Es ſollte nämlich ein jedes Stük zu vier Faden, und jeder Faden zu vier und einem halben Fuſſe gemeſſen werden. Hierauf bezeugte der König ſein Vergnügen darüber, daß die Weiſſen eine Faktorei zu Jttaar angelegt hätten, und verſicherte ihn, daß es eine groſſe Menge Sklaven in ſeinen Landen gäbe.

Caſſeneuve beſchenkte den König mit zwei Faden ſchwarzen Baftas, und einem Flaſchenfutter Branntwein. Er bezeugte ſich ſehr vergnügt dabei, und ſang dazu einige Verſe in ſeiner Sprache, die er dreimal wiederholte, wobei die Negern jedes Mal in die Hände klatſchten. Der König ließ Caſſeneuve alle Flaſchen, die er ihm geſchenkt hatte, koſten, welches hier gewöhnlich iſt, um den Verdachte des Giftes zu vermeiden.

Nach dieſem Gehöre gieng er mit einigen Herrn vom Hofe zur Stadt hinaus, welche ihm neun bis zehn Landſtraſſen zeigten, die zu vielen groſſen Städten führten, die reichlich mit Sklaven verſehen wären, wie auch die Heerſtraſſe nach dem König-

reiche Kongo, auf welcher jährlich eine groſſe Menge Sklaven nach Kabinda geführt wird. Dieſe Herren ſagten ihm, daß, ſo bald die Einwohner von Kongo, die nicht weit von Zayri entfernt ſind, erfahren würden, daß die Weiſſen eine Faktorei zu Ittaar hätten, ſo würden ſie bald von allen Orten her mit Sklaven dahin kommen, um ſich die mühſame Reiſe nach Kabinda zu erſparen, welches zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen weiter hinunter an dem Ufer liegt.

Am 27ſten September kamen zwei von den ſchwarzen Bedienten aus der Faktorei zu Ittaar nach Zayri, und meldeten, daß der Unterfaktor daſelbſt Befehl von Barbot und dem Hauptmann erhalten hätte, die Faktorei zu verlaſſen, und alle Waaren zu dem Schiffe herunter zu bringen, welches nur noch ihre Ankunft erwartete, um nach Kabinda abzuſegeln; indem ſie neue Verſicherungen erhalten hatten, daß ſie die Zahl ihrer einzuhandelnden Sklaven in kurzer Zeit daſelbſt voll machen würden.

Als der König dieſes erfuhr, ſo ſchikte er zwei von ſeinen Edelleuten zu Caſſeneuve, um ſich dieſer Sache wegen zu erkundigen. Er aber lehnte es von ſich ab, eine gerade Antwort zu geben, indem er ſich nichts gutes verſah, weil der König des Vergleichs wegen, den er nur den Tag zuvor mit ihm geſchloſſen hatte, zornig ſeyn würde. Er ſagte daher, der Unterfaktor hätte manchmal ſeine böſen

Stunden, und deswegen könnte man sich auf das, was er sagte, nicht verlassen.

Um eilf Uhr besuchte Casseneuve den König, und bat ihn, dem was von Aufhebung der Faktorei zu Jttaar gesagt worden, keinen Glauben beizumessen. Darauf nahm er bei ihm Abschied, in der Absicht dahin abzugehen, und nahm vier Sklaven mit, nämlich einen Mann, eine Weibsperson, und zwei Knaben, welche der König ihm auf Kredit gab, wofür seine Beamten zu Jttaar die Bezahlung einheben sollten. Als der König sah, daß Casseneuve (nach der Gewohnheit der Europäer) die Glieder der Sklaven betastete; so fieng er und seine Grossen, die um ihn standen, an laut zu lachen. Jener fragte den Dollmetscher, worüber sie so lachten, der ihm zur Antwort gab, darüber, daß er die Sklaven so genau untersuchte. Der König aber schämte sich dabei so sehr, daß er ihn bat, um des Umstandes willen es etwas mehr insgeheim zu thun.

Weil Casseneuve auf seiner Reise nach Zayri zu Fusse sehr viele unwegsame Oerter und Wasser gefunden hatte, über die er sich auf den Achseln der Negern hatte tragen lassen, so stellte er seine Rükreise bis zu der nächsten Schiffslände, an dem Flusse Zayre, auf einer Hangmatte an, wobei ihn den ganzen Weg hindurch drei königliche Edelleute begleiteten, und einige Negern seine Sklaven führten. Als sie die Schiffslände erreichten, fanden sie

Kähne, welche ihn bis an die Bucht von Jttaar führten, und am 28sten Tag des Morgens um sieben Uhr kam er in der Faktorei an, in welche seit seiner Abreise nur zwei Sklaven gebracht worden waren.

Als der Unterfaktor dem Casseneuve seinen Befehl, die Faktorei aufzuheben, vorzeigte, entschlossen sie sich, demselben in der Nacht, wenn die Negern schliefen, nachzukommen. Demnach liessen sie ihre Waaren einzeln um Mitternacht durch das Dach des Hauses, welches ganz und gar aus einem Stükke bestand, und nur von gabelförmigen Pfählen gestüzt wurde, bis zur Pinnasse schaffen. Dies alles konnte nicht geschehen, ohne daß ihre schwarzen Bedienten darum wußten, welche in der Stadt Lärmen gemacht hatten, daß sie Willens wären, fortzugehen. Sie waren daher genöthigt, es zu läugnen, daß sie dergleichen Absicht hätten, um die Leute, so viel möglich, ruhig zu machen. Mit Anbruche des Tages waren ihre übrigen Waaren in die Pinnasse gebracht, und nur so viel davon zurükgelassen, als zu Bezahlung ihres Hauszinses, und zur Besoldung ihrer schwarzen Diener auf einen Monat nöthig war, ob sie gleich dieselben nur eine Woche gehabt hatten. Sie liessen auch die, den Tag zuvor von Zayri mitgebrachten, vier Sklaven zurük, weil sie dieselben nicht bezahlt hatten. Die Pinnasse wurde nun durch zwei Weisse aus der Bucht hinaus gebracht, damit die Negern nicht, wenn sie alle hineingiengen, aus dem Gebüsche

auf sie feuerten. Unterdessen giengen die Faktore und einige Weisse mehr zu ihrer Bedekkung bewaffnet längs dem Gestade fort, bis sie an eine Spizze kamen, die zur Zeit der Ebbe trokken ist, da sie sich sämmtlich in die Pinnasse begaben, und ohne Hinderniß an Bord gelangten. Daselbst kamen sie Nachmittags um ein Uhr an, zu grosser Freude ihrer Gefährten, welche befürchtet hatten, sie möchten bei dieser Unternehmung unglüklich seyn.

Die Negern in der Stadt Zayri begegneten dem Casseneuve mit überflüßiger Höflichkeit, und die meisten Grossen vom Hofe legten bei ihm Besuche ab. Ein jeder beschenkte ihn, entweder mit einer Henne, oder Bananas, oder mit einem Kalabasche voll Palmwein. Er bekam über dieses zu jeder Mahlzeit eine gekochte Henne, wovon er die Flügel und die Keulen aß. Zu dem übrigen aber hatte er keinen Appetit, indem es nach ihrer Gewohnheit mit den Eingeweiden gekocht war.

Die Einwohner von Zayri sind bloß zur Handlung geneigt, indem sie nach der Art des Landes sehr träge sind, und alle Hausgeschäfte ihren Weibern überlassen, welche eigentlich ihre Sklavinnen sind, da sie nicht nur alle schwere Arbeit zu Hause verrichten, sondern auch das Getreide säen und ärndten, Brod bakken, und Essen für die Familie anrichten. Unterdessen schwazzen die Männer mit einander und trinken fast den ganzen Tag über Palmwein Die Weiber dürfen nicht eher kommen, als

bis

bis sie gerufen werden; und wenn sie die Erlaubniß erhalten, so kommen sie auf eine sehr demüthige Art, klatschen in die Hände, ehe sie den Becher annehmen, welches sie kniend thun, und entfernen sich sogleich, so bald sie getrunken haben, es müßte ihnen denn befohlen werden zu warten.

Diese Weiber leben kensch, wenn sie verheurathet sind; wenn aber eine ausschweift, so steht es in des beleidigten Ehemanns Macht, sie fortzuschaffen, und ihr nicht nur die Morgengabe wieder zu nehmen, sondern auch ihrem Liebhaber eine Geldbusse aufzulegen. Ihre Heurathen geschehen ohne viele Zeremonie. Denn ein junger Mann, der nur eine Elle bunten Kaliko oder Leinwand hat, seiner Braut einen Schurz zu machen, und nur etwas im Vermögen besizt, ein Haus zu kaufen, darf bloß bei ihren Eltern oder Freunden um sie anhalten, so wird ihm seine Bitte gewährt. Manche, die sich etwas Geld unter den Weissen verdienen können, thun groß damit, daß sie ihre Weiber noch ein Stük Tuch um die Brust tragen lassen, welches über den Schurz herunter hängt. Die reichen Negern schmükken ihre Arme und Füße mit glänzenden kupfernen Ringen, von denen viele zehn Pfund schwer sind, welches macht, daß sie einen langsamen und gezwungenen Gang haben.

Wenn Jemand stirbt, so legt seine Familie den Leichnam sizzend unter ein Zelt, das von einer Stange gehalten wird, gibt ihm eine Tobaks-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

pfeife in die Hand, und legt seine besten Sachen um ihn herum. Dahin kommen alle Morgen und Abende seine Anverwandten und die Einwohner der Stadt, welche mit Singen und Wehklagen um das Zelt herumgehen. Bei diesen Gelegenheiten halten die alten Leute, besonders die Weiber, einige Reden mit vielen lächerlichen Geberden. Ein jeder von denen, die diesem Aufzuge beiwohnen, bringt dem Verstorbenen ein Geschenk mit, welches in einem Faden Tapseil, Zizzen, Kaliko, schwarzen Baftos, oder Nikane besteht. Diese Stükke falten und wikkeln sie eins über das andere um den todten Leichnam, bis er wie ein Ballen Zeuch von allerhand Farben aussieht, und so dik wird, wie ein grosses Faß. Wenn der Körper anfängt zu faulen, so bestreichen sie diesen Ballen mit einer röthlichen Farbe, und tragen den Körper in eben der sizzenden Stellung zu Grabe. Da Cassenеuve keine Gelegenheit gehabt, dergleichen Leichenbegängniße anzuschauen, so sagt er auch nichts weiter davon.

Cassenеuve verließ Zayre sehr ungern so plözlich, nicht allein wegen der starken Handlung, die er daselbst zu finden hoffte, sondern auch wegen der Höflichkeit der Einwohner. Zum Vortheil derer, welche etwa nach ihm dahin kommen möchten, ließ er eine Karte von diesem Flusse aufnehmen.

Die Stadt Zayre liegt nicht weit von diesem Flusse gegen Westen, ist ziemlich groß, und enthält sieben bis acht hundert Häuser. Es liegt noch ein

ander Dorf bei dem Flusse Zayre; aber die Strasse zwischen diesen beiden Orten wird durch die vielen Teiche und Bäche, durch welche man manchmal zwei oder drei Fuß tief waten muß, sehr unbequem gemacht. Den halben Weg hindurch liegen auf jeder Seite einige Dörfchen nicht allzuweit von der Straße ab, in einem offnen dürren Lande.

Bei dem Flekken Jittaar, hält der König von Kongo einen Einnehmer, um die Zölle von den Fischen, die in der Gegend herum gefangen werden, einzunehmen, indem die Landschaft Zayri ihm zinsbar ist. Die Ursache, welche sie nöthigte, die Faktorei zu Sogno aufzuheben, war, weil die vornehmen Negern darauf drangen, daß sie eben das Maaß von Waaren haben wollen, welches der Graf für sich allein bedungen hatte. Ueberdieses war der Graf, vielleicht aus Gefälligkeit gegen seine Unterthanen, nicht geneigt, ihnen seine Sklaven zu überlassen, indem er zur Ursache anführte, daß sie keine Kristen wären, und daß sie, wie man ihm gesagt, dieselben an Türken und Kezzer zu verkaufen pflegten. Dies brachte sie auf den Entschluß, Sogno zu verlassen, und zu versuchen, was zu Bomankoy auf der andern Seite des grossen Flusses Zayre oder Kongo auszurichten wäre, ehe sie nach Kabinda segelten, wo sie ihre Zahl voll zu machen hofften.

Diesem Entschlusse zu Folge, schafften sie ihre Waaren am 21sten September von Sogno weg, wobei sie alle Kosten und Abgaben doppelt bezahlen

mußten, welche die Negern aus Verdruß von ihnen erpreßten; und da hundert derselben gegen einen von ihnen waren, so hielten sie es der Klugheit gemäß, nachzugeben.

Die gangbarsten europäischen Waaren waren damals schwarze Boys, grobes, schlechtes Papier, messingene und kupferne Bekken, ostindische Zizze, Pulver, Musketen und Korallen. Mit den Messern sind die Negern so häufig schon versehen worden, daß sie solche nicht einmal mehr wie sonst für Elfenbein nahmen. Sie machten auch nicht viel mehr aus Branntwein in kleinen Flaschenfuttern, welches sie sonst sehr gern hatten.

Gegen das Vorgebirge Padron auf der Südseite des grossen Flusses Zaire ist ein grosser Salzteich, in welchem täglich alle Weiber aus dem angränzenden Dorfe, das in der Ekke des Waldes liegt, an der Zubereitung des Salzes arbeiten, welches der vornehmste Erwerbzweig der Einwohner dieser Gegend ist, die das Salz auf die inländischen Märkte verführen.

Am 15ten September giengen Barbot und Casseneuve mit neun von ihren Leuten auf die Kapellenspizze an dem Ufer spazieren, um Erfrischungen zu suchen. Der leztere gieng mit zwei andern Weissen und ihrem schwarzen Dollmetscher längs dem Ufer fort, und fand von ungefähr einen Fußsteig, der in den Wald führte, dem sie beinahe noch eine Viertelmeile nachgiengen, und darauf

befanden sie sich, ehe sie sich es versahen, bei der obgedachten Salzgrube, in welcher bei hundert Weiber arbeiteten. Bei Erblikkung der Weissen flohen sie alle mit lautem Geschrei davon, und machten noch einen grössern Lärm, als sie sahen, daß jene ihnen nachgiengen. Die Absicht unsrer Europäer war aber nur, sich dem Dorfe, das am Ende des Bachs liegt, zu nähern. Allein sie wurden von etwa zweihundert Negern angehalten, die auf einmal hervor brachen und mit Bogen und Pfeilen, Prügel und Flinten und Hirschfängern bewaffnet waren, und ihnen drohten, sie umzubringen. Cassenenve bot ihnen allerhand kleine Geschenke an, um sie zu besänftigen; aber es half alles nicht. Sie nahmen ihren schwarzen Dollmetscher mit sich fort, um ihn bestrafen zu lassen, daß er die Weissen hieher geführt hätte. Sie waren auf diese Art gezwungen, umzukehren, und ihn ihrer Willkür zu überlassen.

Als sie an die Spizze zurük kamen, wo die Pinnasse ihrer wartete, fanden sie fünfzig von diesen bewaffneten Leuten, die ihnen in dem Walde so hart begegnet, und auf einem andern Wege dahin herausgekommen waren, weil sie sehen wollten, was sie für Gewehr auf dem Boote führten. Da sie aber keines fanden, so schimpften sie auf die in dem Boote zurükgebliebenen Leute, bis sie sich endlich beruhigten, als sie die andern wieder kommen sahen. Die Engländer drohten, sich deshalb bei dem Grafen von Soguo zu beschweren, wel-

ches sie auch den Tag darauf thaten. Aber sowol dieser, als der portugiesische Pater, antworteten ihnen, es wäre dieses eine Art wilder Negern, die, seitdem einige europäische Schiffe Einige von ihnen weggeführt hätten, sich nie mit ihnen hätten aussöhnen oder sonst mit andern zu thun haben wollen. Sie wären auch hierin nicht zu tadeln. Ueberdies wären sie auch sehr eifersüchtig auf ihre Weiber; doch sagte der Graf, daß er sie zwingen wollte, den schwarzen Dollmetscher heraus zu geben.

Am 28sten, eine Stunde hernach, nachdem Cassenouve mit den Waaren und nur zwei Sklaven, den einzigen, die er bekommen konnte, von Zayri zurükgekehrt war, beschlossen sie, ehe sie nach der Bai von Rabinda segelten, zu versuchen, was zu Bomankoy, der Haupt-Banza oder Stadt von Argoy an der Nordseite des Flusses Zaire, mit der Handlung zu thun wäre. Dies geschah auf Ansuchen der Negern, welche bisweilen an Bord kamen, und baten, eine Faktorei daselbst zu errichten: demnach gieng Cassenouve mit dem Obersteuermanne dahin. Der Hauptmann der Stadt nahm sie höflich in seinem Hause auf, und gieng nachher mit ihnen zu dem Mangove des Landes, mit dem sie sich eine Stunde lang besprachen, ohne zu einem Schlusse zu kommen. Er verlangte hohe Zölle, nicht weniger als acht Stükke für sich, sechse für den Maufogue oder Mafukka, eben so viel für den Melembele, und

drei Stükke an ſtatt des Zolles für die Faktorei. Ueberdies zwölf Stükke für zwei abweſende Beamte von Bomankoi. Er hatte auch Befehl, auf jede zwanzig von Sklaven, die ſie kaufen würden, nicht mehr als dreiſſig Stükke, nachzulaſſen, obgleich fünf überhaupt billig geweſen ſeyn würden. Am 29ſten kehrten ſie an Bord zurük.

Am 30ſten September früh um ſechs Uhr lichteten ſie den Anker, und ſegelten nach Rabinda, mit einem Winde aus Südſüdweſt, wobei ſie gegen Nord und Nord gen Oſt ſteuerten, mit halbem Winde. Es war aber die Flut ſo ſtark, daß das Steuerruder bei der Mündung des Fluſſes das Schiff nicht lenken konnte. Dieſes währte bis zu Mittage, da ſie die Brandung an der Nordſeite des Fluſſes Kongo zu Geſichte bekamen, welche dazumal noch zwei kleine Meilen von ihnen war. Sie fanden dabei allezeit einen harten ſandigen Grund von acht bis fünfzehn Faden Waſſers. Des Abends zwiſchen ſechs und ſieben Uhr warfen ſie den Anker in neunthalb Faden zwei Seemeilen von dem Ufer, weil ſie ſich fürchteten, zur Nachtzeit bei Rabinda vorbeizuſtreichen.

Die ganze Küſte, von Rabinda bis nach Bomankoi, iſt voller Sand, der manchmal drei Seemeilen weit weſtwärts in die See hineinläuft, und nur einen Kanal zwiſchen ihm und dem Ufer bloß für Boote und Schaluppen läßt.

Am ersten Oktober segelten sie des Morgens um sechs Uhr mit einem Winde aus Südwest gen Süd, und steuerten so, daß sie der Brandung nie näher kamen, als in sieben und sechs Faden Wasser, bis sie an die Südspizze der Bai Kabinda gelangten. Als sie in dieselbe hineinfuhren, so hielten sie sich an das südliche Ufer in fünf, vier und drei Faden, und um eilf Uhr kamen sie aus Versehen in fünfzehn Faden, da sie den Anker fallen liessen. Die Spizze der Bai lag ihnen westwärts, und das Land um Malimga nordwärts, in der Entfernung von sechs bis sieben Meilen. Sie feuerten wie gewöhnlich, fünf Stükke ab, um den König von Angoy zu begrüssen, dessen Beamte an Bord kamen, sich erkundigten, ob es eben das Schiff wäre, das zu Sogno gewesen, zu versichern, daß sie eine grosse Zahl Sklaven hätten, und daß sie ihnen angenehm seyn sollten, wenn sie ein Waarenlager am Lande errichteten und die Zölle erlegten. Sie liessen wieder sagen, sie wären Willens, den Vorschlag anzunehmen; und wenn der Hauptmann nicht krank wäre, so würde er dem Könige persönlich aufwarten.

Sie fanden in der Rheede von Kabinda ein kleines englisches Schiff, das hundert und zwanzig Sklaven am Borde hatte, und dessen völlige Ladung aus zweihundert und fünfzig bestehen sollte. Das holländische Schleichhändlerschiff, das hier war, als der englische Hauptmann zuerst nach

Rabinda kam, war von einem Schiffe, das der holländischen westindischen Kompagnie als eine Prise zugehörte.

Die europäischen Waaren werden hier nach Stükken, nach Faden und nach Stangen gerechnet. Die Stange hält achtzehn Zoll; drei Stangen machen einen Faden, und vier Faden machen ein Stük aus.

Die Güter, nach denen gefragt wird, sind Annabasses, messingene Bekken, Flinten, Pulver, schwarze Baftas, Tapsals, Pintados, guineische Zeuche, schlechtes, dünnes Papier, Nikanes, einige wenige Messer, Scharlach, Korallen, Flaschenfutter mit abgezogenen Wassern, schwarze Boie, schwarze Glaskndpfe, zinnene Bekken, und zinnene Löffel. Von den sieben leztern Sorten aber nur sehr wenig.

Am 3ten Oktober brachten sie mit den Beamten des Königs die Zölle von allen obgedachten Sorten von Waaren in Stükken, zur Richtigkeit.

Abgaben für den König	= 47	Stükke.
= = für den Mafukka	= 31 ½	= =
= = für den Manchias	= 17	= =
= = für Mafukka Mabouco	= 17	= =
= = für Manabela	= = = 17	= =

Am 4ten fiengen sie an, Waaren ans Land zu schikken, und die Faktorei zu errichten, und be-

zahlten fünf Stükke als Hauszins im Voraus, für so lange, als sie das Haus brauchen würden. Barbot hielt dabei mit zwei andern Europäern beständig genaue Aufsicht. Ausser den schwarzen Dienern, die sie mietheten, gab ihnen der König zwei von seinen eigenen, und jeder oben benannter Beamter einen, so daß sie in allem zehn oder eilf Gromettas hatten, für die sie alle zusammen wöchentlich einen Faden an Waaren bezahlen und sie mit Lebensmitteln versorgen sollten. Bei Aufhebung der Faktorei sollten sie einem jeden Bedienten drei Stükke an Waaren geben. Einer von ihnen diente zum Dollmetscher, und ward gebraucht, den Pöbel abzuhalten, daß er sie nicht beunruhigte, welches sowol hier als zu Zayri geschieht.

Für die Sklaven sezten sie hier keinen gewissen Preis fest, wie zu Sogno und Zayri gewöhnlich ist, sondern sie handelten täglich mit den Eigenthumsherren, wenn sie die Sklaven entweder an Bord oder in die Faktorei brachten. Sie liessen auch das Boot mit einigen Gütern um die Bai hinumfahren, um mit den herumliegenden Dörfern zu handeln; so daß Casseneuve, dem dieser Theil des Handels anvertraut war, vom 7ten des Weinmonats, bis zum 17ten des Wintermonats, fünf und vierzig Sklaven einkaufte.

Am 29sten gieng er ans Land, um für die Faktorei Sorge zu tragen, weil Barbot krank wurde, und bis zum 16ten Dezember hatte er aufs neue acht und vierzig Sklaven eingekauft, macht

zuſammen drei und neunzig, als fünf und ſechzig Männer, ſechzehn Weiber, neun Knaben und drei Mädchen, für ſiebenhundert und ein und ſiebenzig Stükke an allerhand Gütern, die ſich aus der erſten Hand nach den Waarenzetteln auf drei hundert und zwei und ſiebenzig Pfund Sterling, ſechs Schillinge, und ſechs Pfenninge (alſo auf etwa 3724 Gulden rheiniſch) beliefen, ſo daß der Köpfe einen in den andern gerechnet, ungefähr vier Pfund hoch kam.

Nach dieſem waren ſie genöthigt, noch ein Stük durch die Bank für die Sklaven mehr zu geben, weil die Negern binnen einer Zeit von acht oder neun Tagen fünf andere engliſche Schiffe nach einander einlaufen ſahen, welche Sklaven und Elfenbein einkaufen wollten, ſo daß ſie keine Sklaven weiter in die Faktorei brachten, bis ſie zehn Stükke für einen Mann und neun für eine Weibsperſon erhielten. Zu gutem Glükke fehlten ihnen an ihrer vollen Zahl nicht mehr als dreiſſig bis fünf und dreiſſig Sklaven, welche ſie bald hernach bekamen, ſo daß ſie in allem vierhundert und ſiebenzehn Köpfe an Männern, Weibern, Knaben und Mädchen am Borde hatten. Daraus erhellt, wie ungewiß der Preiß der Sklaven iſt, indem es auf die Menge und Seltenheit derſelben, und die Zahl der Schiffe, die hier ſind, ankömmt. Sie hielten das für einen mäßigen Preiß, wenn ein Mann ſieben bis acht, und ein Weib ſechs bis ſieben indianiſche Stükke gilt, wie es die Franzoſen nennen.

Da sie zu wenig Lebensmittel für ihre Sklaven hatten, so kauften sie am 31sten Dezember von einem englischen Schiffshauptmanne Eriford, hundert Körbe Mais, obgleich um einen sehr theuren Preiß, nämlich für ein Stük ihrer besten Sorte von Gütern, messingene Bekken und Anabasse.

Weil Casseneuve sich vom 16ten Dezember an übel befand, und Barbot kurz vorher auch krank gewesen war, so enthalten ihre Tagebücher nur kurze Nachrichten von dem Lande und der Handlung.

Viele von den Rabindanegern, welche an den Ufern wohnen, reden etwas Englisch, und werden gemeiniglich Portadors genannt, und treiben allerhand Kram mit den inländischen Einwohnern. Wenn Schiffe anlangen, so reisen sie zu denselben, und bringen Kaufleute mit sich an Bord, oder in die Faktorei, in deren Namen sie den Handel schliessen. Oefters machen sie sich es zu Nuzze, daß dieselben kein Englisch verstehen, und lassen sich ein oder zwei Stükke über den wahren Preiß bezahlen, welches sie abfordern, wenn die Kaufleute wieder heimgegangen sind. Die Faktore hier und auf der Küste von Guinea sind gezwungen, zu Beförderung ihrer eignen Handlung diesen Schelmereien nachzusehen.

Am ersten Januar 1701 frühe segelten sie aus der Bai von Rabinda nach Jamaika. Casseneuve, Barbot, der Buchhalter, der Hauptmann und der Obersteuermann waren nebst verschiedenen von ihren Leuten krank. Zu Rabinda und auf der See hatten sie sechs Personen begraben müssen, un-

dem die Luft sehr ungesund war. Dieser Zustand des Schiffsvolks veranlaßte die an Bord genommene Sklaven zu einer Meuterei, welche am 5ten Januar auf folgende Art ausbrach.

Um ein Uhr Nachmittags liessen sie, wie gewöhnlich, nach dem Essen die Sklaven einzeln zwischen die Verdekke herunterkommen, um einem jeden ein Nessel Wasser, welches ihr gewöhnliches Maas ist, auszutheilen. Es waren schon die meisten auf dem Verdekke, und grösstentheils mit Messern bewaffnet, welche man ihnen unvorsichtiger Weise zwei bis drei Tage zuvor gegeben hatte, indem sich die Engländer nicht die geringste Gefahr von dieser Art besorgten. Andere hatten Stükke Eisen, die sie, weil sie schon zuvor einen Aufstand beschlossen, von der Thüre des Vorderkastels abgerissen hatten. Sie hatten auch etlichen von ihren Kammeraden die Fesseln von den Füssen abgebrochen, deren sie sich statt eines Gewehres bedienten, gleichwie auch der Stangen, mit denen sie sich versehen hatten. Kurz, sie hatten sich alles dessen bemächtigt, was sie nur finden konnten, und was zu ihrer vorhabenden Unternehmung dienlich war. Mit diesem Gewehre fielen sie die Engländer auf dem Verdekke haufenweise an, und ermordeten einen von den beherztesten Matrosen, der, ehe er niedersank, fünfzehn bis sechzehn Wunden mit ihren Messern bekam. Der nächste, den sie darauf anfielen, war der Hochbootsmann, dem sie an dem einen Fusse das

Fleisch rings um bis an den Knochen zerschnitten, daß er sich nicht rühren konnte.

Andere zerhieben dem Koche die Kehle bis an die Luftröhre, und verwundeten drei von den Bootsleuten, deren einen sie in diesem Zustande von dem Vorderkastelle in die See warfen. Zu gutem Glükke ergriff derselbe noch ein Seil an dem Vordersegel, und entkam noch vermittelst des untern Taukno-tens an dem Viertelsverdek, wo die übrige Mann-schaft im Gewehre stand, und auf die aufrührischen Sklaven feuerte, von denen einige getödtet und viele verwundet wurden. Dieses jagte den übrigen einen solchen Schrekken ein, daß sie sich zwischen den Ver-dekken und unter das Vorderkastell zerstreuten. Vie-le von den grösten Aufrührern sprangen unverzagt über Bord, ohne sich merken zu lassen, daß ihnen etwas an ihrem Leben gelegen wäre. Durch diesen Aufstand giengen sieben und zwanzig oder acht und zwanzig Sklaven verloren, die theils getödtet wur-den, und theils ersoffen. Die übrigen liessen sie zwischen die Verdekke gehen, und gaben ihnen gute Worte. Als sie am folgenden Tage auf das Verdek berufen wurden, erklärten sie einmüthig, daß die Menkombesklaven Anstifter von der ganzen Sa-che gewesen wären, und zum Beispiel liessen sie dreissig von den Rädelsführern scharf peitschen, wo-bei alle Leute, die bei Kräften waren, Hand an-legten.

Reisen
nach
Niederguinea.

VI.
Reisen
einiger französischen Missionare
nach
Niederguinea.

In den Jahren 1766 und folgenden.

Die neueſten Nachrichten aus Niederguinea ſind in den Berichten der franzöſiſchen Miſſionare die im Jahre 1766 nach Loango giengen, um dort das Evangelium zu predigen, und ihrer Nachfolger in dem Bekehrungsgeſchäfte — enthalten. Aus dieſen Berichten hat der Abbe Proyart ſein mehr erwähntes ſchäzbares hiſtoriſch-geographiſches Werk über Loango, Kakongo, u. ſ. w. oder den nördlichen Theil von Niederguinea zuſammengeſezt. *)

In dieſem Werke, welches die genannten Länder, und ihre Bewohner ziemlich vollſtändig und zuverläſſig beſchreibt, theilt er uns auch die Geſchichte dieſer neuen franzöſiſchen Miſſion in Niederguinea, und das Wichtigſte aus den Tagebüchern der Miſſionare mit. **)

*) M. ſ. die Einleitung zu dieſem Abſchnitte.

**) Im franzöſiſchen Originale, der zweite Theil des Ganzen, von Seite 203 bis 371. In der deutſchen, abgekürzten Ueberſezzung Seite 179 bis 222.

Diese Reisegeschichte ist zu interessant — besonders da wir seit dem Anfange dieses Jahrhunderts keine Reiseberichte von Niederguinea mehr erhalten haben — als daß sie hier nicht eine Stelle verdiente.

Sie enthält viel Neues überhaupt, und insonderheit auch viel Wichtiges für die Länder- und Völkerkunde; da sie aber auch als Geschichte einiger kristlichen Glaubensprediger, deren Hauptzwek das Bekehrungsgeschäfte war, Manches enthält, das zwar den Religionsfreund sehr erbauen kann, aber dem Geographiefreunde weder Unterhaltung noch Belehrung gewährt, so ist eine Abkürzung derselben höchst nöthig.

So abgekürzt folgt hier diese Reisegeschichte, in einem noch vollständigern Auszuge, als derjenige ist, welche die deutsche Uebersezzung enthält — der übrigens hier jedoch zum Muster genommen, und zum Grund gelegt worden ist.

Reisen
französischer Missionare
nach
Niederguinea.

In den Jahren 1766 und folgenden.

Im Jahr 1742 segelte ein junger Franzos Namens Belgarde, als ein Knabe von zwölf Jahren, den seine Aeltern an die Seeluft gewöhnen wollten, mit einem Schiffe aus Frankreich ab, das nach Loango gieng, um Sklaven einzukaufen. Dieser Knabe trat zu Kabinda, sieben Meilen vom Ausfluß des Zaire, ans Land, und untersuchte in den beiden Monaten, während welcher das Schiff vor Anker lag, den Karakter des Volks, wagte sich oft ins Land hinein, und gab sich besonders Mühe, einige Kenntniß von der Landessprache zu erhalten. Er hörte oft den Unterredungen der Negern zu, und brachte zulezt ein kleines Verzeichnis von den im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörtern zu Stande. Als dieser Knabe die Küste verließ, wußte er genug, um einige Fragen in der Negersprache zusammen zu sezzen, und die Antworten meistens verstehen zu können.

Nach seiner Rükkehr erhielt er von seinen Aeltern die Erlaubniß, sich wieder auf die Wissenschaf-

ten legen zu dürfen, von welchen er sich eine Zeitlang getrennt hatte. Seine Familie bestimmte ihn zur Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium er daher mit dem gröſten Eifer betrieb. Allein, im Anfange seines männlichen Alters, ungefähr gegen sein sechs und zwanzigstes Jahr, faßte er plözlich in der Einsamkeit den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Die Küsten von Loango, die er auf einer Karte von Afrika erblikte, machten auf einmal in ihm das lebhafteste Verlangen rege, den unglüklichen Bewohnern dieser Gegenden das Evangelium zu verkündigen; ein Verlangen, das durch sein von ungefähr wieder gefundenes Wortverzeichniß der Negersprache noch sehr erhöhet wurde.

Nachdem er einige Jahre Theologie studirt hatte, meldete er sich bei dem Seminario der auswärtigen Missionen in Paris, und wurde zum Priester geweiht; verständige Personen aber suchten ihn von seinem Vorsazze, nach Afrika zu gehen, abzulenken, und riethen ihm, lieber in einer andern schon gegründeten Mission seine Dienste der Religion zu weihen. Er entschied sich daher, so viel Ueberwindung es ihm auch kostete, für die Missioon in Sina, wurde aber durch eine plözliche Krankheit gehindert, dahin abzureisen. Nach wieder hergestellter Gesundheit sah er diesen Zufall als eine Fügung der Vorsehung an, wodurch er den Völkern, die er aufzuklären stäts die Absicht hatte, wäre aufbehalten worden, und entschloß sich daher,

seinen ersten Entwurf auszuführen, welches jezt auch alle seine Freunde billigten, und vom päbstlichen Hofe sowol, als in Frankreich, besonders vom Erzbischoffe zu Paris, unterstüzt wurde. Die Congregatio de propaganda fide ernannte ihn zum Vorsteher der Mission in Loango, Rakongo, und andern Königreichen, disseits des Zaire, wohin er, (Herr Belgarde) auch im Junius 1766 von Nantes mit zwei Priestern abgieng. Alle drei langten den zehnten September desselbigen Jahrs in Loango an, fanden aber nicht die geringsten Spuren des Kristenthums, ausser in einigen Sklaven, die ihnen zu verstehen gaben, daß sie in Rongo getauft wären, aber sonst in der kristlichen Religion keinen Unterricht empfangen hätten. Die Missionaren begaben sich, bald nach ihrer Ankunft, zum Nafukka, und stellten ihm vor, daß sie einzig und allein deßwegen nach Afrika gekommen wären, um die Kenntnis des einigen wahren Gottes, und den Weg zu einer daurenden ewigen Glükseligkeit zu verkündigen. Er zweifelte eine Zeitlang an der Aufrichtigkeit ihres Geständnisses, und konnte es sich Anfangs gar nicht überreden, daß sie ihr Vaterland und ihre Freunde aus keiner andern Absicht verlassen haben sollten, als, um ihnen ganz unbekannte Völker, ohne alle Hoffnung von Belohnungen, in der Wahrheit zu unterrichten. Allein, nach wiederholten Versicherungen der Missionaren, daß ihr Amt solche Dienste und Aufopferungen von ihnen fordern, schien er von der Uneigennüzigkeit

ihrer Absichten überzeugt zu werden, und gab ihnen daher die Erlaubniß, im ganzen Königreich allen denen Unterricht mitzutheilen, die sie willig finden würden, ihn anzunehmen. Nach einem kleinen Geschenke, das sie ihm, der Landesgewohnheit nach, machten, gab er ihnen sogar einen Führer, der sie ins Innere des Landes, und auf den Weg zur Hauptstadt, bringen sollte. Allein dieser Begleiter verließ sie bald, und nun waren sie ganz allein, und ohne Wegweiser in einem unbekannten Lande, das keine andere Wege, als eine zahllose Menge von kleinen Fußsteigen hat, die sich einander durchkreuzen, und nach ganz entgegen gesezten Gegenden führen. Sie trafen zulezt einen angesehenen Mann, Kizinga an, der ihren Vorsaz, sich im Innern des Landes niederzulassen, nicht allein sehr gütig anhörte, sondern ihnen auch anbot, sie auf eins seiner tief ins Land hinein gelegenen Güter führen zu lassen. Sie nahmen dieses Anerbieten mit vielem Danke an, und erhielten vom Kizinga zwei oder drei Sklaven, die ihre Sachen tragen, und sie selbst nach dem Orte ihrer Bestimmung hinführen sollten. Noch denselben Abend langten sie in der Hauptstadt Buali an, wo man ihnen, neben der Wohnung ihres Wirths, eine kleine Hütte anwies, in der sie nichts weiter, als zwei Matten, und zwei Kopfkissen von Kattun, vorfanden. Kizinga der kurz nach ihnen auch angekommen war, ließ ihnen bald ihr Abendessen bringen, das aus Maniok, verfaulten Fischen und Pi-

fangfrüchten beſtand, welches leztere Gericht mit inländiſchem ſehr ſcharfem Pfeffer übermäſſig gewürzt war. Ihr gütiger Wolthäter ſuchte ihnen ſelbſt die beſten Stükke aus, biß ſelbſt erſt etwas davon, und überreichte ihnen das übrige mit der größten Freundlichkeit.

Am folgenden Tage brachen ſie auf, um das ihnen von Kizinga angewieſene Gut zu erreichen, und durchgiengen die Stadt Buali von einem Ende bis zum andern. Dieſe Hauptſtadt, die in Anſehung ihrer Gebäude mit unſern armſeligſten Dörfern nicht verglichen werden kann, iſt von groſſem Umfange, und ſcheint ſehr bevölkert zu ſeyn. Sie iſt in eben ſo viele Dörfchen getheilt, als ſie Familien in ſich ſchließt, wovon eine jede ſo viel Land neben ihren Hütten beſizt, als ſie zu ihrem Unterhalte braucht. Die Straſſen, oder vielmehr die Fußſteige, in dieſer Stadt ſind ganz zahllos, und ſo enge, daß nicht zwei Perſonen neben einander gehen können. Es wächst hier ein ſo hohes Gras, daß man davor an verſchiedenen Stellen die Häuſer nicht ſehen kann. In der Ferne ſieht die Stadt einem Walde ähnlich, weil in ihrem Bezirke ſowol, als um ſie herum, viele Palmbäume gepflanzt ſind. Von Buali aus kamen die Miſſionare über eine gegen zwei Meilen lange Ebene, die von einem Hügel beſchränkt wird, nach dem Dorf Bonda, und endlich, nach vielen Beſchwerlichkeiten, die ſie beim Durchwaten durch Moräſte

und Bäche ausgestanden hatten, fast ganz erschöpft, in das Dorf Ribota, das Rizinga ihnen zu ihrem Aufenthalte bestimmt hatte.

Die Missionaren waren nicht so bald in einem seiner Häuser abgetreten, als alle Einwohner des Orts, Männer, Weiber und Kinder, sich versammelten, und ihnen, zum Zeichen der Freundschaft, ihre Hände anboten. Sie wunderten sich alle sehr über die Ordenskleider, die die Missionaren angelegt hatten; noch mehr aber über die Menge von Kleidungsstükken, die sie eben abgelegt hatten. Sie zählten sie alle mit grosser Neugierde, und lachten dabei aus vollem Halse. Die Weiber bedekten sich sogleich alle, als die Missionare ihnen zu verstehen gaben, daß sie die Brüste bedekken sollten.

Bald nach ihnen langte Rizinga an. Er sagte ihnen, daß er sich entschlossen hätte, ein Krist zu werden, und daß er, nach empfangener Taufe, beständig bei ihnen in Ribota bleiben wollte. — Die Veränderung der Luft aber, verbunden mit den grossen Beschwerlichkeiten, und dem Mangel gesunder Nahrungsmittel, verdarben und schwächten die Gesundheit der Missionaren so sehr, daß einer von ihnen, Astelet de Clais, krank wurde, und starb. Nicht lange nach seinem Tode wurden die beiden übrigen von einem heftigen, hartnäkkigen Fieber überfallen, das sie zwang, das, seiner Moräste wegen, ungesunde Ribota, nach einem Aufenthalte von zehn Monaten, zu ver-

lassen. Sie näherten sich den europäischen Niederlagen an der Küste, und blieben in dem Dorfe Ruku, wo ihre Gesundheit durch die verbesserte Luft und Nahrung bald wieder hergestellt ward. Allein, die Einwohner der umliegenden Gegenden waren weder so unschuldig, noch so begierig nach den Wahrheiten der kristlichen Religion, als diejenigen, von denen sie sich getrennt hatten. Diese Gleichgiltigkeit sowol, als neue Krankheiten, von denen sie wieder ergriffen wurden, bewogen sie endlich, nach reifen Ueberlegungen, Afrika zu verlassen, und nach ihrem Vaterlande wieder zurük zu kehren.

Eben diese Abreise des Vorstehers, und seines Gehilfen, die der Mission einen gänzlichen Untergang zu drohen schien, eben diese wurde eine Veranlassung, daß sie auf eine viel vortheilhaftere Art gegründet wurde. Während, daß zwei Missionare (die Herren Belgarde und Sibire) von Loango nach Frankreich absegelten, traten zwei andere (Descourvieres und Joli) schon ihre Reise nach Afrika an. Der Vorsteher der Mission wußte zwar wol, daß die Lezteren sich entschlossen hatten, nach Loango zu kommen; weil er aber den Brief, worin ihm ihre Abreise und baldige Ankunft gemeldet wurde, nicht erhalten hatte, so hoffte er, sie noch in Frankreich anzutreffen. Sie hatten sich aber schon im März 1768 zu Nantes eingeschifft, und langten im August selbigen Jahres vor Rabinda an. Mit grosser Betrübniß erfuhren sie,

daß ihre Brüder Afrika schon verlassen hatten, und wurden nur einigermassen durch die Nachricht getröstet, daß man sie allenthalben gütig empfangen, und lehrbegierig gehört hätte. Einer von ihnen gieng sogleich, um sich von der Abreise der Missionare selbst zu überzeugen, in einem Kahn von Rabinda nach dem Haven von Loango, der nur zwanzig französische Meilen von jenem entfernt ist, fand aber die Nachricht, die man ihnen gegeben hatte, nur zu sehr bestätigt. Auf seiner Rükreise von Loango nach Rabinda landete er in Malimba, einem Haven des Königreichs Kakongo, und erkundigte sich bei dem Mafuka, ob es europäischen Geistlichen erlaubt seyn würde, in diesem Königreiche die wahre Religion zu predigen. Die Antwort war so günstig, als man sie nur erwarten konnte. Er könne ihnen zwar die verlangte Erlaubniß, ohne Wissen des Königs, nicht geben, wolle aber in ihrem Namen darum bitten, und zweifle gar nicht, daß sie werde zugestanden werden.

Nachdem der eine Missionar sich mit seinem Gehilfen in Rabinda wieder vereinigt hatte, gewann in ihnen folgende Betrachtung allmälig die Oberhand, daß sie nicht mehr Eifer und Klugheit besässen, als ihre Vorgänger, die Afrika wieder verlassen hätten, und daß sie also, bei gleich ungünstigen Aussichten, am besten thun würden, ihrem Beispiele zu folgen, und nach Europa zurük zu kehren. Sie begaben sich daher, diesem Entschlusse

zu Folge, am Bord eines franzöſiſchen Schiffes, das nach Europa abgehen wollte, erhielten aber, während der Zögerung der Abreiſe, einen Brief, der ſie plözlich zur Aenderung ihres Vorſazzes brachte. Dieſer Brief war von einem Franzoſen, im Namen eines Negern, geſchrieben, der viele Jahre, als ein guter Krift, in St. Malo gelebt hatte, aber nach ſeinem Vaterlande zurük gegangen war, und ſich nur einige Stunden von Malimba im Königreich Kakongo aufhielt. Er erfuhr es von einem franzöſiſchen Kapitain, daß zwei Miſſionare aus Europa in Kabinda angekommen wären, aber ſich auch ſchon entſchloſſen hätten, nach Frankreich zurük zu kehren. Er ließ daher unverzüglich an ſie ſchreiben, und ſie aufs flehentlichſte bitten, doch in Afrika zu bleiben; er ſelbſt habe die gröſte Sehnſucht, das Abendmahl zu genieſſen; er habe ferner ſeine Frau in der kriſtlichen Religion unterrichtet, und allen ſeinen Verwandten und Nachbaren die gröſte Begierde darnach eingeflößt; dieſe würden ſich alle taufen laſſen, und zur kriſtlichen Religion bekennen, wenn ſie zu ihnen kommen wollten. Den Miſſionaren ſollte es nie an etwas nothwendigem fehlen; er ſelbſt wolle ihnen dienen, und in Erlernung der Landesſprache behilflich ſeyn, weil er franzöſiſch verſtände. —

Nach der Leſung dieſes Briefs, und einer genauern Prüfung ſeines Inhalts, entſchloſſen ſich die Miſſionare, in Afrika zu bleiben, um ſo mehr,

da sie von den Schiffsleuten hörten, daß die Luft im Königreiche Rakongo gesünder, als in Loango, sei, wo ihre Vorgänger sich niedergelassen hatten, und daß sie also von Krankheiten weniger zu befürchten haben würden. Sie liessen daher ihre Sachen wieder aus dem Schiffe bringen, und kamen den sechs und zwanzigsten September 1768 im Königreich Rakongo an, welches jezt der Mittelpunkt der Mission ist. Das Dorf, worin der Neger wohnte, und wohin sie sich begaben, liegt auf einer angenehmen Anhöhe, nahe an dem Ausflusse des Loango-Luisa, und nur einige Stunden von den europäischen Faktoreien an der Seeküste entfernt.

Gleich nach ihrer Ankunft giengen die Missionare zur vornehmsten Person des Orts, zum Maputi, um ihm die Absichten ihrer Reise bekannt zu machen. Er nahm sie nicht allein sehr gütig auf, sondern besuchte auch in ihrem Namen den Mafuka, oder obersten Aufseher der Seeküsten, um ihnen die Erlaubniß, im Lande sich niederlassen zu dürfen, auszuwirken. Allein, dieser Neger, dem sie keine Geschenke gemacht hatten, gestand ihnen weiter nichts zu, als daß sie sich nahe an den Niederlagen der Europäer, nicht weit vom Meere, aufhalten dürften. Sie wandten sich daher an den Mangove, der von ungefähr in die Gegend ihres Aufenthalts kam, und baten sich das von ihm aus, was der Mafuka ihnen abgeschlagen hatte. Er bewilligte ihnen zwar anfangs ihre Bitte; weil er

aber bald nachher hörte, daß der Mafuka durch dieſe den Europäern erwieſene Gnade beleidigt werden würde, ſo nahm er ſein erſtes Verſprechen zurük, verſicherte ſie aber zu gleicher Zeit, daß ſie nichts dabei verlieren ſollten; er wolle ihnen nämlich in Kingela, der Hauptſtadt des Königreichs, einen ruhigen Siz verſchaffen, und den König ſelbſt zu überreden ſuchen, daß er ſich und ſeine Kinder von ihnen in einer Religion unterrichten lieſſe, die die wahre ſeyn müſſe, weil ſie ihretwegen ihr Vaterland verlaſſen, und unſäglichen Gefahren ſich ausgeſezt hätten. Er ließ ſogar, ohne ihr Wiſſen, auf einer ſeiner Beſizzungen, die drei bis vier Meilen von der Hauptſtadt entfernt iſt, ein Gebäude, nach dem Muſter der Europäiſchen Häuſer an der Seeküſte, aufrichten, und ſchikte auch, nachdem es fertig war, einen Haufen von etwa fünfzehn Sklaven an ſie ab, die ſie, und ihre Sachen, hinbringen ſollten. Allein dieſe geriethen unterwegs mit den Sklaven eines andern Herrn ins Handgemenge, wurden geſchlagen, und flüchteten daher nach Hauſe, ohne das ihnen aufgetragene Geſchäft auszurichten. Nach dieſem Vorfall ſchien der Mangove die Miſſionare ganz zu vergeſſen. In der Erwartung ſeiner Befehle legten ſie ſich mit Eifer auf das Studium der Sprache, in welcher der kriſtliche Neger, deſſen oben gedacht iſt, ihnen lange ſo behilflich nicht war, als ſie es erwartet hatten. Dagegen lernten ſie einen andern, mit Namen Sagne, kennen, der ſich auch in Frank-

reich aufgehalten hatte, aber viel geſchikter, als der erſtere, war. Sie lieſſen ſich zwei Monate lang von ihm unterrichten, und brachten, mit ſeiner Hilfe, ein Wörterverzeichniß zu Stande, das ſie vorher ſchon angefangen hatten.

Weil ſie aber noch immer keine Nachricht vom Mangove erhielten, ſo entſchloß ſich zulezt einer von ihnen, im Gefolge eines Sohns des Königs, der ihnen einen Beſuch gemacht hatte, nach Ringele abzugehen, und dem Miniſter von neuem ſich zu empfehlen. Er langte auch glüklich am neunzehnten Jänner in der Hauptſtadt an, die Loango faſt völlig ähnlich iſt, aus mehrern Tauſenden von Hütten beſteht, und mit einer groſſen Menge von Palmen und andern ſtäts grünenden Bäumen umgeben iſt. Sie hat nicht allein reine und geſunde Luft, ſondern noch überdem den groſſen Vortheil, daß man in ihr gar nicht von Fliegen und Mükken gequält wird, die ſonſt in heiſſen Ländern ſo beſchwerlich ſind.

Gleich nach ſeiner Ankunft wurde der Miſſionar vor den König gelaſſen. Er ſtellte ihm vor, wer er und ſein Gehülfe wären, warum ſie ihr Vaterland verlaſſen hätten, und in ſeinem Reiche einen Siz ſuchten. Der König hörte ihn mit eben ſo vielem Erſtaunen, als Vergnügen, an, gab ihm nicht allein die Erlaubniß, ſondern befahl ihm ſogar, in Ringele zu bleiben, und trug dem Mangove auf, Wohnungen für die Miſſionare zubereiten zu laſſen.

Der Mangove bot dem Missionar das Haus an, das er für ihn hatte bauen lassen; allein, dieser lehnte die Güte des Ministers auf eine höfliche Art ab, und bat sich nach dem Willen des Königs, ein Haus in Ringele aus, das ihm dann auch zurechte gemacht wurde.

Gleich nach diesen glüklichen Ereignissen wurden beide Missionare krank, der eine an der Seeküste, der andere zu Ringele. Sobald der König dies erfuhr, gab er die gemessensten Befehle zur guten Pflege des Kranken, besuchte ihn sogar selbst, und ließ ihm ein besseres Haus, und eine Art von Bette zurechte machen, weil er gehört hatte, daß die Wohnung des Missionars nicht gesund sei, und die Europäer überhaupt auf Matten zu schlafen nicht gewohnt wären. Die Krankheit verlor sich allmälig, und der Missionar war schon ganz wieder hergestellt, als er das Vergnügen hatte, seinen an der Küste zurük gelassenen Bruder am drei und zwanzigsten Februar gesund bei sich zu sehen. Sie begaben sich unverzüglich zum Könige, der sich sehr freute, sie ganz wieder hergestellt zu sehen, sie seiner Gnade versicherte, und ihnen einige kleine Geschenke anbieten ließ. Einige Zeit nachher ließ er eine königliche Erklärung ausgehen, daß er die Diener des wahren Gottes in seinen besondern Schuz nehme, und alle diejenigen mit dem Tode strafen lassen würde, die sich unterständen, ihnen Leids zu thun. Er befahl ihnen, sich allemal, wenn sie

etwas zu bitten hätten, unmittelbar an ihn selbst zu wenden. Er wisse, sezte er hinzu, was er ihnen schuldig sei, ungeachtet er noch nicht so glüklich geworden, den wahren Gott kennen zu lernen, den sie ihm, und seinen Völkern verkündigen wollten. Die Missionare machten sich die gegebene Erlaubniß zu Nuzze, und einer von ihnen ließ eines Tags merken, daß er einige Sklaven brauche, um die an der Küste zurük gebliebenen Sachen nach Kingele bringen zu lassen. Der König gab ihm nicht allein sogleich fünfzehn Sklaven, sondern auch seine eigene Hängematte, oder eine Art von leichter Sänfte, die von zwei starken Sklaven entweder auf dem Kopfe, oder den Schultern getragen wird. Dies war nicht das einzige Mal, wo er ihnen seine Sänfte, oder seine Sklaven zu gewissen Arbeiten überließ. Die Gnade des Königs zog ihnen die Achtung und Besuche aller Prinzen, und Grossen des Königreichs zu.

An einem Tage, als die Missionare ihre Aufwartung beim Könige machten, baten sie ihn, eine Kapelle für sie bauen zu lassen, welches er auch sogleich bewilligte. Er befahl dem Mangove, die gehörigen Anstalten dazu zu treffen; allein dieser Minister, der nicht so uneigennüzzig war, als er Anfangs geschienen hatte, richtete den Auftrag seines Herrn nicht eher, als nach Erhaltung eines Geschenkes aus. In dieser Kapelle sahen sie mit Vergnügen, während der Messe, einige kristliche Negern, die aus der Herrschaft Sogno gebürtig

waren,

waren, und sich des Handels wegen, eine Zeitlang in Kingele aufhielten. Diese Fremdlinge machten es bei ihrer Rükkehr ins Vaterland bekannt, daß europäische Geistliche auf dieser Küste angekommen wären, und einige von ihnen luden, da sie in ihren Geschäften wieder nach Kingele kamen, die Missionare, im Namen des Fürsten von Sogno ein, in sein Gebiet herüber zu kommen. Allein sie mußten diese Einladung ausschlagen, weil sie vom päbstlichen Stule nur die Erlaubniß hatten, in den Königreichen diesseits des Zaire das Evangelium zu predigen.

Unterdessen machten die Missionare in der Kenntniß der Landessprache immer grössere Fortschritte, vorzüglich mit der Hülfe des Negers Sogne, der sich wieder einen ganzen Monat bei ihnen aufhielt. Sie waren schon so weit gekommen, einen kleinen Aufsaz in dieser Sprache machen zu können, als sie die sehr vortheilhafte Bekanntschaft eines der Söhne des Königs, Names Boman, machten. Dieser verstand seine Muttersprache vollkommen, und das Französische mittelmässig, weil er sich eine Zeit lang in den französischen Niederlagen aufgehalten hatte. Er blieb oft einen grossen Theil des Tages bei den Missionaren, half ihnen einige Gebete, und einen Katechismus in die Landessprache übersezzen, und wurde unter diesen Arbeiten der kristlichen Religion selbst sehr geneigt. Er war aber nicht der einzige, den sie im Kristenthum unterrichteten, ehe sie es öffentlich predigten; sie wand-

ten sich fast an alle, die sich durch Einsichten, und gute Sitten allgemeine Achtung erworben hatten. Einige fühlten sich zu schwach, die Moral des Kristenthums zu üben. Andere hielten sich für zu alt, die Wahrheiten der Religion erkennen zu können, und diese baten daher, sie ihren Kindern vorzutragen; alle aber gestanden, daß ihre Lehren und Vorschriften eben so vernünftig, als untadelich, und dem alten Aberglauben, und Götzendienste des Landes weit vorzuziehen wären.

Nach solchen Vorbereitungen fiengen die Missionare am Ende Septembers 1769 zuerst ihren öffentlichen Unterricht an. Einer von ihnen trug an drei, auf einander folgenden Tagen, in Gegenwart des König und des Hofes, den Inhalt, die Wahrheit und Wichtigkeit der kristlichen Religion so deutlich, als möglich vor, und wurde mit allgemeinem Beifall und Bewunderung gehört. Sein Gehilfe durchreiste unterdessen das Land, und suchte in den übrigen Städten, und Theilen des Reichs die kristliche Religion zu verbreiten. Er fand bei allen Grossen, besonders bei einer Muhme des Königs, dem Malimba, und dem Na = Raja einem Gouverneur der Stadt Raja, vielen Eingang. Nicht allein sie selbst hörten den Reden des Missionars mit vieler Aufmerksamkeit zu; sie versammelten auch ihre Vasallen und Unterthanen, von welchen der Missionar allen Ganga's des Landes vorgezogen wurde. Nur einer, oder der andere unter den Grossen war mit der Strenge der kristlichen

Moral nicht zufrieden; doch sagten sie alle, daß sie es gerne sehen würden, wenn ihre Unterthanen sich zur kristlichen Religion bekenneten. Sie selbst wären bereit, ihre Kinder taufen zu lassen, sobald der König mit den Seinigen den Anfang würde gemacht haben.

Der König von Kakongo gab von Tage zu Tage immer mehr Beweise seines Eifers für die kristliche Religion, und war eben im Begriff, den Missionaren eine geräumige Kirche bauen zu lassen, als sie gezwungen wurden, wieder nach Frankreich zurük zu kehren. Einer von ihnen war nämlich von einer Krankheit, die ihn zu Ringele überfallen hatte, noch immer nicht wieder hergestellt, und sah nichts, als einen unvermeidlichen Tod vor Augen, wenn er im Lande bleiben würde. Er gieng daher, auf beständiges Zureden seines Gehilfen, im Januar 1770 zu Schiffe, und verfertigte auf der Reise, die seine Gesundheit besserte, zu seinem, und seiner Brüder Gebrauch, eine Grammatik der Negersprache. Nicht lange nach dieser Abreise wurde der zurükgebliebene Missionar gleichfalls krank, und entschloß sich daher, seinem ehemaligen Mitarbeiter zu folgen. Der König aber wollte Anfangs in seine Abreise durchaus nicht willigen, und ließ sie zulezt, nur unter dem Versprechen einer baldigen Rükkehr, zu. — Auf diese Art gieng die Mission zum zweiten Male ein; doch hatte sie wenigstens den Vortheil, daß man den Karakter dieser Negern, so wie ihre Sprache, immer besser kennen lernte.

Gleich nach der Ankunft des ersten Missionars in Frankreich versammelten sich alle, die in diesem Theile von Afrika gewesen waren, um über die besten Mittel zu rathschlagen, die Mission von neuem auf einem vestern Grunde aufzubauen. Zwei von ihnen giengen nach Paris, liessen ihre Vorschläge in einer kleinen Schrift drukken, und erhielten nicht nur den Beifall der Erzbischöffe von Paris und Tours, und der ganzen versammelten französischen Geistlichkeit, sondern auch die Einwilligung des päbstlichen Stuls. Dies geschah im Jahr 1772. — Schon im Anfange des folgenden Jahrs waren sechs Geistliche, und eben so viele Laienbrüder, die zum Anbau des Landes bestimmt waren, fertig, nach Afrika unter Segel zu gehen. Allein alle Schiffskapitäne wollten nur zwei oder drei mit wenigem Gepäkke, nicht aber alle auf einmal mitnehmen. Es war ihnen aber viel daran gelegen, beisammen zu bleiben, weil diejenigen, welche die Sprache der Negern verstanden, die übrigen auf der Reise darin unterrichten wollten. Aus dieser Verlegenheit zog sie ein Kaufmann in Nantes, der ein kleines Schiff für sie ausrüstete, das sie am siebenten März zu Pain-böuf bestiegen. In der Folge giengen die Missionaren entweder auf königlichen Schiffen, oder doch auf Kosten des Königs, nach Afrika über.

Nach einer glüklichen Fahrt erreichten sie endlich am acht und zwanzigsten Junius 1773 die Küste von Jomba. Dies Königreich gränzt an das

von Loango; und man redet darin dieselbige Sprache. Am erstern Julius wurden sie vor den König gelassen, stellten ihm den Zwek ihrer Reise vor, und fragten, ob es einigen unter ihnen erlaubt seyn würde, sich dereinst in seinem Reiche niederzulassen, um seinen Völkern die wahre Religion zu verkündigen. Er bewilligte nicht nur dieses, sondern bat inständigst, sogleich in seinen Staaten zu bleiben; er wolle sie an gar nichts Nothwendigem Mangel leiden lassen.

Die Missionare waren eine Zeitlang unschlüssig, ob sie diese vortheilhaften Bedingungen annehmen sollten, oder nicht. Weil sie aber bedachten, daß die Luft in Jomba nicht so gesund ist, als in Kakongo, und daß Krankheiten bis dahin alle ihre Absichten vereitelt hatten, so entschlossen sie sich endlich, ihre Niederlassung in Jomba so lange aufzuschieben, biß sie sich an die Afrikanische Luft und Nahrung mehr gewöhnt hätten. Der König sah sie, nicht ohne Sehnsucht, abreisen, versprach ihnen aber, sie jederzeit aufs gnädigste zu empfangen.

Weil der Schiffskapitain, der sie an den Küsten von Jomba ausgesezt hatte, es, unter allerlei Vorwand, von einem Tage zum andern aufschob, sie nach Kakongo überzubringen, so faßten sie endlich den Entschluß, die Reise zu Fuß zu machen.

Mehrere von den Einwohnern begleiteten sie

und führten sie durch Fußsteige, die den Weg sehr abkürzten, biß an ein Dorf, wo man ihnen Erfrischungen anbot. Der Vorsteher des Orts begleitete sie selbst. Gegen Abend reisten die Missionare an einem sehr grossen Walde hin, das Holz gehört Jedem, der sich die Mühe nehmen will, es abzuhauen. Nachdem sie eine Quelle süssen Wassers gefunden hatten, die man oft sehr lange auf dieser Küste suchen muß, schlugen sie ihr Zelt auf, machten ein grosses Feuer, und übernachteten nach der Weise aller Reisenden dieses Landes; dies ist nöthig, sowol um die ungesunde Nachtluft zu verbessern, als um die wilden Thiere zu vertreiben, die in der Nacht auf ihren Raub lauern, oder zu den Flüssen und Quellen gehen, ihren Durst zu stillen.

Den folgenden Tag trafen sie auf ihrem Wege Negern an, die Salz machten, indem sie das Meerwasser über dem Feuer verdünsten liessen; so bald sie die Missionare erblikten, wurden sie durch die weisse Farbe und die Kleidung derselben so sehr erschrökt, daß sie ihren Arbeitsplaz verliessen, und aus allen Kräften dem Walde zu liefen. Jemehr man ihnen nachrief, desto schneller liefen sie. Endlich gieng einer, der die Sprache verstand, auf sie zu, sogleich standen sie stille. Er sagte ihnen, daß sie weit entfernt wären, ihnen etwas zu Leide thun zu wollen; daß sie im Gegentheil kämen, um ihrem Könige die Aufwartung zu machen, und alle dessen Unterthanen, die Einwoh-

ner von Jomba liebten, hernach bat er sie, ihnen frisches Wasser zu verschaffen. Am Abend des nämlichen Tags fanden sie wieder kein Wasser, den folgenden Tag aber frühstükten sie an einem schönen grossen Flusse, wo sie nach Lust ihren Durst löschen konnten. Sie giengen lange an diesem Flusse hin, den sie nicht passiren konnten, bis an seiner Mündung, er strömte zwar sehr stark, er hatte aber daselbst in seiner größten Tiefe nur drei oder vier Fuß.

Den folgenden Tag, es war an einem Montage, befanden sie sich wieder an einem andern Fluß. Da die auf der andern Seite desselben befindlichen Negern ihre Verlegenheit sahen, so boten sie ihnen ihre Kähne zum übersezzen an, da die Reisenden dieses annahmen, so wurden sie von diesen Negern in ihr Dorf, Namens Makanda, geführt, es ist auf dieser Seite das erste im Königreiche Loango. Sobald der Vorsteher des Orts erfuhr, daß fremde Weisse ankämen, so gieng er ihnen entgegen; er bot ihnen freundschaftlich Nachtessen und Nachtlager an. Als sie in dem Hause ankamen, so hatte die Neugierde den größten Theil der Einwohner vor demselben versammelt. Die Missionare benuzten die Gelegenheit, um der Menge Vorschläge zum Kristenthum zu thun, die nicht ganz abgelehnt wurden; doch begehrte man, die Missionare sollten bleiben. Beim Abendessen wurden sie mit Maniok, Erbsen, Pistazien und Bananas bewirthet. Bei ihrer Abreise schenkte ihnen ein Neger

vier junge Hünet, sie erwiederten das Geschenke mit europäischen Waaren.

Abends kamen sie an die Mündung eines Flusses, der nicht zu durchwaten war, und da Niemand sich zeigte, der ihnen hätte aus der Noth helfen können, so brachten sie die Nacht unter einem Zelte beim Feuer zu. Gegen neun Uhr des folgenden Tags kam ein Neger auf einem Kahn über den Fluß, sobald er aber sie erblikte, ruderte er aus allen Kräften wieder zurük. Um diesem Neger die Furcht zu benehmen, giengen die andern auf die Seite, und ein Missionar, der die Sprache verstand, gieng ihm näher, und mit Mühe konnte er ihm die Furcht benehmen, und durch Versprechung eines Schnupftuchs, das er ihm zeigte, ihn dahin bringen, sie je zwei und zwei überzusezzen.

Da es den Reisenden an Lebensmitteln fehlte, entfernten sie sich von der Küste, um sich deren zu verschaffen. Der Zufall führte sie in den grossen Flekken Kilongo, sie wurden aber sehr übel empfangen, und Niemand wollte ihnen Lebensmittel schenken, ja nicht einmal verkaufen, welches ihnen seit ihrer Ankunft in Afrika noch nie geschehen war. Sie schüttelten den Staub von ihren Füssen. Abends kamen sie, niedergedrükt von Hunger und Mattigkeit, abermals an einen breiten und tiefen Strom, und Niemand war da, der sie hätte überführen können. Sie mußten also an einem

nahen Wald die Nacht hungrig unter einem Zelte beim Feuer zubringen. Kaum hatten sie einige Schritte in den Wald gethan, um Holz zu fällen, so erblikten sie eine kleine Hütte; sie fanden Niemand in derselben; doch war Feuer angezündet, und in einem Winkel lag eine grosse Menge Maniok, frischer und alter, roher und gekochter, dabei lag auch eine ziemliche Menge Palmnüsse. Dies kam ihnen in ihren Umständen sehr zu gut; sie blieben in der Hütte über Nacht, und Niemand zeigte sich; bei ihrer Abreise versorgten sie sich auch noch mit Lebensmitteln. Endlich fanden sie einen alten Kahn am Strom, den sie, so gut sie konnten, ausbesserten; als sie ihn ins Wasser liessen, kam ein Neger, der sie überzusezzen sich höflichst anbot, und zeigte ihnen, wie gefährlich es sei, sich diesem alten Fahrzeuge anzuvertrauen; er hatte Recht, denn kaum waren sie auf der andern Seite, so sahen sie ihren Kahn untergehen.

Die Nacht brachten sie unter einer Halle zu, wo die Negern Salz zu machen pflegen.

Kaum hatten sie sich wieder auf den Weg gemacht, so kam ihnen Jan-Rougni, Schwager des Königs von Loango, der von ihrer Ankunft Nachricht bekommen hatte, mit einem grossen Gefolge entgegen. Er lud sie zu sich ein, und liess ihnen gut aufwarten, er versahe sie mit Lebensmitteln, und begleitete sie eine Strekke Wegs.

Die Nacht brachten sie wieder unter freiem

Himmel zu, wo ein benachbarter Neger ihnen Erfrischungen brachte.

Morgens trafen sie wieder auf einen breiten und tiefen Fluß. Es waren viele Negern daselbst, die nach der Reihe übersezzen wollten, sie liessen aber den Missionaren, als Fremden, gleich den Vorzug. Nachmittags erblikten sie die Bai von Loango, sie kamen aber erst den folgenden Tag als den 11ten Julius daselbst an.

Von der Küste von Jomba bis nach Loango genießt man der herrlichsten Aussicht, sowol am Meer hin, als etwas tiefer im Lande; unsere Reisenden sahen auf allen Seiten ungeheure mit schönen Ebenen durchschnittene Wälder, denen nur die Hand des fleissigen Akkersmanns fehlt; die Höhe des hier wild wachsenden Grases zeugt von der Fruchtbarkeit des Bodens.

Nachdem die Missionare sich wieder von ihrer Reise erholt hatten, begaben sie sich nach Buali, der Hauptstadt des Königreichs Loango; sie erhielten Audienz beim König, machten ihm Vorschläge, ihre Zwekke betreffend, die mit Geneigtheit angehört wurden, und der König wollte sie sogar gleich behalten, und bot ihnen ein Gut zu ihrem Unterhalt an, welches sie aber für diesmal ablehnen mußten, da sie nach Kakongo bestimmt waren. Als sie sich eine Zeitlang in Kakongo aufgehalten hatten, schikte ihnen der König von Loango eine Botschaft, und erinnerte sie an ihr Ver-

sprechen dahin zu kommen, welches sie auch mit ehestem zu erfüllen angelobten.

Die Missionare hatten bisher zu viel ausgestanden, als daß sie ihre Reise nach Rakongo zu Fuß hätten fortsezzen können. Sie segelten daher in einer alten Schaluppe ab, die sie von einem gewissen Kapitain erhalten hatten, und wovon sie die einzige Führer waren. Nach vielen Ungemächlichkeiten kamen sie endlich an den Küsten von Rakongo an. Sie erhielten von den Kapitains, die sich in den französischen Niederlagen fanden, alle mögliche Unterstüzzung; allein, dessen ungeachtet starben, gleich nach ihrer Ankunft, zwei von ihrer Gesellschaft, ein Laienbruder, und Racine, ein Geistlicher. Zwei andere Missionare giengen nach der Hauptstadt, und erhielten auch unverzüglich Audienz beim Könige. Dieser gute Herr dankte ihnen für den edeln Entschluß, den sie gefaßt hätten, alles aufzuopfern, um seine Unterthanen in der wahren Religion zu unterrichten, und überließ es ihnen, wo sie wollten, den Plaz zu ihrer künftigen Wohnung, und so viel Land, als sie brauchen würden, auszusuchen. Sie wählten hierauf eine offene Ebene, nicht weit von dem Dorfe Kilonga, und machten dem Könige ihre Entschliessung kund. Dieser schikte sogleich einen Befehl an den Vorsteher des Dorfs, den Missionaren auf alle Weise behilflich zu seyn, und überließ ihnen von seinen Sklaven so viele, und auf eine so lange Zeit, als sie sie brauchen würden, um ihre

künftige Wohnung einzurichten. Sie bezogen endlich am 17ten September 1773 ihr neues Haus, das sehr angenehm auf einer Anhöhe liegt, und auf der einen Seite ein schönes Feld, auf der andern stäts grünende Wälder hat. In den Ländereien, die der König ihnen geschenkt hat, findet sich auch ein See von süssem Wasser, der ihnen gute Fische im Ueberfluß geben würde, wenn sie nur Jemand hätten, der sie fangen könnte.

Nachdem die Missionare ein wenig zur Ruhe gekommen waren, legten sie sich alle, mit dem größten Eifer, auf die Erlernung der Landesspra-che. Der König fuhr noch immer fort, sie zu beschüzzen, und gab ihnen, auf ihr Bitten, einen Sklaven, der groß genug war, um ihnen aufwarten zu können, und zugleich so jung, daß er die Eindrükke der Wahrheit und Tugend leicht aufnehmen konnte. Der Ma-Raja hegte ähnliche Gesinnungen, und hatte gleichfalls versprochen, ihnen einen jungen Sklaven zu schenken, der sie auf ihren apostolischen Warderungen begleiten, und ihnen in der Bearbeitung ihrer Felder helfen könnte.

Bisher hatten die Missionare nicht die geringste Spur vom Kristenthume im Lande entdekt. Sie erfuhren daher im lezten Jahre (1775) mit eben so vieler Verwunderung, als Freude, daß sich in ihrer Gegend ein Häuflein von Kristen aufhalte. Descourvieres, der Vorsteher der Mission, hat

hierüber in einem Briefe an Belgarde, den Besorger ihrer Angelegenheiten in Frankreich, folgende Nachrichten mitgetheilt:

„Schon seit einigen Jahrhunderten haben die Portugiesen das Licht des Evangelii im Königreich Kongo ausgebreitet, und den Nachrichten des Kardinal Kastelli zu Folge, finden sich noch jezt mehrere hundert tausende von Kristen nur allein in diesem Königreiche. Die Dominikaner aus Portugall waren die ersten Missionaren; doch nahmen auch andere Orden und Weltgeistliche an diesem Werke Theil. Seit einiger Zeit haben die Kapuziner allein das ganze Königreich zu besorgen, und sie sind daher gezwungen, ganze Provinzen zu verlassen, oder nur in mehreren Jahren einmal zu besuchen. Unter diesen ist Sogno, die jezt ein unabhängiges Fürstenthum ist. In diesem Lande werden die Kinder schon lange nicht mehr getauft; und Erwachsene haben auch eben so lange die Sakramente entbehren müssen. Doch bleiben die armen Einwohner noch immer der kristlichen Religion getreu, und bekennen sie öffentlich. Sie erhalten das Andenken der Geheimnisse und Gebote, die sie ihre Kindern mit der grösten Sorgfalt beibringen, und haben den größten Abscheu vor der Abgötterei. Weil sie keine Seelenhirten haben, so suchen sie sich selbst, so gut sie können, zu führen, versammeln sich regelmässig alle Sonntage, und singen Lobgesänge, zu Ehren des wahren Gottes. Bisweilen hält der Vorsteher, oder einer der Aeltesten des Dorfs, eine

Ermahnung an Volk, um es zum kristlichen Leben zu ermuntern, wodurch sie sich würdig machen könnten, daß Gott ihnen Seelenhirten und getreue Führer auf dem Wege zur Seligkeit schike.

Weil die Landschaft Sogno sehr bevölkert ist, so kam seit mehreren Jahren ein Theil ihrer Einwohner über den Fluß Zaire, und nahm mit Erlaubniß des Königs von Kakongo, eine ungebaute Ebene seines Staats ein. Diese Kolonie macht fast eine kleine, von den übrigen abgesonderte, Provinz aus, worin Manguenzo das wichtigste Dorf ist. Die Zahl der Kristen mag, nach der Aussage derer die sie gesehen haben ungefähr auf viertausend steigen. Die Missionare entdekten sie auf folgende Art: Im Monat Junius des vorigen Jahrs (1775) kam ein Neger nach Kilongo, um Mehl von türkischem Weizen zu verkaufen. Die Einwohner welche wissen, daß die Europäer das Brod dem Maniok vorziehen, wiesen ihn an die Missionare, und er kam daher in keiner andern Absicht zu ihnen, als sein Mehl abzusezzen. Weil aber dieser Neger, der aus Manguenzo gebürtig war, Europäer sah, so vermuthete er gleich, daß sie Kristen wären, und um sich davon zu überzeugen, sagte er, daß er selbst sich zum Kristenthum bekenne, daß sein Name Pedro sei, daß der Vorsteher der ganzen Kolonie mit ihm einerlei Glauben habe, und Don Juan heisse. Unter allen Unterthanen des Lezten fänden sich nur einige wenige heidnische Familien; seit ihrer Einwanderung in das Königreich Kakongo

aber wären die Kinder der Kristen nicht getauft, und die Ehen nicht nach den Gesezzen der Kirche geschlossen worden. Seit zwanzig Jahren hätten sie schon keinen Geistlichen mehr unter sich gesehen; sie suchten aber, dessen ungeachtet, immer kristlich zu leben, und sich von der Abgötterei entfernt zu halten.

Die Missionare sagten ihm hierauf, daß sie selbst Geistliche wären, und ihm so bald, als mögslich, folgen wollten. Pedro war für Freuden ausser sich, bat sie aber, sich nicht eher auf den Weg zu machen, als bis aus ihrem Mittel Führer, und von ihrem Vorsteher Nachrichten angekommen wären, welche beide nicht lange ausbleiben sollten.

Pedro eilte auch wirklich mit der gröβten Geschwindigkeit nach Hause, und breitete die Nachricht, die er mitbrachte, bald unter allen seinen Glaubensgenossen aus. Keiner freute sich über die baldige Ankunft der Missionaren mehr, als Don Juan, der Vorsteher der ganzen Kolonie. Er schikte unverzüglich den Pedro mit zehen Sklaven zurük, welche die Sachen der Missionaren, und wenn es nöthig wäre, die Missionaren selbst nach Manguenza bringen sollten. Sie beredeten Pedro, einen Tag in Kilonga auszuruhen, und am folgenden Morgen reiste Herr Descourvieres allein mit seiner Begleitung ab.

Weil der Weg durch die Hauptstadt gieng, so hielt der Missionar es für seine Pflicht, dem Könige

aufzuwarten, und ihm von seiner Reise Rechenschaft zu geben. Der König billigte die Reise Anfangs sehr, rief aber bald nachher die gegebene Erlaubniß zurük. Der Missionar hatte es nämlich mit dem Mangove dadurch verdorben, daß er sich unmittelbar an den König, und nicht auch an ihn, gewendet hatte. Dieser suchte daher sein Betragen beim König, über den er viele Gewalt hatte, verdächtig zu machen; und hierin lag also der Grund der plözlichen Willensänderung des Königs. Der Missionar versuchte alles um ihn auf andere Gedanken zu bringen; allein vergebens. Er mußte sich also fürs erste entschliessen, nach Kilonga, wie Pedro nach Manguenza, zurük zu kehren.

Pedro erzählte dem Don Juan alles, was vorgegangen war. Dieser schikte ihn sogleich mit einem Geschenk an den Mangove, der sein Verwandter war, zurük, und ließ sich die Erlaubniß ausbitten, daß der Missionar zu ihnen kommen dürfte. Der Mangove bewilligte jezt alles, was man von ihm verlangte, und Pedro kam mit dieser angenehmen Nachricht bei dem Missionar an, begleitet von einem Bedienten des Mangove, der sie bestätigte. Ungeachtet Herr Descourvieres ein kleines Fieber hatte, so reisete er doch, nach vier und zwanzig Stunden, mit Herrn Quiliel d'Aubigny ab, der die Sprache genug verstand, um ihn, im Fall der Noth, ersezzen zu können.

Der siebente August war der Tag ihres Aufbruchs.

bruchs. Bei ihrer Ankunft in Kingele wurden sie von einem Bedienten des Mangove zum Könige geführt, weil er selbst krank war. Ganz wider alle Erwartung untersagte der König die weitere Reise; allein der Mangove nahm es über sich, deswegen mit dem Könige zu reden, und befahl ihnen, nur, ohne weitern Aufschub, sich auf den Weg zu machen.

Am vierten Tage unserer Abreise von Kilonga kamen wir (fährt Herr Descourvieres fort) in einem Dorfe Guenza an, dessen Einwohner, wie wir hörten, Kristen waren. Wir hätten gewünscht uns daselbst aufhalten zu können, um dem Vorsteher aufzuwarten, und den Kristen zu sagen, daß wir im Rükweg ihre Kinder taufen werden. Pedro befürchtete aber wir möchten uns zu lange aufhalten, und Don Juan möchte es übel nehmen, er nöthigte uns also fortzureisen. Doch sahen wir den Vorsteher von Guenza von ungefähr in einem andern Orte, wo wir zu Mittag speißten. Er war ausser sich für Freude, als er hörte daß wir Missionaren sind, bezeugte die heftigste Begierde, uns bei sich zu sehen, und machte unserm Führer Vorwürfe, daß er, da er doch weiß, daß er ein Krist ist, uns nicht bei der Durchreise hatte einkehren machen; wir versprachen ihm, uns bei ihm bei der Rükreise aufzuhalten, um indessen die Kinder zu taufen, bis daß einer von uns sich daselbst niederlassen könnte um die Erwachsenen zu unterrichten und ihnen die Sakramente zu reichen. Dieser

Vorsteher schien uns ein braser Mann und eifriger Krist zu seyn. In Ermanglung von Dienern des göttlichen Worts, sagte er, die meine Untergebenen unterrichten, ermahne ich sie, so gut ich kann, kristlich zu leben, und um in mir oft den Gedanken an das zu erneuern, was Jesus Kristus gelitten hat, um die Menschen zu erlösen, habe ich die Gewohnheit das Zeichen der Erlösung vor mir hertragen zu lassen, so oft ich mich auf eine Reise begebe. Zu gleicher Zeit rief er einen Sklaven herbei, der sein Kruzifix trug, um es uns zu zeigen. Als wir uns Manguenzo zu nähern anfiengen, schikte unser Begleiter von den Sklaven, die wir bei uns hatten, den besten Läufer voraus, um dem Don Juan unsere Ankunft zu melden. Dieser sendete uns sogleich einen seiner Verwandten, mit einer Menge von Sklaven, entgegen, die Palmwein, und andere Erfrischungen, für uns mitbrachten.

Manguenzo ist etwa zwölf französische Meilen von Ringele, und beinahe eben so weit vom Fluß Zaire entfernt. Das Dorf liegt sehr angenehm, auf einer Anhöhe, von welcher man mehrere andere von ihm abhängige Dörfer entdekt, deren Zahl sich auf zwölf belaufen soll. An der mittäglichen Seite des Flusses sollen noch andere, von Kristen bewohnte, Dörfer liegen, die gleichfalls von Sogno ausgewandert sind.

Als wir Manguenzo sehr nahe waren, stellten sich die Sklaven, die wir bei uns hatten, und

die Einwohner des Orts, die uns entgegen gekommen waren, in ordentlichen Gliedern, in der Absicht, uns zuerst in die Kirche zu führen, wenn man anders eine Hütte so nennen darf, die von den Wohnungen der Negern sich fast durch gar nichts unterscheidet. Als wir über den öffentlichen oder Versammlungsplaz des Dorfes kamen, bemerkten wir ein Kreuz, das etwa acht bis zehn Fuß hoch, und das erste war, das wir, nach unserer Ankunft in Afrika, in unglaubiger Erde aufgerichtet gesehen hatten. In der Kirche fanden wir eine Art von Altar, der mit einer Matte bedekt war, und auf diesem Altar ein Kruzifix.

Beim Herausgehen aus der Kirche fanden wir den Don Juan, der uns in sein Haus führte. Er ließ sich die Geschichte unserer Reise und bisherige Schikſale erzählen, nach deren Endigung er uns zum zweiten Male in die Kirche führte, um, wie er sagte, dem Herrn der Barmherzigkeit für die ihnen erzeigte Gnade zu danken. Er ließ das Volk zusammen rufen, welches auch bald herzukam, und nun stimmte ein Neger einen Gesang in der Landessprache an, die andern fielen auch ein, und man sang in zwei Kören. Wenn ein Gesang am Ende war, so wurde ein anderes angefangen. In diesen Gesängen lobten sie die Grösse Gottes und seine Barmherzigkeit; sie riefen insbesondere ihn an um Bestigkeit im Glauben und Verwahrung vor Rükfall in den alten Götzendienst. Ungeachtet dieses lang-

dauerte, so wurde uns doch die Zeit gar nicht lange, weil der Ton der Sänger und ihre Stellung selbst wahre und ungeheuchelte Andacht ausdrükten.

Nach der Endigung des Gottesdienstes liessen wir durch den Don Juan den Kristen des Orts wissen, daß sie morgen ihre Kinder zur Taufe bringen möchten, und eben so erhielten die kristlichen Einwohner der umliegenden Dörfer Nachricht, daß sie an den folgenden Tagen ihre Kinder von europäischen Geistlichen taufen lassen könnten.

Don Juan hatte uns eine Wohnung, und in dieser Wohnung eine Art von Bett zubereiten lassen. Er gab uns zugleich einen Sklaven zur Aufwartung, und alles was wir zu unserm Unterhalte brauchten.

An dem Tage nach unserer Ankunft, fanden sich die Mütter mit ihren Kindern, schon vor Tages Anbruch, auf dem Plazze ein, der der Kirche gegen über liegt. Nach einer kleinen Anrede an die Väter und Mütter tauften wir an diesem Tage (am zehnten August) sieben und vierzig, und am folgenden zwei und sechzig Kinder. Die armen Aelten brachten uns zugleich reichliche Geschenke, die in türkischem Korne, in Maniok, Erbsen und Makuten bestanden, und zu unserm Unterhalt lange hingereicht hätten. Wir würden diese Gaben gerne zurük gegeben haben, wenn dieses nicht eine Beleidigung für die Geber gewesen wäre.

Wir tauften in den folgenden Tagen noch zwei hundert und sechs und zwanzig Kinder. Weil wir aber hörten, daß vors erste keine mehr ankommen würden, so nahmen wir am acht und zwanzigsten Abschied von Don Juan, mit dem Versprechen, daß entweder wir selbst, oder einige von unsern Brüdern, bald nach Manguenzo zurük kommen würden. Er ließ uns von Pedro und drei Sklaven begleiten, und schenkte uns zwei Ziegen, wovon wir eine dem Könige von Rakongo bei unserer Durchreise durch Ringele, als ein Zeichen unserer Dankbarkeit, zu geben versprachen.

Auf unserer Rükreise übernachteten wir im Dorfe Guenza, und tauften den Abend, als wir ankamen, sechs und dreissig, den folgenden Morgen aber fünf und zwanzig Kinder, wovon mehrere aus dem Dorfe Kiua waren, das wir gleichfalls besuchten. Guenza ist ein ansehnliches Dorf, nur ein Theil der Einwohner sind Kristen, die andern Heiden. Wir waren eben im Begriffe, von Kiua wieder aufzubrechen, als zwei Weiber mit ihren Kindern zu uns kamen, die uns in Manguenzo vergebens gesucht hatten, und uns deswegen gefolgt waren. Sie hatten schon dreizehn Meilen gemacht, und freuten sich ausserordentlich, daß sie uns noch in Kiua getroffen hatten. Wir kamen endlich am zwei und zwanzigsten August zu unsern Brüdern in Kilonga zurük, und wir alle beschlossen, daß zwei oder drei von uns nach Man-

guenzo abgehen ſollten, um ſich dort auf immer niederzulaſſen.

Allein, dieſe zweite Reiſe wurde bisher durch ein bösartiges faules Fieber gehindert, das während ganzer ſechs Monate unter den Europäern wüthet, und zwei von unſern Gehilfen, de la Roche und Chatelain hingerafft hat. Die Geſundheit von einigen andern iſt ebenfalls ſehr wankend, und man kann es als eine allgemeine Beobachtung annehmen, daß das Klima in Loango, Rakongo und Kongo für Franzoſen weit gefährlicher und tödtender, als für Italiener iſt.

Der gegenwärtige Zuſtand der Miſſion iſt ungefähr folgender: Das Land, das der König uns geſchenkt hat, würde uns Maniok und andere Lebensmittel dieſes Landes in hinlänglicher Menge liefern, wenn wir nur Arme hätten, die es bearbeiten könnten. Fünf von unſern Laienbrüdern ſind geſtorben, einer geht nach Frankreich zurük, und es bleiben uns alſo nur noch zwei übrig. Vor einiger Zeit haben wir ein Stük Land von Negern bearbeiten laſſen, um Maniok darauf zu pflanzen, und ihnen für ihre Arbeit europäiſche Waaren gegeben, allein, allen Berechnungen nach wird der Maniok uns eben ſo hoch zu ſtehen kommen, als wenn wir Lebensmittel aus Europa verſchrieben hätten. Der Hirſe, den wir geſäet hatten, iſt vortreflich eingeſchlagen; der Reis aber, den unſere Vorgänger ausgeworfen hatten, hat zwar Aehren, aber unfruchtbare, getrieben.

Unsere Kirchen und Kapellen sind ganz nakt, ohne alle Verzierungen, und aus bloßen Binsen geflochten. Wenn wir dereinst Bretter aus Europa erhalten könnten, so würden wir sie damit nicht bloß zierlicher, sondern auch vester machen können. Wir alle bitten aber auf das dringendste, alles mögliche zu thun, um uns Tabernakel, Leuchter u. s. w. zu schikken, weil diese nicht allein in Kilonga, wo alle Sonntage viele Schiffsleute dem Gottesdienste beiwohnen, sondern auch in Manguenzo nothwendig sind, wo Don Juan die Kirche von neuem aufbauen läßt. Wir wollen ihn bereden, eine andere in einer gewissen Entfernung von Manguenzo errichten zu lassen, damit die Kristen, die an den Ufern des Zaire wohnen, an Sonn- und Festtagen ihren Gottesdienst darin halten können.

Unsere Abreise von Manguenzo wird in einigen Tagen vor sich gehen. Wir wollen untersuchen, ob wir nicht ein Seminarium anlegen können, in welchem wir die Kinder der Negern anfangs zu den kristlichen Tugenden, und nachher zu den Tugenden des geistlichen Standes gewöhnen wollen. Man würde uns die Erziehung der Kinder gerne anvertrauen, deren Unterhalt und Kleidung auch nicht viel kosten könnte. Eine solche Anstalt würde vielleicht die sicherste und leichteste Art seyn, das Kristenthum in einem Lande zu erhalten, das für Europäer so gefährlich ist. Die

Neger-Prieſter des grünen Vorgebirges üben alle geiſtlichen Tugenden mit der größten Gewiſſenhaftigkeit aus. Vors erſte aber hängt das Schikſal der Miſſion ganz allein von der Zahl und Geſchiklichkeit treuer Gehilfen ab, die man uns aus Europa nachſchikken wird." —

Neuere Nachrichten von dieſem Miſſionswerke, und von den weiteren Schikſalen dieſer Glaubensboten fehlen uns.

Allgemeine Beschreibung von Niederguinea,

seiner Naturbeschaffenheit, Einwohner, Länder und Staaten.

I.

Schilderung

der natürlichen Beschaffenheit und Naturprodukte von Niederguinea überhaupt.

Nachdem wir nun die Geschichte der merkwürdigsten Reisen nach Niederguinea oder die Küste Kongo mit einigen Blikken überschaut haben, so müssen wir jezt auch der Beschaffenheit und dem natürlichen und sittlichen Zustande des Landes selbst, und seiner Bewohner, der Betrachtung der einzelnen Theile desselben und ihrer politischen Verfassung, so wie auch ihrer Verhältnisse mit Europa unsre Aufmerksamkeit weihen, und diese wird ihrer würdige Gegenstände finden.

Wir beginnen mit der Schilderung der natürlichen Beschaffenheit und Naturprodukte dieses in mancher Rüksicht merkwürdigen Küstenstrichs.

Hier vermissen wir aber durchaus alle Berichte sorgfältiger und sachkundiger Beobachter. Denn noch hat kein Naturforscher, kein aufmerksamer Philosoph diese Länder betreten. Andächtige, treueifrige Glaubensprediger, deren Stärke weder Gelehrsamkeit, noch deren Zwek Beobachtungen waren, sind hier unsre einzigen Berichtgeber; denn

was uns Seefahrer und Abentheurer von diesen Ländern erzählen, ist wenig, und nicht von grossem Gewichte!

Wir müssen uns hier also mit dem begnügen, was wir aus allen den schon genannten Reisebeschreibungen mühsam zusammenlesen können. Die Ausbeute kann zwar nicht reich seyn; doch das Wenige, was wir aus so ungiebigen Schachten zu Tage fördern können, muß uns so lange befriedigen, bis es einst dem Himmel gefällt, einen Forster oder Pallas nach Niederguinea zu bringen, der uns dann überzeugen wird, daß wir bisher von diesem merkwürdigen Küstenstrich — besonders in Rükſicht der Naturgeschichte — nichts gewußt haben.

Da dies aber unter den gegenwärtigen Umständen wol nicht sobald geschehen möchte, so ist auch die Mühe, das jezt Bekannte zu sammeln, gewiß nicht vergeblich.

I.

Allgemeine natürliche Beschaffenheit, Klima, Witterung und Boden von Niederguinea. *)

Niederguinea liegt zwischen dem Aequator und dem Steinbokswendezirkel, folglich in dem heissen Erdgürtel. Dennoch ist in diesem Küstenstriche die Sonnenhizze nicht so unerträglich, als man hieraus schliessen sollte; denn die anhaltenden Regengüsse, die heftigen Winde, die dem Tage beinahe immer gleich langen Nächte, und der starke Thau mäßigen sie so sehr, daß sie vieles von ihrer Heftigkeit verliert.

Die Länder von Niederguinea liegen alle innerhalb des Wendezirkels, und sind also den tropischen Negern unterworfen. Diese bestimmen die Abtheilung des Jahrs in zwei verschiedene Witterungszeiten. Die trokne Jahrszeit oder der eigentliche Sommer **) umfaßt die sechs Monate April,

*) Vorzüglich nach Cavazzi, T. I. p. 100. u. ff, und nach Proyart, S. 8. u. ff, verglichen mit dem ersten Abschnitte des Aufsazzes: Naturgeschichte von Kongo, Angola und Benguela V. B. der allg. Historie der Reisen, S. 68. u. ff.

**) Cavazzi, oder eigentlicher sein Bearbeiter und Her-

Mai, Junius, Julius, August und September,*) in welchen die senkrecht über diesem Erdstriche stehende Sonne mit ihren wärmenden Stralen das Land zu versengen droht — aber sie versengen es nicht; denn eben diese Hizze wird durch die genannten Umstände in ihrer Wirkung sehr beschränkt. Nur in eingeschlossenen Gegenden, die kein kühlender Wind erfrischen kann, erhizt sich die Luft so sehr, daß sie glühend zu werden scheint. Wo Schatten ist, da ist auch Kühle, und die stärkste Hizze dauert an den heissesten Tagen (besonders in der Regenzeit) nur vier Stunden vor und eben so viele Stunden nach Mittag.**) Die Nächte, die in kälteren Erdgürteln im Sommer so sehr kurz werden, bleiben hier beinahe immer den Tagen gleich, und sind daher weit kühler. Die Erde kann sich in denselben von dem Sonnenbrande des Tages erholen. Auch fällt dann regelmässig ein starker, erquikkender Thau, der die lechzende Erde erfrischt, und ihr den Mangel des Regens ersezt. Ueberdies ist der Himmel so oft schwarz umwölkt,

---

ausgeber Labat nennt die trokne Jahrszeit Winter, weil sie nicht so heiß ist, als die Regenzeit.

*) Nach Proyart und Cavazzi. In der allg. Hist. d. R. am angef. Orte werden gerade diese Monate die Regenmonate genannt.

**) Nach Cavazzi, I. p. 104. In der allg. Hist. der R. IV. B. S. 68. heißt es, nur zwei Stunden vor, und zwei nach Mittag dauert die größte Hizze.

daß die brennenden Sonnenstralen das Land nicht erreichen können. Auch die häufigen Bäche, Flüsse und Winde bringen nicht wenig Kühlung.

Ueberhaupt ist diese trokne Jahrszeit die angenehmere, schönere und minder heisse. Nur auf der Sandbedekten Küste ist sie es weniger.

Die Regenzeit hingegen — die man aber nicht Winter nennen kann; *) denn sie ist heisser, als die trokne — umfaßt die sechs übrigen Monate Oktober, November, Dezember, Januar, Februar und März, während welcher abwechselnd, besonders zu Anfang und Ende, anhaltende Regengüsse die Erde tränken, und die sonst unerträgliche Hizze mildern. Diese nasse, befruchtende Jahrszeit ist aber auch die beschwerlichere, die ungesündere. Die starken Regengüsse, die immer mit Gewittern, mit Donnern und Blizzen begleitet sind, geben hier der Natur neues Leben. Alles fängt an zu grünen und zu blühen; die Bäume vertauschen ihre welken Blätter gegen frische, und tragen schnell Blüten und Früchte; die Saat

*) Labat beim Cavazzi, am angef. Orte, p. 105. nennt sie Sommer, scheint aber das, was er von beiden Jahrszeiten sagt, sehr miteinander zu vermischen. Proyart, der überhaupt dem Labat in Vielem getreulich folgte, nennt auch die Regenzeit Sommer. In der allg. Hist. d. R. am angef. Orte wird sie aber Winter, und die trokne Jahrszeit Sommer genannt.

keimt in bewundernswürdiger Geschwindigkeit auf; die versengten Wiesen, die erst ausgedörrten Sandfeldern glichen, bedekten sich so plözlich mit dem schönsten Grün, daß man glaubt, das Gras wachsen zu sehen. In Einer Nacht treibt und grünt ein dürrer Stok, den man in die Erde gestekt hat. *)

Mit Einem Worte — diese Jahrszeit ist die Zeit der Auferstehung der ganzen Natur!

Diese Regengüsse machen aber auch die Flüsse anschwellen, überschwemmen das Land, und erzeugen da, wo das Wasser nicht gehörig wieder ablaufen kann — besonders in den nördlichen Gegenden — **) Sümpfe, deren Ausdünstungen die Luft verpesten.

In der Regenzeit wehen die Nordwest- und Nordostwinde anhaltend. In der troknen Jahrszeit aber wehen Süd- und Südostwinde, welche die Luft abkühlen. ***)

Niederguinea hat also keinen eigentlichen Winter, und kennt die Kälte gar nicht; Schnee und Eis sind diesem Lande fremd, und seine Bewohner wissen nicht, was Frost ist; dennoch unterhalten sie in den kühlen Nächten, und feuchten Tagen Feuer, um die sie sich lagern, nicht um sich gegen die Kälte, sondern gegen die kühle Feuchtigkeit zu schüz-

*) Cavazzi, I. p. 105.

**) Proyart, Seite 10.

***) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 68 u. 69.

schüzzen, die ihren nakten Körpern so empfindlich ist, als uns Europäern der Winterfrost, der unsre Glieder durchrüttelt. —

Man bewundre hier die weise Oekonomie der Natur, die Alles gethan hat, um jedes Flekchen unsrer gastfreien Erde für menschliche Wesen bewohnbar zu machen! — *)

Aus der hier geschilderten Beschaffenheit des Klima's läßt sich auch leicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens von Niederguinea schliessen.

Dieser Boden ist theils sandig, theils thonig, überhaupt besteht er meist aus lokrer, leichter, meist schwarzer Erde. Der Strich längs dem Ufer hin ist ganz flach, sandig, und lange nicht so fruchtbar, als der Boden der inneren Länder, der sich von der Küste an allmälich in Hügel und Berge erhebt, die aber bloß Erd- und Thonhaufen sind, die kein Gestein in sich schliessen; **) erst weiter in dem Inneren fangen die Zweige des hohen Kettengebirgs an, das durch Südafrika längs hinläuft, und sich in der Spizze des Kaps endigt. Diese inneren Berge sind metallhaltig.

*) Diese schöne Oekonomie der Natur zeigt sich sehr auffallend bei der allgemeinen Betrachtung unsrer Erdkugel, als eines Sterns unter Sternen. Erhabene Gedanken hierüber theilt Herder im I. B. seiner Ideen zur Philos. d. G. d. M. mit.

**) Proyart, S. 11.

Ueberhaupt ist der Boden dieses Landes unbeschreiblich fruchtbar; er trägt selbst bei der nachlässigsten Bearbeitung hundertfältige Früchte, und nährt ein Gras, das bis zehn Fuß hoch wird. Die schönsten, dichtesten, hochwipflichsten Wälder bedekken ansehnliche Strekken desselben, und alle dem Klima angemessene Pflanzen wuchern ausserordentlich in ihm.

Was könnte dieser fette, dieser so trefliche Boden erst seyn, wenn er von einem fleissigen, thätigen, kundigen Volke gebaut würde! — Von Europäern gemachte Proben haben es bewiesen, wie reichlich auch nur mittelmässiger Fleiß die darauf verwandte Mühe belohnt! *) — Aber die trägen Negern lieben die Arbeit nicht; sie wissen nicht einmal die schönsten Geschenke des Himmels zu nuzzen, und geben sich nicht die Mühe, die periodischen Regengüsse durch Kanäle noch nüzlicher und ganz unschädlich zu machen. Daher entstehen oft stinkende Moräste, Wüsteneien und Abgründe, die das überströmende Wasser in dem lokkern Boden zum Schrekken der Einwohner aushölt; daher der Mangel an Wasser, der manche Gegenden unfruchtbar macht, und die Negern, die keine Brunnen graben, der Gefahr zu verdürsten selbst in diesem Lande ausseżt!

*) Ebenderselbe (am angef. Orte) sagt: „Ein einziges Körnchen Mais bringt oft acht, gewöhnlich sechshundert Körner wieder hervor." —

An Quellen, Bächen und Flüssen fehlt es nicht, aber an der Kunst sie zu nuzzen; und in der heissesten Jahrszeit versiegen sie nie; denn sie fliessen meist alle in tiefen Schlachten, die sie sich selbst in diesem weichen Boden zum Bette gegraben haben, und ihre Gestade sind von breitästigen Bäumen wolthätig beschattet.

Es ist überhaupt ein schönes, treffliches Land, dem es, wie beinahe allen seines gleichen nur an besseren Bewohnern fehlt! *) —

*) Nach Cavazzi, (I. p. 113.) haben die Portugiesen in einigen Gegenden die Negern schon zu einem fleissigern Akerbau angehalten.

II.

Skizzirte

Naturgeschichte

von

Niederguinea. *)

Es ist leicht zu erachten, daß ein Land, welches einen so ergiebigen, fruchtbaren Boden, ein so schönes Klima, einen solchen Ueberfluß an Wasser, und so viele und grosse Wälder hat — wie Niederguinea — auch reich seyn müsse an mancherlei nüzlichen, schönen, in unserm Erdtheile unbekannten Produkten aus allen drei Naturreichen. Aber hier fühlen wir den Mangel genauer Berichte sachkundiger Reisebeschreiber erst recht lebhaft. Die Glaubensprediger, die uns mit Nachrichten von diesen Ländern beschenkt haben, theilen uns zwar ansehnliche Listen von Naturprodukten, vorzüglich Pflanzen, dieser Gegenden mit; **) aber diese Listen sind — die bekannteren Naturprodukte ausgenommen — nichts als trokne Namenverzeichnisse, aus welchen wol schwerlich der geübteste Naturforscher viel Bestimmtes herausfinden möchte. Es

*) Bearbeitet nach dem angeführten Aufsazze in der allg. Hist. d. R. V. B. — nach Cavazzi und Proyart.

**) Bei Cavazzi und in der allg. Hist. d. R. sind diese Verzeichnisse vorzüglich namenreich! —

sind Namen aus der Negersprache, mit so unkarakteristischen und so kurzen Bezeichnungen begleitet, daß sich sehr wenig daraus errathen läßt.

Was sich unter diesen ungünstigen Umständen von den Naturprodukten dieses Küstenstrichs sagen läßt, möchte sich wol auf folgendes beschränken lassen. *)

§. 1.

Von den Mineralien

dieses Landes haben wir die wenigsten Nachrichten, und auch diese sind noch sehr schwankend. **) Daß die inneren Gebirge, Gang- und Flözgebirge, erzhaltig sind, dies ist wol gewiß; eben so gewiß ist es aber auch, daß die Metalle in diesen Erzgebirgen von den trägen Einwohnern nicht aufge-

*) Ich habe dazu alle Schriftsteller über Niederguinea — wie die hierunten folgenden Zitate beweisen — sorgfältig durchgelesen, und alles Hiehergehörige zusammengetragen; da ich aber nicht Naturforscher bin, so vermochte ich es nicht, die so unbestimmten Angaben der Reisebeschreiber genauer zu bestimmen, als ich hier nach meiner Einsicht gethan habe.

**) Proyart sagt überhaupt nur im Vorbeigehen, und sehr wenig davon; bei Cavazzi finden sich die mineralogischen Nachrichten in den Länderbeschreibungen zerstreut, und die Nachrichten in der allg. Hist. d. R. (am angef. Orte, S. 69.) sind sehr dürftig.

sucht werden; nur nach dem ihnen so nöthigen Eisen graben sie, und vernachläßigen die edleren Metalle, wie es scheint, aus Furcht, die Habsucht der Portugiesen zu reizen. *) —

In der Nachbarschaft der Hauptstadt von Kongo, und in der Landschaft Bamba soll Gold gefunden werden, aber man gräbt ihm nicht nach. Angola soll sehr reich an Silber, so wie auch an anderen Metallen seyn. **) — Daß die Portugiesen schon nicht ganz vergebliche Versuche, dieselben aufzufinden gemacht haben, ist bereits erwähnt worden. ***)

Besonders schönes und feines Kupfer, das in der Farbe dem Golde sehr ähnlich ist, und zu mancherlei Gebrauch verarbeitet wird, gräbt man vorzüglich in der Landschaft Pemba; †) auch ist

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte, und Cavazzi, I. p. 27, wo auch gesagt wird, daß andre Schriftsteller gar sehr an dem Dasein der reichen Goldminen (welches Cavazzi behauptet) zweifeln, indem sie sagen, man habe das schöne gelbe Kupfer für Gold gehalten. Doch auch Dapper und Carli sprechen von ergiebigen, aber nicht mehr gebauten Goldbergwerken in Niederguinea. (A. H. d. R. am angef. Orte.)

**) Nach Lopez — und Cavazzi, I. p. 64.

***) Nämlich von Battel in dessen Reisebeschreibung, im vorhergehenden Bande dieses Werks.

†) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 6). Auch in der Landschaft Sundi (nach Cavazzi I. p. 35.) wird dies schöne

dies Metall in anderen Gegenden von Niederguinea nicht selten. *)

Eisen ist in den Thongebirgen dieses Küstenstrichs sehr häufig, und wird von den Negern aufgesucht und zubereitet. **)

Trefflichen Granit, Marmor von allen Farben, ***) Porphyr, Jaspis, Hiazinthen, und andre schöne, kostbare und seltene Steine werden in den inneren Urgebirgen gebrochen. †)

Sehr gute Felsquadern findet man in ausserordentlich grossen Blökken. ††)

Sogenannte Donnersteine — in der Landessprache Tary-ya genannt, die etwas durchsichtig

---

Metall gefunden, aus welchem künstliche Arbeiten gemacht, und weit verführt werden.

*) Nach Lopez, Dapper, u. A.

**) Cavazzi, I. p. 27. wo auch von Zinn- und Quecksilberminen gesprochen wird. — In der angolaischen Landschaft Scella wird ein ganz vortreffliches Eisenerz in dem Wasser der Bäche und Waldströme gefunden, und von den Negern mittelst Stroh- und Grasbündel, die sie hineinlegen aufgefischt. (Cavazzi, I. p. 71.)

***) In der Kapelle des heil. Gregorius (zu Rom) sind einige Säulen davon zu sehen. (A. Hist. der R. IV. B. S. 70.)

†) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte. Auch beim Lopez.

††) So daß ganze Kapellen aus Einem Stükke könnten gehauen werden. (A. H. d. R. am angef. Orte.)

ſind, und von den Negern für Erzeugniſſe des in in die Erde ſchlagenden Blizzes gehalten werden, trifft man häufig in Angola. Da dieſe Steine einige Aehnlichkeit mit dem Glaſe haben, ſo nennen die Angolaer das ihnen von den Europäern zugebrachte Glas ebenfalls Donnerſtein oder Tary-ya. *)

Auch Kryſtall wird in Niederguinea gefunden **) — und Bergſalz. — In der angolaiſchen Landſchaft Chiſſama iſt ein tiefes Thal, in welchem man beim Nachgraben unter der Erde eine ſo reichhaltige Sole findet, die von ſelbſt ſich verdikt und zu Kryſtallen anſchießt, wie der Alaun, welche in Stükke, gleich Ziegelſteinen, von zwei Fuß acht Zollen Länge, und fünf bis ſechs Zollen Dikke und Breite geformt, und ſo von den Negern verhandelt werden. Dieſes Salz iſt nicht nur zum Küchengebrauche weit beſſer, als das gemeine, ſondern ſoll auch in der Arzneikunde vorzüglich als ein harntreibendes Mittel von groſſem Nuzzen ſeyn. Dieſer Vorzüge wegen iſt es ſehr berühmt, und wird weit umher verführt. ***)

*) Cavazzi, I. 71. Man findet dieſe Steine von allerlei Figuren. Was es eigentlich für Steine ſind, ob Kryſtalle, Quarz, Spath oder andre, wage ich nicht zu beſtimmen.

**) Allg. Hiſt. d. R. am angef. Orte.

***) Cavazzi, I. p. 62.

Dies ist Alles, was wir von den Mineralien dieses Küstenstrichs in unsern Schriftstellern vorfinden.

§. 2.

Von den Pflanzen.

Einen noch grössern Reichthum hat Niederguinea an Pflanzen aller Arten. Von denen, die zur menschlichen Nahrung dienen, bauen die trägen Negern aber meist nur solche, die wenig Wartung bedürfen.

Die Maniokstaude (Jatropha manihot. L.) wird daher sehr häufig gepflanzt, und ihre eßbare Wurzel gibt dem gemeinen Manne ein gesundes, wohlfeiles Brod, das in Menge zu haben ist. *) — Der Saft soll nur von einer Abart der Maniokwurzeln, die einen säuerlichen Geschmak haben, giftig seyn. **) Die Blätter der Staude werden als Zugemüse, wie Spinat gegessen.

*) Deßwegen gibt es auch in diesen Ländern keine eigentliche Bettler. (Proyart, S. 15.) — Im vorigen Jahrhunderte galt in Angola ein Alker (= 2 Aroben = 60 Pfund) Maniokmehl nur 250 bis 500 Rees, d. i. 10 bis 12 Ggr. sächs. oder 45 bis 54 Kreuzer rhein. (Allg. Hist. d. R. V. B. S. 72.

**) Nach Proyart, S. 16. — Es soll auch mehrere verschiedene Arten von Maniok geben. (A. H. d. R. am angef. Orte) Man vergleiche hiemit die Beschreibung dieser Pflanze im V. B. d. W. S. 72. u. ff.

Erdeicheln, Erdnüsse (franz. *Pistaches*, engl. *Earthnuts*, holl. Aardakers oder Piendels, kongoisch Pindas, Arachis hypogaea L.) länglichte Nüsse, die an den Griffeln der gelben Blumen wachsen, die sich selbst nach der Verblühung in die Erde verbergen — werden nebst dem Maniok von diesen Negern am häufigsten gebaut. Sie werden entweder geröstet, als Brod, oder zu einem Teig zerstossen als Zugemüse gegessen. Auch preßt man ein treffliches Oel aus denselben. *)

Kartoffeln oder Erdäpfel (Solanum tuberosum. L.) die von den Negern Bala und Putu genannt, und häufig gepflanzt werden, sind weit schmakhafter, als die unsrigen. **)

Ignames, oder Yamswurzeln (Dioscorea pentaphylla. L.) die doch schmakhafter sind, als die Maniokwurzeln, werden von diesen Negern weit weniger gebaut. ***)

Von bekannten Getreidearten wachsen hier vorzüglich Mais, Reiß, Buchweizen, und Hirse.

*) Proyart, S. 16. — Merolla (A. H. d. R. am angef. Orte.) spricht von dreierlei Arten ähnliches Gewächse, die einen nennt er Erdmandeln (Mandois), die andern Inkumba, und die dritten Neuban-Zampuni. — Von den Neuban Zamputo, welche Cavazzi I. p. 116.) kurz beschreibt, sehe man weiter unten.

**) Proyart, S. 17.

***) Proyart, S. 17. (M. s. im V. B. d. M.

Der Mais, das Wälschkorn, türkisch Korn, indianisch Korn (Zea Maïs. L.) wird von diesen Negern nicht stark gepflanzt, ob er gleich in ihrem überfruchtbaren Boden ganz vortrefflich gedeiht, und zwei, auch in einigen Gegenden drei Mal geärndet werden kann. Sie zerstossen ihn entweder zu Mehl, denn Mühlen haben sie nicht, oder rösten ihn, wie wir die Kaffeebohnen, und essen ihn so. Die Negern nennen dieses Korn Massa-maupunsu; die Portugiesen haben es ihnen gebracht; *) aber sie achten es nicht sehr. **)

Reiß (Oryza sativa. L.) wächst hie und da in Menge, wird aber auch von den Negern nicht geschäzt. ***)

Buchweizen, Heidekorn (franz. *Bled sarasin*, negerisch Massamantui und Massambola, Polygonum fagopyrum. L.) eine auch bei uns bekannte Getreideart, die in dem schlechtesten

*) Cavazzi, I. p. 114.

**) Sie sollen daher auch die Schweine damit füttern. (A. H. d. R. V. B. S. 71.) Wahrscheinlich macht der Bau dieses Getreides den trägen Negern zu viele Mühe. — Nach Merolla (A. H. d. R. V. B. S. 77.) bereiten diejenigen Negern, die keinen Palmwein haben, ein berauschendes Getränke aus Mais, welches Guallo genannt wird.

***) Lopez, S. 36. Dapper, S. 550. Andere Schriftsteller nennen den Reiß nicht unter den Getreidearten dieses Landes.

Sandboden leicht fortkömmt, die stärkste Hizze erträgt, und Körner trägt, welche gutes Mehl und Brod geben, und ein sehr brauchbares Futter für Federvieh sind. Die Negern bauen dieses Korn, und machen jährlich zwei Aerndten davon. *)

Hirse (Panicum miliaceum. L.) soll auch in Niederguinea wachsen, und zwar großkörniger **); dies möchte wol aber Sorgosamen (Holcus sorghum L.) seyn. ***) Die Negern nennen ihn Massingo; er ist sehr wolriechend.

Die Reisebeschreiber nennen ferner noch eine Getreideart, Luno, (in der Negersprache) welche schwärzlichgraue Körner, ungefähr von der Grösse der Senfkörner trägt, die ein gutes Mehl geben. Sollte dies vielleicht der habessinische Teff (Poa abyssinica. L.) seyn? — †)

Das Getreide Eluvo, dessen Körner roth, und dem Hirse ähnlich seyn sollen, möchte wol eine

*) Cavazzi, I. p. 114.

**) Derselbe, ebendaselbst. Dies Getreide soll aber denen, die nicht daran gewöhnt sind, Kolik machen.

***) Ich vermuthe es aus dem Grunde, weil dieser Sorgosamen auf der ganzen Westküste von Guinea wächst, und daher das grosse Negerkorn genannt wird. (Linne's Pflanzensystem, XII. B. S. 765.) Doch wage ich es nicht, hierin zu entscheiden.

†) Eine Vermuthung! Lopez (S. 36.) nennt diese Getreideart Luko, und sagt, sie sei aus dem innern Afrika, von den Quellen des Nils her nach Kongo gebracht

Art Pferdgras (Holcus. L.) seyn; doch läßt sich hier nichts bestimmen. *)

Eben so wenig läßt sich genau entscheiden, was die dem Königreich Kakongo, wo sie wild wächst, eigenthümliche Hirse-Art seyn soll, deren Stiel oder Halm armsdik wird, und eine zwei bis drei Pfund schwere Aehre trägt! **)

Von Hülsenfrüchten nennen unsre Schriftsteller mehrere Arten Bohnen und Erbsen. ***)

Die Neassa sind rothe, sehr schmakhafte Bohnen — vielleicht eine Art Faseln (Dolichos L?)

Die Neanza oder brasilischen Bohnen, aus Brasilien gebracht, sind hier ausgeartet. †)

---

worden. Auch gibt es eine schwärzliche Art Teff, — die gemeinste, in Habessinien. (Bruce, V. B. S. 84.) Oder sollte es die morgenländische Durra (Holcus durra) seyn, die ebenfalls rostfärbige Körnchen hat? — (M. s. Linn. Pfl. am angef. Orte.)

*) Allg. H. d. R. V. B. S. 71. — Es könnte wol auch eine Art Fuchsschwanz (Alopecurus L.) oder eine Art Hirsegras (Milium L.) seyn. Die Naturforscher mögen entscheiden!

**) Provart, S. 19. — Das ist warlich ein bischen viel!

***) Vorzüglich Cavazzi, (p. 115. u. ff.) dem ich hier folge. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob dies Alles wirkliche Bohnen und Erbsen sind, oder ob die hier genannten Hülsenfrüchte nicht in andre Geschlechter gehören? Ich wage nichts zu bestimmen.

†) Die brasilischen Bohnen sollen sehr groß seyn. (Allg. Hist. d. R. XVI. B. S. 293.)

Die Ouvando, kleinen Erbſen ähnliche Früchte, wachſen auf Stauden, die zwei bis drei Jahre alt werden. Dieſe Erbſen kochen leicht und geben eine gute Speiſe. — Dies ſind ohne Zweifel die auch in Weſtindien wachſenden Angola-Erbſen, die Frucht des Strauchs, den die Botaniker den oſtindiſchen Cytiſus (Cytiſus Cajan L.) nennen. *)

Die Inkuba oder Angolaerbſen (eigentlicher: Angolabohnen) ſind kleine weiſe Erbſen, zwar ſchmakhaft aber hart. **)

Die Neuban Zambuto gleichen unſern Haſelnüſſen in Geſtalt und Geſchmak, und werden von den Negern häufig gegeſſen. ***)

---

*) Labat, (beim Cavazzi, I. p. 115.) ſagt es ſeien dieſelben, die in Weſtindien wachſen, wo ſie die gemeinſte Nahrung der Sklaven ſind; folglich ſind es wol dieſe Angolaerbſen, obgleich ihr Stamm in Weſtindien ſieben bis acht Jahre ausdauert. (Linne's Pflanzenſyſtem, IV. B. S. 247. u. ff.)

**) Dieſe, ſagt Cavazzi (am angef. Orte) wachſen unter der Erde, und ſchmekken wie Haſelnüſſe. Es ſind alſo eine Art Erdnüſſe, oder Erdeicheln, von welchen oben. (M. ſ. auch im X. B. d. W. S. 49.)

***) Dies mögen wol auch Erdnüſſe ſeyn, obgleich Cavazzi nicht ſagt, daß ſie unter der Erde wachſen. (M. ſ. oben) da Cavazzi hinzuſezt, dieſe Frucht ſei in Kongo die gemeinſte Speiſe, ſo vermuthe ich, daß

Es gibt ferner in Niederguinea noch allerlei Küchenkräuter und eßbare, auch medizinische Gewächse, als Kürbisse, Melonen, Spinat, Sauerampfer; Basilienkraut, (Ocymum basilicum. L.) das hier bis acht Fuß hoch wird; Pfaffenröhrchen — der berühmte Löwenzahn (Leontodon taraxacum. L.) — dessen Wurzel die Negern zu Tisanen brauchen, und andern mehr. *) —

Die Portugiesen haben auch mehrere europäische Küchengewächse dahin verpflanzt, welche vortrefflich fortkommen, und wol noch besser gedeihen, als in Europa. **)

Ausser diesen Pflanzen findet man hier Batàten (Convolvulus Batatas. L.) treffliche Ananas (Bromelia Ananas L.) auch Zukkerrohr wächst hier wild in feuchten, sumpfigen Gegenden und wird nur von wenigen Negern gesammelt, die es roh zu Markte bringen; man gibt sich nicht die Mühe Zukker daraus zu kochen, sondern man saugt den süssen Saft aus den Rohren selbst. ***)

---

sie mit den Pindas oder Pistaches des Proyart (wovon oben) einerlei seyn möchten.

*) Proyart, S. 18.

**) Z. B. Kohl, Rettiche, Zichorien, Möhren, auch Weizen, u. s. w. (Proyart, S. 19. — Cavazzi, I. p. 147. — A. H. d. N. V. B. S. 72.)

***) Proyart, S. 26.

Tabak wird häufig, aber sehr nachläſſig gebaut; die Negern alle, beiderlei Geſchlechts rauchen ihn ſehr gern, und ſehr ſtark. *)

Weinreben wachſen in mehreren Gegenden wild, und tragen des Jahrs zwei Mal Trauben, aus welchen aber kein Wein gemacht wird; wahrſcheinlich weil die Negern zu träg dazu ſind, und ſich mit ihrem Palmwein begnügen; **) auch ſollen die wilden Trauben nicht recht gedeihen; dennoch gerathen ſie in den Gärten der Miſſionare ganz vortrefflich. Die Portugieſen ſollen die erſten Weinſtökke hiehergebracht haben. ***)

Eine Pfeffer-Art (Piper L.?) wächst auch in Niederguinea wild, und ſchlingt ſich um die Bäume; die Körner ſind roth, ſo groß wie Koriander,

*) Derſelbe, S. 18. — Er ſcheint zu vermuthen, der Tabak ſei in dieſen Gegenden einheimiſch! —

**) Proyart (S. 27.) ſagt, die Negerinnen ſuchen die Einführung des Weinbaus zu hindern, weil die Arbeit deſſelben auf ſie allein fiele. Labat (beim Cavazzi, I. p. 144.) ſchiebt die Schuld davon auf die Portugieſen, welche den Gewinn an der Einfuhr ihres Weins nicht gern verlieren. — Daß man in heiſſen Länder keinen Wein machen könne, iſt ein Irrwahn. (M. ſ. Lobo's Reiſen, II. B. S. 37.)

***) Nämlich aus Madera und den Kanarien-Inſeln. (Cavazzi, am angef. Orte.)

der, und wachsen in Traubenähnlichen Büscheln. Die Negern nennen diesen Pfeffer Inquoffo, und gebrauchen ihn zu ihren Speisen; er würzt vortrefflich, weit besser als der guineische Malagetta, oder die Paradieskörner. *)

Baumwollenstauden (Gossypium herbaceum L.) wachsen auch wild, aber ihre Baumwolle, die schön und gut ist, wird von den Negern nicht genüzt. **)

Ferner gibt es noch allerlei nuzbare Wurzeln, z. B. die Wurzel Tamba, die unserm Pastinak ähnlich ist, und nicht nur eine gute Speise, sondern auch ein Arzneimittel gibt, welches das Blut reinigt, und den Schleim zertheilt — und die Wurzel Chiussa, welche nicht gröſſer als ein kleiner Finger, sehr gesund und schmakhaft ist. ***)

Auch werden die pulverisirten Blätter des Strauchartigen Gewächses Luqui oder Liquivri, die dem Isop gleichen, innerlich, und ein aus denselben gepreßtes Oel äusserlich als ein vortreffliches

*) Cavazzi, I. p. 145. — Die Beschreibung ist zu kurz, als daß man diesen Pfeffer naturhistorisch bestimmen könnte. — Auch soll Malagetta-Pfeffer (Amomum grana paradisi. L.) auf dieser Küste wachsen. (A. H. d. R. V. B. S. 76.)

**) Proyart, S. 27. — A. H. d. R. V. B. S. 74.

***) Cavazzi, I. p. 77.

Arzneimittel in Nervenkrankheiten von den Negern gebraucht. *) —

Mit Blumen, die den Gefilden den unbeschreiblichsten Reiz geben, ist dieser Küstenstrich reichlich versehen. Ausser vielen bei uns unbekannten findet man vorzüglich den wolriechenden Schasmin, prachtvolle Lilien, Tulpen von ausserordentlicher Schönheit, und nicht minder herrliche Tuberosen. Die Portugiesen haben auch Rosen hieher verpflanzt, die aber hier eine besonders sorgfältige Wartung fordern. **) —

Von Bäumen und baumartigen Pflanzen bemerken wir zuerst die Palmen, deren man in Niederguinea achterlei Arten zählt, die meist alle in grosser Menge hier wachsen.

Die Fächerpalme (Borassus flabellifer L.) ist wol dieselbe, welche diese Negern Matome nennen. ***) Zu dieser Gattung gehören auch die Latanierpalmen (Lataniers) die in Niederguinea ebenfalls häufig sind. †)

---

*) Derselbe, I. p. 80. u. 146.

**) Cavazzi, I. p. 151 u. 152.

***) Der davon gewonnene Wein wird Embetta genennt. (Cavazzi, I. p. 128. — A. Hist. d. R. V. B. S. 77.) Aus den Ribben der Blätter, werden die Hamaks gemacht.

†) Sie werden in Kongo Matambi genannt. (Cavazzi, I. p. 48.)

Die Oelpalme, aus deren Früchten die Negern ein Oel pressen. Auch hat dieser Baum eine Art Wolle an seinem Stamme, die zum Ausstopfen der Kissen, und von den Schaggaern zum Verband der Wunden und zum Blutstillen gebraucht werden. *) Dies ist wol die guineische Oelpalme (Elais guineensis. L.)

Die Kokospalme (Cocos nucifera. L.) wächst hier auch häufig. **)

Der Tamara scheint die Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.) zu seyn. ***)

Der Matoba kömmt, den Nachrichten der Missionare zu Folge, am meisten mit der guineischen Kokospalme (Cocos guineensis. L.) überein. †)

Die Zwergpalme (Chamaerops humilis L.) ist wahrscheinlich die kleine Palme ohne Namen, von welcher die Missionare sprechen, und von welcher sie sagen, daß sie zwar nur einen schlechten

*) Derselbe, I. p. 127.

**) Derselbe, I. p. 129. u. ff. — Proyart, (S. 21.) vermuthet der Kokosbaum, den diese Negern Banga u putu nennen, sei erst von den Europäern hieher verpflanzt worden.

***) Cavazzi, I. p. 131. Sie tragen auch Datteln.

†) Sie gibt auch einen Wein, der aber sauer, und dem Magen schädlich ist. Die Früchte werden auch maldivische Kokosnüsse genannt. (Cavazzi, I. p. 131.)

Saft gebe, den die Negern jedoch trinken; das nüzlichſte aber ſind die Blätter, aus deren Faſern Zeuche gemacht werden. *)

Der **Kokkata**, welcher Nüſſe, ſo groß wie eine Melone trägt, aus welchen man einen milchweiſſen, bligen Saft zieht, möchte wol eine Art Kokospalme ſeyn. **)

Die ſogenannte **Kongo-Palme** (Palmier de Congo) iſt ohne Zweifel die **Tannen-** oder **Pflaumpalme** (Etate ſylveſtris. L.) deren Fruchtbüſchel ſo groß ſind, daß jeder beinahe eine Mannslaſt ausmacht. Dieſer Baum iſt eine groſſe Wolthat für die Negern, die er mit einem trefflichen Weine, eßbaren Früchten, aus welchen auch gutes Oel gepreßt wird, und mit Blättern verſieht, die ihnen allerlei Dienſte leiſten. Auch iſt dieſe Palme in Niederguinea ſehr häufig. ***)

Von eigentlichen Bäumen findet man hier: **Tamarinden** (Tamarindus indica L.) — **Kolanußbäume**, wahrſcheinlich mit den **rothblumigen Roßkaſtanien** (Aeſculus pavia L.) einerlei. †) — **Manglebäume** (Rhizophora

*) Cavazzi, I. p. 132. Man nennt ſie in Kongo nur die kleine Palme.

**) Cavazzi, I. p. 133.

***) Derſelbe, ebendaſelbſt. (M. ſ. auch Linne's Pflanzenſyſtem, I. B. S. 158, u. ff. und im V. B. d. W. S. 31, u. ff.)

†) A. H. d. R. V. B. S. 75. — Lopez hält dieſen Baum für eine Palme.

mangle L.) — Kujavabirnbäume (Psidium pyriferum L.) — Jkakopflaumbäume (Chrysobalanus Icaco L.) — schuppige Flaschenbäume (Annona squamosa L.) — Kalebassenbäume (Grescentia Cujete L.) — Käsebäume oder Benten (Bombax ceiba L.) — Zitronen- und Pomeranzenbäume (Citrus medica & aurantium L.) — Papajenbäume (Carica papaya L.) — auch Banianenfeigenbäume (Ficus Benjamina L.), die wir alle schon kennen. *)

Die Missionare nennen uns aber auch noch mehrere andre Bäume bloß mit den Negernamen, und beschreiben sie so kurz, daß es schwer ist, zu errathen, ob sie unter schon bekannte Gattungen gehören, oder den Naturforschern noch unbekannt, folglich auch noch nicht klassifizirt sind.

Sie nennen uns vorzüglich folgende:

Der Alikondo, auch Bandobaum genannt, ist von ungeheurer Dikke, so daß oft zehen Mann den Stamm eines solchen Baums nicht umklaftern können — und trägt verhältnißmässig grosse Früchte, welche so groß sind, wie die größten Kürbisse. Diese Bäume werden leicht gefährlich, indem sie gern faulen, und dann plözlich umstürzen; auch

*) Sie sind meist alle schon im fünften Bande dieses Werks beschrieben worden. (Cavazzi, I. p. 119. u. ff. — Proyart, S. 19. u. ff. — A. H. d. R. V. B. S. 73. u. ff.)

ihre herabfallenden Früchte können einen Menschen erschlagen. Daher die Negern sprüchwörtlich zu sagen pflegen: die Bandobäume sind nur da, um Menschen zu morden! — Dennoch sind sie auch nicht ohne Nuzzen, indem man die Schalen der Früchte zu Gefässen, und ihr Mark zur Speise gebraucht; die Blätter können im Nothfall auch gegessen werden; die Rind gibt gute Fäden zum Weben, und die Asche des Holzes ist zur Seife dienlich. *) — Sollte dieser Baum wol ein andrer als der Baobab oder Affenbrodbaum (Adansonia digitata L.) seyn können? **) —

Der Insanda trägt keine Früchte, hat aber einen feinen Bast, aus welchem schöne Zeuche gewebt werden. Aus der Krone dieses Baums ziehen sich Fäden herab bis auf die Erde, wo sie Wurzel fassen. Diese Fäden werden auch mit Nuzzen in der Heilkunde gebraucht. ***)

Der Mulemba gleicht dem Insanda, hat dem Lorbeer ähnliche Blätter, und einen feinen

*) Cavazzi, I. p. 120. u. ff. — A. Hist. d. R. V. B. S. 74.

**) Ich zweifle sehr. Man vergleiche die Beschreibung dieses Baums im V. B. d. W. S. 52.

***) Cavazzi, I. p. 122. In der Allg. Hist. d. R. V. B. S. 73, wird dieser Baum Ensada genannt; es ist ohne Zweifel der indianische Feigenbaum (Ficus indica L.) Man vergleiche die Beschreibung desselben in Linne's Pflanzensystem, II. B. S. 541. u. ff.

Bast, aus welchem auch Fäden gesponnen werden. Aus diesem Baume fließt ein schneeweisses Harz, das als Vogelleim gebraucht wird. *)

Der Almesika ist groß, hat dem Nußbaum ähnliche Blätter, und gibt ein feines, als Arznei sehr brauchbares Harz. Seine Früchte sind von der Grösse einer Olive, ihre Kerne oder Steine werden von den Negern zu einem gewissen Spiele gebraucht. **)

Der Rolleva ist auch ein grosser Baum, und trägt grosse, Zitronen ähnliche Früchte, die eine Menge feuerrothe, bittre Kerne in sich schliessen, welche häufig zur Stärkung des Magens genossen werden. ***)

Der Zaffo trägt Pflaumenartige, feuerfarbne Früchte, die sehr schmakhaft sind, und den Kopf stärken sollen. †)

Der Kassanevo trägt Früchte gleich den Apiäpfeln, aus welchen man einen herben, aber sehr gesunden Saft preßt. Auch quillt aus diesem Bau-

---

*) Cavazzi, I. p. 123. — Aus dieser allzukurzen Beschreibung läßt sich das Geschlecht des Baums nicht errathen.

**) Derselbe, I. p. 124.

***) Derselbe, I. p. 125. — Ist dies vielleicht der Kalabasch-Baum — (Crescentia cujete L.?) — Oder der Pompelmußbaum — (Citrus decumanus. L.?)

†) Cavazzi, I. p. 125.

me eine Art gelbes Harz, das am Feuer gerdstet eine angenehme Speise, roh aber ein scharfes Gift ist. *)

Der Gegero trägt sehr schmakhafte Pomeranzenähnliche, länglichte Früchte, aus welchen auch ein gesunder Magenstärkender Saft gezogen wird.**)

Der Purgera ist staudenartig, und trägt Früchte, aus welchen ein Oel gepreßt wird, das als Arzneimittel gebraucht, heilsam, und in Lampen gebrannt, sehr wolriechend ist. ***) —

Der Awasasse, eine Art Nußbaum, ist von mittlerer Grösse. ****)

Der Nobulla, ein feigenartiger Baum, trägt gesunde, wolriechende, würzhafte Früchte. †)

Der Nuchia trägt goldgelbe, gesunde und schmakhafte Früchte, wie kleine Aepfel. ††)

Die sogenannten Grafenbäume †††), de-

*) Derselbe, ebendaselbst.

**) Derselbe, p. 126.

***) Derselbe, ebendaselbst.

****) Cavazzi, I. p. 137.

†) Derselbe, p. 138.

††) Derselbe, ebendaselbst.

†††) Die freigebigen Portugiesen ertheilten diesen Bäumen den stolzen Grafentitel, weil .... ihre Früchte ihnen behagten! Cavazzi, I. p. 139.

ren es zweierlei Arten gibt, haben schöne Blumen, und tragen höckerige Früchte, die ein weiches, sehr schmakhaftes Fleisch haben, das im Munde, wie Butter zergeht, und dem Magen sehr zuträglich ist. *)

Der **Lolobaum** wird 25 bis 30 Fuß hoch, und trägt grosse, grüne, sehr schmakhafte Früchte, welche die Negern **Lolo** und die Franzosen *Papayes* nennen. Die geringste Verlezzung einer Wurzel dieses Baums soll ihn absterben machen. **) Dies ist der gemeine **Papajenbaum.** (Carica Papaya. L.)

Der **Mirronebaum** hat Blätter, wie der Pomeranzenbaum, und wird von den Negern heilig gehalten, und als ein Fetisch verehrt. Aus der Rinde desselben machen sich die schwangern Weiber Schürzen. ***)

Der **Nabokkha** oder **Manbocha** trägt Pomeranzenähnliche, etwas scharfe, doch sehr schmakhafte und erfrischende Früchte. †)

Der Baum **Oghegha** trägt gelbe Pflaumen, und gibt ein gutes Bauholz. ††)

---

*) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 75. Die Frucht ist der Riesenbirne ähnlich.

**) Proyart, S. 23.

***) Merolla, A. H. d. R. V. B. S. 74.

†) Cavazzi, II. p. 127. — A. H. d. R. V. B. S. 75.

††) Lopez, S. 37.

Von Bäumen, welchen medizinische Kräfte zugeschrieben werden, nennt man einen Angariaria, dessen Holz wider das Seitenstechen dient — einen Rhisekko, aus welchem ein Pulver wider das Fieber, und wider Ohnmachten bereitet wird — einen Rhikongo, der eine purgierende Kraft haben soll — einen Wunderbaum Nignamigna genannt, der für zugleich giftig und heilsam ausgegeben wird — einen Embotta, dessen Wurzeln besondere Kräfte besizzen sollen — einen rothen Nkassa, dessen Holz gut für das Zahnweh, den Vögeln aber, die sich darauf sezzen, tödtlich ist *) — einen Schlangenholzbaum, welchem Kräfte gegen das Fieber zugeschrieben werden — den Nnfrossosonho, der ein gutes Gegengift liefern soll, und andre mehr. **)

Ferner findet man in Niederguinea auch Kassienbäume (Cassia fistula L.) — Erbsenbäume (Robinia L?) Zedern — Bäume, die einen völligen Knolauchgeruch haben, u. s. w. ***)

Die Reisebeschreiber nennen uns auch noch einige Baumfrüchte, ohne uns die Bäume anzuge-

*) Vielleicht der Zahnwehbaum? (Zanthoxylum clava Herculis L?) —

**) Alle diese sehr fabelhaft scheinenden Bäume, zählt Merolla zusammen auf. (A. H. d. R. V. B. S. 77 u. 78.)

***) Lopez, S. 36 u. 37. Dapper, S. 550. Proyart, S. 25, 28, 29. A. H. d. R. V. B. S. 76, 77, 78.

ben, die sie tragen; als: Kazu, eine Frucht von der Grösse einer Melone, welche fünfzehn bis zwanzig röthliche lange Kerne, jeder wie ein Taubenei, enthält; — Tonga, eine länglichte Frucht von der Grösse eines Eis, schließt mehrere linsenähnliche Kerne in sich — so auch die Komba, welche aber platt ist — Tomate, eine kleine Frucht, von der Grösse und Farbe der Kirschen, u.s.w. *) —

Von Gesträuchen, und staudenartigen Gewächsen bemerken wir vorzüglich:

Den Wunderbaum oder Kreuzbaum (*Palme de Christ*, Ricinus communis L.) der in Niederguinea häufig gefunden wird. **) —

Die Pisangstaude (*Bananier*, Musa paradisiaca L.) deren Frucht hier das Brod der Reichen ist, so wie die Maniokwurzel der Armen. ***)

Ferner nennen die Reisebeschreiber folgende hiehergehörige Gewächse:

Mololo, ein Strauch, der goldgelbe, zitronenähnliche, sehr schmakhafte und gesunde Früchte trägt, welche schwarze Samen in sich schliessen. †)

Der Strauch Mambocha trägt blaßgelbe, Pomeranzenähnliche, eßbare Früchte. ††)

---

*) Proyart, S. 25.

**) Derselbe, S. 18.

***) Derselbe, S. 21. Cavazzi, I. p. 136.

†) Cavazzi, I. p. 137.

††) Dieser ist wol einerlei mit dem schon oben genannten Maboke.

Der Niceffo oder Maongio-Akamburk bringt groſſe, Tannzapfenähnliche Früchte hervor, welche eine groſſe Anzahl kleinerer Früchte oder Kerne in ſich ſchlieſſen, in deren Mark man ein deutliches T oder Kreuz wahrnehmen wollte. Der Strauch iſt das ganze Jahr mit reifen Früchten beladen. *)

Der Mamao trägt Kürbisähnliche Früchte, die nicht an den Zweigen, ſondern am Stamme ſelbſt ſizzen; ſie werden von den armen Leuten gegeſſen. **)

Der Dondo kömmt in Geruch und Geſchmak vollkommen mit dem Zimmt überein, und kann ganz die Stelle dieſes Gewürzes vertreten. ***)

An vortrefflichem Bauholze fehlt es dieſen Ländern eben ſo wenig, als an ſchönen, nüzlichen

*) Derſelbe, p. 140. Labat merkt dabei an, daß er weder mit bloſſen Augen, noch durch's Mikroſkop jemals ein Kreuz in dieſer Frucht habe entdekken können.

**) Cavazzi, I. p. 142. Hier ſcheint ein Irrthum zu ſtekken. Labat ſagt, der Mamao ſei das nämliche Bäumchen, das in Braſilien eben ſo genannt wird, der braſiliſche Mamao oder Mammeibaum, Brüſtebaum (Mammea americana L.) iſt aber kein Strauch, ſondern ein ſehr hoher Baum. Vielleicht hat dieſer kongoiſche Strauch den Namen nur von einer Aehnlichkeit mit jenem erhalten? —

***) Cavazzi, I. p. 145.

Fruchtbäumen; es wird aber nicht viel benüzt. Auch Farbehölzer findet man in Menge. *) Ueberhaupt gibt es Holz und Wälder genug.

In reichem Maasse hat die Natur ihren Segen über das Pflanzenreich dieses fruchtbaren Küstenstrichs ausgegossen!

§. 3.

Thiere.

Nicht minder beträchtlich und mannichfaltig ist das Thierreich in Niederguinea, das wir hier mit einigen Blikken überschauen wollen.

Von zahmen Quadrupeden gibt es hier **Rindvieh**, doch nicht überall in hinreichender Menge, auch werden die Ochsen nicht zum Zuge gebraucht **) — **Schweine**, die kleiner sind, als die europäischen ***) — **Ziegen**, die aber keine Milch geben, und **Schafe**, ohne Wolle. †) Ferner auch

*) Proyart, S. 28.

**) Cavazzi, I. p. 117. u. 170. Die nördlichen Landschaften haben beinahe kein, oder doch sehr wenig Rindvieh. In den inneren Gegenden ist es wegen der wilden Thiere selten; in anderen aber wird es sehr häufig gefunden. Besonders ist Bamba reich daran. (A. H. d. R. V. B. S. 81.)

***) Proyart, S. 30.

†) Derselbe, ebendaselbst. Cavazzi, I. p. 170. sagt doch,

Hunde und Kazzen; Pferde aber, die aus Europa eingeführt worden ſind, gibt es nur wenige; man hat einige derſelben wild werden laſſen; ſie ſind aber meiſtens nach und nach von den reiſſenden Thieren vertilgt worden. *)

Von wilden Thieren und Wildprät ſind folgende Arten zu bemerken:

Elefanten, in groſſer Menge, werden von den kühnſten Negern gejagt **) — einhörnige Rhinozeroſſe (Rhinoceros unicornis L.) — die Miſſionare gedenken ihrer ausdrüklich ***) — Flußpferde, vorzüglich im Zaire, deren Fleiſch von den Miſſionaren für eine Faſtenſpeiſe erklärt worden iſt, weil .... ſie dieſe groſſen Säugthiere, theils für Amphibien, theils für bloſſe Waſſerthiere hielten. †) — Ein ſchöner Beweis ihrer Naturkennt-

---

die Ziegen geben Milch. Schafe und Ziegen ſollen von den Portugieſen dahin gebracht worden ſeyn.

*) In Loango vorzüglich. (Proyart, S. 32.) In den ſüdlicheren Gegenden gibt es zahme und wilde Pferde genug. (Cavazzi, I. p. 168.)

**) Cavazzi, I. p. 153. — A. H. d. R. V. B. S. 82 u. 83. Die Elefanten ſollen oft die Krokodille verfolgen. (Cavazzi, am angef. Orte.) In Loango iſt das Elfenbein vorzüglich ſchön. (Proyart, S. 36.)

***) Cavazzi, I. p. 169. (M. ſ. auch im V. B. d. W. S. 165.)

†) Cavazzi, I. p. 193 u. 197, wobei Labat über die Miſſionare die Naſe rümpft, die dies Thier für ein

niß! — Wilde Büffel (Bos bonasus L.) von der kleinen Art, die auch Dant oder Lant (Bos bubalus africanus) genannt werden *) — wahrscheinlich gibt es hier aber auch Büffel, von der bösen, grossen, südafrikanischen Art, afrikanische Büffel (Bos cafer) genannt. **) — Wilde ethiopische Schweine, Engalla (Sus æthiopicus L.) sind häufig und richten grossen Schaden an. ***)

Grosse, furchtbare Löwen; nicht minder gefährliche Panther (Felis pardus L.), die von den Negern Engoi oder N'goi, von den Europäern aber irrig Tiger genannt werden; Leoparden (Felis Leopardus); Tigerkazzen (Felis pardalis. L.) — wahrscheinlich einerlei mit dem Nsussi der Kongonegern, welche als Kazzenähnliche wilde Raubthiere, von der Grösse eines Hundes,

---

Wasserthier halten, da es doch ein Amphibium sei!!! — Auch glaubt er, es fresse Menschen. (M. s. im V B. d. W. S. 160.)

*) Die Negern nennen ihn Impanguanze, und gebrauchen seine harte Haut. (Cavazzi, I. p. 157.)

**) Dies scheint aus Proyart's Schilderung (S. 38 u. 39.) zu erhellen, wo er von grossen, sehr bösartigen Büffeln spricht, welche Menschen aufallen, und morden, wovon er ein schröckliches Beispiel erzählt. (M. s. Sparrmann's Reise, und im folg. Bande d. W.

***) Cavazzi, I. p. 175. — Proyart (S. 39.) spricht auch von kleineren wilden Schweinen.

und geflekt wie ein Tiger beſchrieben werden. *) Die Dſchindſchi (Gingi) eine wilde Kazzenart, deren ſchön gefärbtes, getigertes, weichhaariges Fell von groſſem Werthe iſt, und von den vornehmen Negern ſehr geſucht und geſchäzt wird, möchte wol mit dem Serwal (Felis ſervalis) einerlei, oder eine Abart deſſelben ſeyn. **) — Hyänen (Canis hyæna L.) und insbeſondere geflekte Hyänen (Hyæna crocata) ſind in dieſen Theilen von Afrika einheimiſch, und ſind ohne Zweifel mit den ſogenannten wilden Hunden einerlei, welche von den Miſſionaren, als hübſchgeflekte, mit ſtarkem Gebiſſe verſehene, gefräſſige und gefährliche Raubthiere beſchrieben werden. ***) Von gleicher Gattung ſcheinen auch die Wölfe zu ſeyn, die ebenfalls ſchmuzzig geſprenkelt und den europäiſchen Wölfen ähnlich, nur aber gröſſer ſeyn ſollen. †) Schakalle oder Goldfüchſe. (Canis aureus L.) gibt es in dieſen Gegenden auch, doch nicht ſehr häufig; es ſind ohne Zweifel die Füchſe, von welchen die Miſſionare ſagen, daß ſie ein gutes Fell, einen feinen

*) Cavazzi, I. p. 177.

**) Derſelbe, ebendaſelbſt.

***) Derſelbe, S. 166. — Prdyart (S. 41.) ſchildert ſie minder räuberiſch, und ſagt, ſie freſſen im Nothfalle auch Wurzeln. (M. ſ. im V. B. d. W. S. 121.)

†) Allg. Hiſt. d. R. V. B. S. 88., wo ſie Luumbengo genannt werden. Sie ſind wol einerlei mit den Wölfen, die nach Cavazzi (I. p. 162.) Quinbungi heiſſen.

feinen Geruch, und eine widrige Stimme haben, die von den Negern für ein Todeszeichen gehalten wird, wenn sie nahe an ihren Wohnungen erschallt. Diese Raubthiere thun grossen Schaden. *) — In der Landschaft Batta soll es auch weisse Wieseln oder Hermeline (Mustela erminea L.) geben, deren Pelz so hoch geschäzt wird, daß Niemand ohne Erlaubniß des Fürsten solchen tragen darf. Das Stük gilt einen Sklaven. **) — Marder (Mustela martes L.) sollen in den inneren Gegenden gefangen werden; ihr Pelz wird dort zur Kleidung gebraucht. ***)

Affen gibt es in Niederguinea in grosser Menge, und von mancherlei verschiedenen Arten. Hieher gehören: der Waldmensch, Schimpanse oder Pongo (Simia satyrus L.) das größte bekannte Thier dieses Geschlechts †) — der gemeine Affe (Simia Sylvanus L.) — der braune Pavian (Papio Sphinx L.) — der Maimon oder Mandril (Cercopithecus Maimon L.) — der graue Pavian (Simia hamadryas L.) — der Makak,

*) Cavazzi, I. p. 173.

**) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 89. (M. s. auch im V. B. d. W. S. 35.)

***) Nach Lopez. S. 28.

†) Nach Battel (A. H. d. R. V. B. S. 90.) M. s. auch Cavazzi, II. p. 178. Proyart, S. 40. Dapper, S. 583. Lopez, S. 28.

oder die Meerkazze (Cercopithecus cynomolgus L.) — der Exquima, oder die Diane (Cercopithecus Diana L.) die Mona (Cercopithecus Mona) der weißmaulige Affe (Cercopithecus nictitans L.) — und andere mehr. *)

Ferner gibt es in Niederguinea ſchöne geſtreifte Zebra's (Equus Zebra L.) — und wilde Eſel**) — Die Miſſionare wollen auch Einhorne geſehen haben, dies iſt aber wol ein Irrthum. ***)

Antelopen ſieht man von mancherlei Arten, nämlich die blaugraue Antelope (Antelope leucophæa) — der Paſan (Antelope oryx) — der Empophos, das Rapſche Elenn (Antelope oreas) möchte wol der Neoko der Negern, welchen die leichtglaubigen Miſſionare für das Elenn-

*) Nach Zimmermann's geograph. Geſch. d. M. II. B. Cavazzi (I. p. 178.) ſagt, die Affen ſeien hier unzählig.

**) Cavazzi, I. p. 168. Er nennt das Zebra: Zerba. — Allg. H. d. R. V. B. S. 86.

***) Cavazzi, I. p. 169. Er nennt es Abada, dies iſt aber der indiſche Name des Rhinozeros. — Er ſagt von demſelben: „Es hat die Geſtalt eines groſſen Pferds; ſein Kopf aber gleicht einem Hirſchkopfe; es hat zwei Hörner auf demſelben, eines auf der Stirne, das andre auf der Naſe; dieſen Hörnern werden groſſe Wunderkräfte zugeſchrieben." — Wahrſcheinlich iſt eine Antelopen-Art für das Einhorn angeſehen worden.

thier halten, und allerlei von ihm fabeln, *) und mit dem Mokoko, deſſen Battel erwähnt, einerlei ſeyn. **) — Bezoargazellen (Antelope gazella) ſcheint auch hieher zu gehören — ſo auch der Guib (Antelope ſcripta) — die grimmiſche Antelope (Antelope grimmia) — die Zwerg-Antelope (Antelope pygmæa) das kleine Hirſchchen, von welchem unſre Reiſebeſchreiber ſprechen. ***) — der Rudu (Antelope ſtrepſiceros)

*) Sie wärmen nämlich die alte Fabel von der fallenden Sucht des Elenn's und von der Wunderkraft ſeiner Klauen wieder auf. Cavazzi, I. p. 158.

**) Allg. H. d. R. V. B. S. 86. (M. ſ. auch Zimmermann's g. G. d. M. II. B. S. 110.

***) Cavazzi, I. p. 171. erkannte es ſchon für eine Gazellenart, und nennt es Nſoſſi. Er ſagt davon: „Es iſt das furchtſamſte Thierchen auf der Welt, gegen welches der Haſe ein wahrer Held iſt. Wenn es an das Waſſer geht, zu trinken, ſo ſpringt es immer wieder davon, ſobald es ein Maulvoll eingeſchlukt hat, und kömmt dann ſchüchtern wieder. Eben ſo frißt es auch, bei jedem Biſſen Gras läuft es wieder weiter, als ob es immer gejagt würde. Es iſt in beſtändiger Bewegung und Furcht, und hat auch Urſache dazu; denn die Negern ſtellen ihm ſehr nach, ſowol weil es ein ganz vortreffliches Fleiſch hat, als auch weil ſeine Haut ihnen die beßten Sehnen zu ihren Bogen gibt." — Proyart, S. 41. ſchildert die Art, wie es von den Negern gejagt und gefangen wird.

— der Bubal (Antelope Bubalis) — und vielleicht noch andere. *)

Das Thier Impalanka, von welchem unsere Missionare sprechen, und berichten, es sei von der Grösse eines Mauleſels, weiß und roth geflekt, habe gerade gedrehte und sehr scharfe Hörner, gehe in Heerden zusammen, und sein Fleisch gebe eine gute kräftige Nahrung (die aber von den Schaggaern verabscheut wird) — ist ganz gewiß auch eine Antelope. **)

Unsre Berichtgeber sprechen auch von Hirschen, Rehen, wilden Ziegen, ohne und mit kurzen Hörnern — vielleicht auch Antelopen? — Bezoarziegen (Aegagrus?) Hasen und Kaninchen, welche hier häufig seyn sollen. ***)

Die Zibetkazze (Viverra Zibetha L.) ist auch in diesen Gegenden einheimisch, und sehr häufig. †)

Der Imbuisse, oder Inissi — ein Thier etwas grösser als ein Hase, mit kurzen Stacheln bedekt, ohne Ohren, aber dafür mit zwei vorstehenden Knochen versehen, welchen der Aberglaube wunderbare Heilkräfte zuschreibt, hat ein eßbares Fleisch

*) Zimmermann's g. G. d. M. II. B. S. 100.

**) Cavazzi, I. p. 160.

***) Cavazzi, I. p. 178. — Proyart, S. 32, sagt, es gebe gar keine Hasen und Kaninchen in diesen Gegenden — (Vielleicht nur in Loango nicht?)

†) Cavazzi, I. p. 173. (M. s. auch im V. B. d. W. S. 134.)

— gehört ohne Zweifel in das Igelgeschlecht (Erinaceus L.) doch läßt sich die Art nicht bestimmen. *)

Der Sute, eine sogenannte Erdrazze, von brauner Farbe, gräbt sich gleich den Maulwürfen in die Erde, und hat ein gutes eßbares Fleisch. Er scheint zu den Savien zu gehören, und möchte wol der Aguti (Caria Aguti) seyn. **)

Der Entiengo, ein kleines schlankes Thierchen, das sich auf den Bäumen aufhält, ein schönes gestreiftes Fell, das von den Negern sehr geschäzt wird, und einen hübschen Schwanz hat, ist wol nichts anders, als ein Eichhorn, vielleicht der Palmist, oder das Livree-Eichhorn, oder das gestreifte Eichhorn (Sciurus palmarum, vel getulus, vel striatus L.?) — Unsre Berichtgeber erzählen tolle Fabeln von ihm z. B. daß es nie auf die Erde komme, weil ihre blosse Berührung ihm tödtlich ist! — Daß es immer eine Leibwache von zwanzig schwarzfärbigen Thierchen, Ambrio genannt, bei sich habe, deren zehen vor und zehen hinter ihm gehen; so bald die ersteren zehen gefangen sind, fliehen die leztern, und lassen den Entiengo im Stiche, der dann leicht gefangen wird! ***) Vermuthlich sind diese Begleiter des Eichhorns, seine Jungen! —

*) Cavazzi, I. p. 171.

**) Cavazzi, I. p. 175.

***) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 89.

Von einem kleinen Thierchen Namens Ensingie wird nichts gesagt, als daß es eine grau und schwarz gesprenkelte Haut habe! *)

Ein andres kleines Thierchen Insissi soll so gestaltet seyn, daß es sich gar nicht beschreiben läßt! **) — —

Von Vögeln gibt es in Niederguinea mancherlei Arten, in grosser Menge.

An zahmem Geflügel ist kein Mangel. Die gemeinen Hüner, die aber sehr klein sind, werden um so zahlreicher gefunden, als sie nichts zu unterhalten kosten, indem sie aufs Feld hinaus gehen, und sich selbst ihr Futter suchen. Daher sind die Eier in Loango eben so theuer, als die Hüner selbst; denn aus diesen werden auch wieder Hüner, deren Zucht uns nichts kostet, sagen die Negern. ***)

Grosse zahme Enten, mit Büschen auf den Köpfen gibt es hier, welche vermuthlich einerlei sind mit den Bisamenten, (Anas moschata L.) die in Guinea häufig gefunden werden. †)

Truthüner, Fasanen und Perlhüner gibt es in Menge. ††) Auch Pfauen, deren der König

*) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 89.

**) Cavazzi, I. p. 177.

***) Proyart, S. 30.

†) Derselbe, ebendaselbst.

††) Derselbe, S. 32, u. 42.

von Angola eine groſſe Anzahl in einem beſondern Park hält. *)

Ferner gemeine Tauben und Turteltauben, ſchöne groſſe Rebhüner, von dreierlei Arten; Wachteln, und Lerchen, die ſich in nichts von den europäiſchen unterſcheiden; Horn- und Kronvögel; ſehr groſſe Nachteulen; melodiſch ſingenden Kukuke; Schwalben, den europäiſchen gleich, und Sperlinge in groſſer Zahl. **)

Auch an allerlei Raubvögeln, Adlern und Falken fehlt es nicht. ***) Beſonders iſt hier der ſogenannte Fiſchervogel zu bemerken, welcher gewöhnlich über dem Waſſer ſchwebt, und auf die Fiſche herabſtürzt, die er fangen will. Dies ſcheint der weißköpfige Adler (Falco leucocephalus L.) zu ſeyn. ****) Auch Habichte (Falco palumbarius L.) und Gyrfalken oder Geierfalken (Falco gyrfalco L.) ſoll es hier geben. †)

Papagaien findet man von mancherlei Arten, beſonders grüne und graue. ††)

Es gibt ferner Krähen, Aelſtern, Kraniche, Löffelgänſe, wilde Enten u. ſ. w. †††)

*) Allg. H. d. R. V. B. S. 79.

**) Proyart, S. 33, u. 42. Allg. Hiſt. d. R. S. 79.

***) Proyart, S. 33. — Allg. Hiſt. d. R. S. 79, u. ff.

****) Cavazzi, I. p. 203. (M. ſ. auch im V. B. d. W.)

†) Allg. Hiſt. d. R. S. 79.

††) Ebendaſelbſt.

†††) Ebendaſelbſt. Proyart, S. 33. u. ff.

In den unbewohnten, oder inneren Gegenden hausen auch Strausse (Struthio camelus), die aber in den bevölkerteren Küstenländern wol nie gesehen werden. *)

Auch vermißt man hier die Singvögel nicht; es gibt ihrer von mehreren Arten, von dem schönsten Gefieder, ihr Gesang ist aber nur schwach und abgebrochen; selbst die Nachtigall, die hier gröfser ist, als die europäische, soll nur zwitschern. **) — Doch gibt es eine Gattung Singvögel, die ihres äusserst angenehmen Gesangs wegen Musikvögel genannt, und von Vornehmen in Käfigen aufbewahrt werden. ***) Ein andrer schön befiederter Singvogel in Angola soll (so sagt die Legende) sehr vernehmlich den Namen Jesus singen, und die Missionare nahmen daher Anlaß, diesen andächtigen Vogel besonders hochzuachten, und wundern sich gar sehr, wie doch die Negern segar blind, und dem Kristenthum abgeneigt seyn können, da ihnen ja täglich ein unvernünftiger Vogel den Namen ihres Erlösers vorsingt!!! †)

Ein andrer merkwürdiger Vogel, Sengo genannt, wird in der Landschaft Matamba gefunden;

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte. (M. s. im V. B. d. W.)

**) Proyart, S. 42.

***) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 80.

†) Cavazzi, I. p. 206. — Credat Iudæus Apella! —

dieſer ſchreit immer, ſo bald er einen Menſchen erblikt, Wikki, Wikki, welches in der Landesſprache Honig bedeutet, und weiſet dem Wanderer die Bienenſtökke; wenn dieſer dann den Honig daraus nimmt, ſo erwartet jener einen Antheil davon zu ſeiner Belohnung, die ihm auch gewöhnlich zu Theil wird. Da aber gar oft in dieſen Gegenden wilde Thiere im Hinterhalte liegen, ſo folgen ihm die Negern nur mit groſſer Behutſamkeit. *) — Dieſer Vogel iſt ohne Zweifel einerlei mit dem Bienenweiſer (Cuculus indicator) vom Kap der Hoffnung, den Sparmann zuerſt bekannt gemacht hat, und mit dem Honigvogel in Habeſſinien. **)

In Loango ſoll es aber auch einen kleinen Vogel geben, der durch ſein Gezwitſcher die Reiſenden vor einem verborgenen, oder annähernden Raubthiere warnt. ***)

Die Reiſebeſchreiber ſprechen endlich auch noch von Vögeln, welche bei der Muſik tanzen, †) und von anderen kleinen Vögeln, welche ihre Neſter an die Enden der Zweige anhängen. ††)

*) Cavazzi, I. p. 205. A. H. d. R. V. B. S. 80.

**) M. ſ. Lobo's Reiſe nach Habeſſinien, II. B.

***) Allg. Hiſt. d. R. V. B. S. 81. Dapper, S. 572.

†) Allg. Hiſt. d. R. V. B. S. 80.

††) Ebendaſelbſt. M. ſ. auch im V. B. d. W. — Ferner Le Gentil's Reiſe nach Indien — und Coxes Reiſe nach Pohlen I. B. — wo das hängende Neſt eines ſolchen Vogels abgebildet iſt.

Von Amphibien — besonders von schädlichen — hat Niederguinea viele Gattungen und Arten, von welchen besonders zu bemerken sind:

Krokodille, deren die Missionare zweierlei Arten bemerkt haben wollen, von welchen die eine meist im Wasser, die andre gewöhnlich auf dem Lande leben soll. *) — Kamäleone — Eidexen **) — sehr grosse Frösche und Kröten, u. s. w. ***) —

Schlangen sind sehr häufig, und zwar von mehrerlei Arten. Die Missionare nennen uns folgende:

Die Suis, oder N'suis, oder Npsisi, welche schwarz sind, bis acht Fuß lang werden, und den Menschen einen Speichel ins Gesicht schleudern, der sie augenbliklich blind macht; wogegen nur

*) Cavazzi, I. p. 185. Daselbst wird auch die erbauliche Geschichte eines negerischen Hexenmeisters erzählt, der auf Krokodillen über die Flüsse ritt; endlich aber von einem Krokodille, das er zu arg geschimpft hatte, weil es zu späte seinen Befehlen gehorchend gekommen war, auf den Grund des Flusses gezogen, und ohne Respekt für seine Zauberkunst gefressen worden seyn soll! —

**) Hieher gehören dann auch die Drachen, deren A. H. d. R. V. B. S. 93. mit Ehren gedacht wird. Lopez, S. 30.

***) Proyart, S. 35.

Frauenmilch einiger Massen hilft. Dennoch sollen einige Knochen dieser Schlangen wider Halskrankheiten und Kröpfe gut seyn. Sie ist sehr lüstern nach Hünern, und andern Vögeln, die sie umschlingt, und erstikt. Auch vertheidigt sie sich sehr hartnäkkig, wenn sie angegriffen wird. *)

Die Boma lebt im Wasser und auf dem Lande, wird oft gegen dreissig Fuß lang, und ist sehr gefährlich, ob sie gleich kein Gift hat; denn dafür ist sie am Schwanze mit einer Stachel, und zwei zangenförmigen Haken versehen, womit sie ihre Beute pakt, und zerschneidet. Sie geht vorzüglich auf Krokodille aus; fällt aber auch Menschen und Thiere an, die sie umschlingt, zerschneidet, und frißt; sobald sie aber gesättigt ist, schläft sie ruhig und vest; in welchem Zustande sie dann von den Negern getödtet wird, die ihr schmakhaftes Fleisch essen. **)

Die zweiköpfige Schlange, welche blind, aber sehr giftig seyn soll, möchte wol der Zweikopf (Anguis Scytale L.) seyn. ***)

---

*) Cavazzi, I. p. 198. — A. H. d. R. V. B. S. 92.

**) Derselbe, p. 199. — Proyart, S. 44. — Es ist wol dieselbe Schlange, welche in der Allg. Hist. d. R. V. B. S. 91. Embambe und Embamba genannt wird.

***) Cavazzi, I. p. 201. M. s. auch im V. B. d. W. S. 239.

Die Muamba, welche von der Dikke eines Mannsschenkels, und bis zwanzig Fuß lang ist, besizt eine besondere Behendigkeit, und macht vorzüglich auf die (hiernächst beschriebene) Schlange Ndamba Jagd, die sie lebendig verschlingt. *)

Diese Ndamba ist etwa einen Klafter lang, sehr schönfärbig geflekt, aber so äusserst giftig, daß man in Gefahr geräth, wenn man sie nur mit einem Stekken berührt, und diesen nicht sogleich wegwirft. Sie soll vorzüglich den Elefanten gefährlich seyn. **)

Die Nbambi, ist eine kurze, aber dikke und äusserst giftige Schlange, deren Hauptwaffe ihr Schwanz ist. Sie ist um so gefährlicher, da sie sich um solche Bäume schlingt, deren Rinde ihrer Hautfarbe so sehr gleicht, daß sie nur mit Mühe davon unterschieden werden kann. Hier lauert sie auf die Vorübergehenden, die sie etwa nicht zeitig genug erblikken, und sticht sie, ehe sie sich dessen versehen. ***)

Die Leuta ist buntfärbig, aber so giftig, daß ihre blosse Berührung schon giftige Zukkungen verursacht. Ihre Galle soll aber ein spezifisches Gegengift dawider seyn. †)

---

*) Derselbe, ebendaselbst.

**) Ebendaselbst.

***) Cavazzi, I. p. 202.

†) Derselbe, ebendaselbst.

Die Korallenschlange (Biscia del Corallo) die auch in Brasilien gefunden wird, ist besonders schön; ihre Haut ist hübsch gesprenkelt; die rothe ist die hervorstechendste Farbe; dennoch ist diese Schlange sehr giftig. *)

Auch soll es hier eine Art Klapperschlangen **), giftige Ottern, grüne Schlangen, u. s. w. geben.

Treffliche Fische in reichem Ueberflusse findet man in dem Meere, in den Flüssen und Seen von Niederguinea, besonders in dem Zairefluſſe. Man fängt sehr schmakhafte Karpfen, verschiedenen Arten von Aalen, Rochen, Schollen, u. s. w. ***)

Ferner gibt es sogenannte Weiberfische *(Pesce - donna)*, die in Flüssen und Seen gefangen werden, eine Art Sirenen seyn sollen, und ein eßbares Fleisch haben. †)

Degenfische *(Pesce spada)*, mit zakkigen Waffen, also Sägefische (Squalus pristis L.)

---

*) Derselbe, S. 203.

**) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 92.

***) Proyart, S. 45.

†) Cavazzi, I. p. 187. Sollten es nicht Robben seyn?

und Haifiſche (Squalus Carcharias L.) gibt es hier häufig im Meere. *)

Ferner Meerſpechte *(Pico)* die bis fünfzehn Fuß lang werden, und ſehr bös ſind. **) — Seekrähen oder Umberfiſche (*Corvino*, Sciæna umbra L.) — Cholonen, aus welchen ein ſehr heilſames Oel gepreßt wird ***) — Makrelen, Alſen, Sardellen, Albekoren, Boniten, Doraden — auch Wallfiſche; überhaupt wimmelt das Meer an dieſen Küſten von Fiſchen allerlei Art. †)

Von Süßwaſſerfiſchen ſind noch die Barben, Forellen, Schleien, Störe und eine Art Salmen vorzüglich zu bemerken. ††)

Von Inſekten findet man in Niederguinea vorzüglich gute Krebſe; dann auch Bienen, die aber nicht gehörig gezogen werden, ſondern in den Wäldern wild ſind. Die Negern ſuchen ihre Stökke auf, und vertreiben ſie mit Rauch daraus, indem ſie

---

*) Allg. Hiſt. d. R. V. B. S. 93. — Cavazzi, I. p. 189 u. 192.

**) Cavazzi, I. p. 191.

***) Derſelbe, p. 92. Allg. Hiſt. d. R. am angef. Orte.

†) Proyart, S. 46, Allg. Hiſt. d. R. am angef. Orte.

††) Proyart, S. 45.

Feuer unter den Bäumen anzünden, und dann den Honig wegnehmen. *)

Schädliche Inſekten gibt es hier nur zu viele, z. B. Fliegen, Skorpione, Ameiſen, u. ſ. w.

Von lezteren, die in unbeſchreiblicher Menge vorhanden ſind, zählt man ſechserlei Arten: **)

Die Inſondi oder Inſongongi findet man in unzähliger Menge, ſie beläſtigen Menſchen und Vieh; ja ſie kriechen dem Elefanten in den Rüſſel, machen ihn raſend, und bringen ihn am Ende wol gar um's Leben. In Angola beſtrafte man auch Miſſethäter damit, daß man ſie in Gegenden, wo dieſe mörderiſchen Inſekten hauſeten, veſtband, und ſie ihnen ſo Preiß gab. In vier und zwanzig Stunden waren dieſe Unglüklichen bis auf die Knochen zerfreſſen. Die Negern ſichern ſich nur durch Feuer vor dieſen kleinen Ungeheuern. ***)

Die Inzeni ſind groſſe, ſchwarze Ameiſen, die in groſſen Haufen umherziehen, und nicht minder gefährlich ſind durch ihren Biß. †)

Die Salales ſind weiß und roth, zwar nur

*) Derſelbe, S. 43.

**) Cavazzi, I. p. 179.

***) M. ſ. auch Proyart, S. 44. u. im V. B. d. W.

†) Die Vagvagues, m. ſ. im V. B. d. W. — Auch Smeathmann's Abhandlung von den Termiten.

klein, aber doch sehr schädlich, indem sie Alles zernagen, und sich überall Gänge zu bereiten wissen, so daß sie oft Häuser einstürzen machen. *)

Eine vierte Art von Ameisen ist auch sehr klein, schwarz von Farbe, und stinkt so sehr, daß man keine Speise mehr genieſſen kann, welche diese Insekten einmal angegriffen haben. **)

Die fliegenden Ameisen, die gewöhnlich unter der Erde leben, und nur zuweilen sich in die Luft erheben, werden von den Negern, die sehr lüstern darnach sind, gierig aufgegessen. ***)

Endlich gibt es hier noch eine sechste Art Ameisen, welche sehr stinken, und sich auf den Bäumen aufhal-

*) Die eigentlichen Termiten. — Cavazzi (I. p. 180.) sagt, er habe aus Neugierde den Zug solcher Ameisen beobachtet, deren Haufe zahllos war. Eine grosse Ameise gieng als Anführer an der Spizze regelmäſſig geordneten Heers, und eine andere schloß den Zug. Wenn eine von diesen beiden Ameisen umgebracht wird, so macht die Armee Halt, der Todte wird begraben, und dann stürzt das ganze Heer auf den Mörder, der nur durch die schnellste Flucht sich retten kann.

**) Cavazzi, am angef. Orte.

***) Derselbe, ebendaselbst.

aufhalten, von welchen sie die sich diesen Bäumen nähernden Menschen anfallen, und sie heftig stechen. *)

Ferner gibt es hier sehr grosse Heuschrekken, die im Fliegen ein starkes Geräusch machen; sie werden von den Negern leicht gebraten, und gegessen. **)

Eine vielfüssige Mükkenart Banzo genannt, so groß wie eine Roßmükke, plagt Menschen und Vieh bis auf den Tod. ***)

Eine Art sehr nüzlicher Käfer ist in diesen Gegenden sehr zahlreich. Diese Insekten sind von der Gröſſe der Maikäfer; sie geben sich mit allerlei Arten von Unrath und Mist ab, den sie in kleine Ballen formen, und dann in ihre unterirdischen Höllen rollen. Auf diese Art schaffen sie allen Unflat von den Strassen weg, und da sie diese Arbeit in ganzen Haufen verrichten, so ersparen sie den ohnehin zu trägen Negern diese Mühe, und säubern die Städte und Dörfer. — Dieser Käfer kann wol kein andrer seyn, als der Ballenwälzer (Scarabæus carnifex L.) der auch in Amerika zu Hause ist. †)

*) M. s. im V. B. d. W. — und Adanson's Reise, im IV. B.

**) Proyart, S. 34. Cavazzi, I. p. 181.

***) Cavazzi, I. p. 87.

†) Proyart, S. 34.

Eine helleuchtende Fliege ſchwirrt Nachts, wie ein Feuerflämmchen in der Luft umher. *) Sie gehört wahrſcheinlich in das Geſchlecht der Laternenträger (Fulgora L.) —

Vielfüſſe (Iuli L.) ſind auch ſehr häufig. **) —

Von Würmern wollen wir hier nur die Auſtern (Oſtrea edulis L.) bemerken, die an dieſen Küſten in groſſer Menge gefunden werden ***) — und eine Schnekkenart, welche Arms dik ſeyn ſoll. †)

Dies iſt alles was ſich von der Naturgeſchichte von Niederguinea aus den Berichten unſer Reiſebeſchreiber herausklauben läßt. Dem Naturforſcher bleibt noch eine groſſe Nachleſe übrig! —

*) Derſelbe, S. 39.
**) Proyart.
***) Allg. Hiſt. d. R. V. B. S. 93.
†) Proyart, S. 35.

II.

Schilderung

des

moraliſchen Karakters, der Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen

der Bewohner

von

Niederguinea

überhaupt.

Nachdem wir nun die natürliche Beschaffenheit, und Naturprodukte von Niederguinea überhaupt betrachtet haben, so führt uns nun der natürlichste Weg zur Betrachtung der Bewohner dieses Küstenstrichs, deren Karakter, Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen wir untersuchen wollen, ehe wir noch die einzelnen Länder beschreiben.

Da die Völker, welche diese Länder bewohnen, ganz gewiß Zweige eines und desselben Völkerstamms sind, *) die in Rükſicht auf Sitten, Gebräuche und Meinungen auch noch einander sehr ähnlich sind, so ist es wol das Beste, um ekkelhafte Wiederholungen zu vermeiden, wir entwerfen hier zuerst eine Schilderung derselben überhaupt, und der Sitten, die sie alle miteinander gemein haben; was jede Völkerschaft für sich Eigenes, Auszeichnendes hat, das wird bei der nachfolgenden ausführlichern Beschreibung jedes einzelnen Landes besonders angemerkt.

*) Wie wir schon in der Einleitung zu diesem Abschnitte gesehen haben.

Die Schriftsteller, nach welchen diese allgemeine Schilderung bearbeitet ist, sind vorzüglich Cavazzi und Proyart.

Cavazzi hat die ethnographische Beschreibung der Negern des mittlern und südlichen Theils von Niederguinea, nämlich der Reiche Kongo, Angola und Matamba, in dem ersten und zweiten Bande seines von Labat herausgegebenen Werks zusammengefaßt.

Proyart hingegen liefert in seinem Werke eine aus den Berichten der französischen Missionare gezogene, ziemlich ausführliche Schilderung der sittlichen Verfassung der Bewohner des nördlichen Theils von Niederguinea, nämlich der Reiche Loango und Kakongo.

Aus diesen beiden Schriftstellern ließ sich also das ethnographische Hauptgemälde der Negern von Niederguinea am schiklichsten zusammensezzen.

Es ist hier geschehen, und hie und da sind auch die Schilderungen der übrigen Schriftsteller benuzt worden, deren Berichte von den einzelnen Völkerschaften dieses Küstenstrichs noch weiter bei der Beschreibung der einzelnen Länder desselben zu Rathe gezogen werden sollen.

§. 1.

Karakter der Negern in Niederguinea.

Die Negern, welche Niederguinea bewohnen, sind im Ganzen genommen von den Negern, die wir bisher geschildert haben, nicht sehr verschieden. Doch haben sie auch wieder ihre besonderen Eigenheiten, die sie von anderen Negervölkerschaften auszeichnen, und scheinen überhaupt um einen Schritt wenigstens in der Kultur weiter gekommen zu seyn, als die meisten Negernazionen in Oberguinea.

Der sittliche Karakter dieser niederguineischen Negern wird sehr verschiedentlich geschildert. *) —

---

*) Daß Kauffahrer und Sklavenhändler, meist habsüchtige, gefühllose Leute, die ohnehin sich gewöhnlich nie so lange an den Küsten aufhalten, um die Völker genau kennen zu lernen, mit welchen sie handeln, und die höchstselten sich von dem Ufer entfernen — daß solche Europäer die Negern nur von der schlimmsten Seite kennen und schildern, ist wol kein Wunder! — Aber eine Herzerhebende Bemerkung ist es, daß die meisten neueren Reisenden beinahe einstimmig, die Völker, von welchen sie Nachrichten geben, in einem bessern Lichte darstellen, mit mehr Menschenliebe und Aufrichtigkeit schildern, und nachsichtiger, schonender beurtheilen, als der größte Theil ihrer Vorgänger; Ist dies nicht eine Frucht der Aufklärung? Ein Beweis der durch diese erweiterten Menschenliebe? — Man vergleiche nur alle älteren Nachrichten von den Negern

Sie sind, so sagen unsre Berichtgeber, ausserordentlich eitel, sie treiben es bis zur Lächerlichkeit. Sie glauben und behaupten es auch, ihr Land sei das erste und beste des ganzen Erdkreises, und zwar deswegen, weil es Gott mit eigener Hand geschaffen habe, die übrige Erde aber nur durch die Engel geschaffen worden sei. *) Sie haben Ahnenstolz und

---

mit den neueren. Welch ein Kontrast! Scheint es nicht, als ob die Reisebeschreiber aller Nazionen sich verbunden hätten, ihre Vorgänger in diesem Punkte Lügen zu strafen? Wie verschieden sind nicht die Gemälde die uns Adanson, Matthews, Römer, Isert, Norris und Proyart von den Negern vom Senegal an bis zum Zaireflus entwerfen, von den ekelhaften Schilderungen der meisten älteren Reisebeschreiber? Und sind jene nicht aufgeklärtere, besser unterrichtete und folglich zuverlässigere Beobachter, als diese? — Doch, ich breche ab, um diesen reichen Stoff bei einer schiklichern Gelegenheit weiter zu bearbeiten! —

*) Diese Wirkung der Vaterlandsliebe, welche eine Tochter der Klimatisirung der Menschen ist (wovon Herder im I. Bande seiner Ideen z. Philos. d. G. d. M. so schön handelt) wird bei allen rohen und halbkultivirten Völkern gefunden, sogar der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadal hält sich für den Bewohner des glüklichsten Landes, und wenn schon die Europäer den Unterschied der Länder besser kennen, so ist doch keine Nazion von der hohen Einbildung der Vorzüge ihres Vaterlands frei, und der unaufgeklärte Spanier hält aus demselben Vorurtheil sein Vaterland

thun sich auf ihre Geschlechtsregister sehr viel zu gute, und mahlen die Macht ihrer Monarchen mit den übertriebensten Farben. Da sie sahen, daß die Portugiesen sich durch den Titel Don und Donna geehrt glaubten, ahmten sie auch dieses nach und die Aermsten lassen sich diese Namen geben. Ein Geringerer muß auf den Knieen und mit hängendem Kopfe mit dem Vornehmern reden. Dabei sind sie äusserst träg; nur die höchste Noth kann sie zur Arbeit zwingen; nichts thun sie mit Eifer; sie können ganze Tage lang auf einem Flek sizzen und Tabak rauchen, dabei sind sie grosse Schmeichler und ungestümme Bettler. Den Diebstal halten sie nur dann für entehrend wenn er heimlich geschieht, wenn es aber unter den Augen des Bestolnen geschieht, so halten sie es für eine Großthat, und für ein Zeichen einer grossen Herzhaftigkeit. Der Neid ist ihnen gleichsam angeboren, und verleitet sie zu Verläumdungen. Sie haben keine Liebe zu ihren Aeltern, Geschwistern und Kindern; wird einer ihrer Angehörigen krank so überlassen sie denselben seinem traurigen Schiksal, sie reichen ihm keine Lebensmittel und vielweniger noch Arzneien, sie sind also

---

für ein Paradies, aus welchem der aufgeklärteste Britte beinahe alle Länder, ausser seiner Insel, mit stolzer Geringschäzzung oder Mitleiden betrachtet. Am meisten ist noch der Deutsche geneigt, selbst auf Kosten seines Vaterlandes, anderen Ländern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen!

überhaupt gefühllos und undankbar. Die Fälle sind nicht selten, daß ein Neger Vater und Mutter, Bruder und Schwester, überhaupt alle seine Angehörigen verkauft, den Sklavenhändler überredet er, es seien seine wirklichen Sklaven. Hieher gehört folgendes Geschichtchen. *) Im Jahre 1654 kam ein Neger in die Kapuzinerkirche zu St Salvador, weinte, schluchzte und schrie überlaut ganz erbärmlich, dies lokte die Mönche aus ihren Zellen, um zu sehen was vorgeht. Bei Erblikkung derselben heulte der Neger noch ärger, er schlug sich auf die Brust, und gab alle Zeichen des lebhaftesten Schmerzens. Die guten Kapuziner gaben sich alle Mühe den Unglüklichen zu trösten, und um es mit desto besserer Wirkung thun zu können, fragten sie ihn um die Ursache seiner Verzweiflung. Nach vielem Anhalten, sagte er ihnen, daß er auf das äusserste gebracht sei, denn nachdem er seine Brüder, seine einzige Schwester, seine Weiber, seine Kinder und endlich auch seinen Vater und Mutter verkauft, so habe er jezt Niemand mehr in seiner Familie, den er verkaufen und seinen Handel damit fortsezzen könnte! Dies war die Ursache seines Kummers der so groß war, daß er ihn fast zur Verzweiflung brachte. Die Väter stellten ihm die Grösse seines Verbrechens vor, und wollten ihn vergebens zur schmerzlichen Reue bewegen. Er sagte, dies wäre der Landsge-

*) Cavazzi erzählt es als Augenzeuge. (Relation de l'Ethiopie occidentale, T. I. p. 232.)

brauch seit undenklichen Zeiten, und weil er das nämliche zu befürchten gehabt und noch befürchten müßte, so hätte er gar nichts unrechts gethan, Andere dieser Gefahr auszusezzen.

So schildern die älteren Reisebeschreiber *) diese Negern. Wir wollen nun aber auch einen neuern nicht minder zuverlässigen Gewährsmann hierüber anhören.

Es ist der Abt **Proyart**, **) welcher es auf sich nimmt diese Völker in einem vortheilhaften Lichte darzustellen, und wirklich verdient er Glauben hierin. Er sagt: „Die Negern an den Küsten die mit den Europäern umgehen, sind größtentheils mißtrauisch, und bis zur Betrügerei eigennüzzig. ***) Sie haben

*) Vorzüglich Cavazzi, T. I. p. 212. suiv. und die Schriftsteller im IV. u. V. B. der allg. Hist. d. R.

**) Page 58 et suiv. des Originals. Zwar paßt seine Schilderung eigentlich nur auf die Bewohner von Loango und Kakongo, und von den Kongoern sagt er selbst, sie seien weit verdorbener; da er aber eingesteht, daß das Sittenverderbniß dieser leztern, so wie das der Küstenbewohner, nur von dem häufigen Umgang mit Europäern herrührt, und da doch diese Negern alle nur Einen Volksstamm bilden, so kann sein Gemälde dennoch als im Allgemeinen passend angesehen werden.

***) Diese den Europäern sehr nachtheilige Bemerkung hat auch Isert gemacht. (S. 336. seiner Reise.)

den Grundsaz, daß ein Weisser vor den andern ste-hen muß, und wenn sie ein Engländer vor zehn Jahren hat, so halten sie sich für berechtigt, wenn sie zukommen können es an einem Franzosen zu erwiedern. Raubsucht und Falschheit liegt aber nicht im Karakter der Nazion, im Gegentheil sind die Negern aus dem Innern gerade, offen und höchst uneigennüzzig. Haben sie eine gute Jagd gehabt, oder einen glüklichen Fischfang gethan, so theilen sie gleich ihren Freunden mit. Der Vorwurf des Geizes ist ihnen unausstehlich, man kann ihnen nicht mehr schmeichlen, als wenn man ihnen sagt, daß sie allzeit offene Hände haben. Die Europäer nennen sie geschlossene Hände, weil sie nichts umsonst geben.

Diese Negern haben ein gutes Gedächtniß und sind sehr aufgeräumt; sie sind sehr sanftmüthig, so daß selten Streit unter ihnen entsteht.

Sogar gegen Unbekannte üben sie Menschenliebe und Höflichkeit. Kömmt ein Reisender um die Essenszeit durch ein Dorf so geht er ohne Umstände in die erste beste Hütte, wo er wol aufgenommen und ihm so gut aufgewartet wird, als es der Hausherr vermag, und wenn er ausgeruht hat zeigt man ihm noch den Weg. Während des Kriegs zwischen England und Frankreich, zu Anfang der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, scheiterte ein französisches Schiff an der Küste von Loango, zwei oder drei Matrosen retteten sich durch Schwimmen, und

begaben ſich in ein Dorf namens Lubu. Die Einwohner nahmen ſie gütig auf, und verſorgten ſie großmütig mit allem nöthigen. Sie gaben ihnen verſchiedene Jahre hindurch Wohnung, Nahrung und Kleider, ohne nur die geringſte Arbeit von ihnen zu verlangen. Ihre ganze Beſchäftigung beſtand darin, längs der Küſte ſpazieren zu gehen. Wenn ſie ein Schiff entdekten, ſo benachrichtigen ſie davon die Negern, die ſich mit ihnen in einen Kahn ſezten um zu ſehen, was es vor ein Schiff ſei; war es ein engliſches, ſo eilten ſie wieder zurük, um ihre Gäſte nicht in die Hände ihrer Feinde fallen zu laſſen. Dies Verfahren wurde beobachtet bis ſich eine günſtige Gelegenheit für die Matroſen zeigte, nach Frankreich zurük zu kehren. Die Negern zeigten nie, daß der lange Aufenthalt dieſer Gäſte ihnen zur Laſt fiele.

Im Jahr 1767 ſchikte der Kapitän eines Schiffs von St. Malo einen Offizier mit vier Matroſen auf eine ſchwimmende Inſel die unter ſeinem Schiffe vorbei gieng um Gras abzuſchneiden. Ihr Kahn wurde aber durch die Gewalt der Meerſtröme fortgeriſſen. Vier Tage kämpften ſie gegen die Wellen ohne ihr Schiff wieder erreichen zu können; am fünften Tag warf endlich der Wind den Kahn ans Ufer. Zwei Matroſen waren vor Hunger und Mattigkeit umgekommen, der dritte ſtarb am Ufer als er ans Land ſtieg. Der Offizier und der noch übrige Matroſe ſchleppten ſich mit Mühe in das

nächste Dorf. Die Einwohner wetteiferten, ihnen beizuſpringen und alle Hülfe zu leiſten. Als ſie zu ihrer Abreiſe Anſtalten trafen, ſo gab man ihnen die Verſicherung, daß, ohnerachtet ſie ſchon ſehr lange da waren, ſie ſo lange bleiben könnten, ſo lange ſie immer wollten, ohne zu befürchten Jemand zur Laſt zu fallen. Bei ihrer Abreiſe nach Loango verſahen ſie ſich nicht mit Lebensmitteln. In allen Dörfern auf dem ganzen Wege bot man ihnen alles Benöthigte im Ueberfluß an.

Es iſt falſch, wenn andere Schriftſteller dieſem Volk alle abſcheulichen Laſter aufbürden und behaupten, daß Ehebruch und alle andere Ausſchweifungen unter ihnen ihren höchſten Grad erreicht haben, daß die Männer ſelbſt die Ausſchweifungen ihrer Weiber begünſtigen, und daß ſie Beerdigungen mit Menſchenopfern feiern. Von all' dieſem weiß man nichts in Loango!" —

So weit Proyart.

Wenn wir dieſe widerſprechenden Nachrichten mit einander vergleichen, ſo wird das Reſultat am Ende dieſes ſeyn. Die Negern in Niederguinea ſind wie alle andern Negern rohe Naturkinder. Sie ſind von Natur gutmüthig, aber ungewöhnt ihren Leidenſchaften zu gebieten, arten ſie leicht aus. Das Klima macht ſie träg und wollüſtig, ihr Aberglaube begünſtigt ihre Neigungen, und im Umgange mit habſüchtigen Europäern verleitet der Eigennuz ſie leicht zum Geiz, zum Diebſtahl, zur Betrügerei,

zur Niederträchtigkeit. Die europäischen Handelsleute sind dann sogleich bereit, alle Negern samt und sonders für Schurken zu halten, und die meisten so religiösen Missionare sind zu wenig Psychologen und Philosophen um nicht jeden Fehler eines heidnischen Negers für ein abscheuliches Laster, und jeden Heiden für ein Ungeheuer anzusehen! Nach diesem Maaßstabe müssen ihre Schilderungen geschäzt werden! — *)

§. 2.

Nahrung. Speisen und Getränke. Art zu essen.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Negern in Niederguinea sind nicht sehr mannichfaltig. Sie haben eine Art Brod aus Mais oder türkischem Weizen; aber die Maniokwurzel wird häufiger, besonders von der ärmern Klasse statt des Brodes genossen und ist die gemeinste Nahrung dieser Negern. Die Vornehmern und Reichern essen statt denselben Pisangfrüchte, und Fische; dann verzehren die gemeinen Negern auch Razzen, Mäuse, Eidechse, Schlangen, und dergleichen Thiere; gutes Wild oder Fleisch von Hausthieren kömmt selten

*) M. s. was im VI. B. d. W. S. 30. u. ff. über den sittlichen Karakter der Negern überhaupt gesagt worden ist.

auf die Tiſche der Aermern, und auch bei den Reichen wird in dieſem Stükke die Verſchwendung gar nicht weit getrieben.

Mehl und Brod bereiten ſie, da ſie keine Mühlen und keine Baköfen haben, wie alle Negern, auf eine ſehr einfache Art. *) Sie zermalmen nämlich das Korn mit vieler Mühe in einem hölzernen Mörſer, und zerreiben es dann zwiſchen zwei Steinen.

Die Maniokwurzel bereiten ſie auf die unter den Negern gewöhnliche Weiſe. **)

Die Negern eſſen die ſo zubereitete Maniokwurzel Händeweis voll, ſo wie wir Broſamen eſſen, die wir nicht wollen verloren gehen laſſen; ſie kochen ſie auch im Waſſer, oder in Fleiſchbrühe, wie wir den Reis.

Es iſt eine ſehr gute Nahrung die ſich wenigſtens eben ſo lang hält als Weizenmehl, doch muß man ſie vor Näſſe verwahren. Wer nicht daran gewöhnt iſt, findet dieſe Wurzel unſchmakhaft; aber man gewöhnt ſich bald daran.

Dieſe Wurzel wird auch wie die Bananas auf Kohlen geröſtet oder gebraten und ganz heiß gegeſſen.

Faſt

*) M. ſ. im VI. B. d. W. S. 208. Ferner im X. B. S. 166.

**) Dieſe iſt ſchon im VI. B. d. W. S. 210, u. ff.

Fast auf eben die Art machen sie ihr Brod, denn da sie keine Oefen noch etwas dergleichen haben, so machen sie ihren Teig mit Wasser an, und lassen es in einem kupfernen oder irdenen Topfe kochen, woraus ein pappiger Kuchen wird; dies Brod hält sich nicht und wird in drei Tagen sauer. Die welche es besser machen wollen, knäten den Teig besser, und rösten ihn auf eisernen Rösten, diese Art Brod bekömmt auf beiden Seiten eine Rinde, ist schmakhafter und leichter zu verdauen. — Alles Fleisch wird nur schlecht zugerichtet, es ist ihnen gut genug wenn es ein wenig das Feuer geschmekt hat.

Die in diesen Ländern sich aufhaltenden Portugiesen leben fast wie die Negern, es ist selten daß sie mehr als eine Art Fleisch hätten und eine Suppe, mit Palmöl und spanischem Pfeffer gewürzt. Bei Besuchen werden statt Thee oder Kaffee gewisse Kräuter, die vorher gekocht und gedörrt wurden, angeboten. Die Negern käuen auch stark die Blätter einer gewissen Staude die sie Nenssa nennen.

Diese Negern speisen des Tags nur zweimal, Vormittags um zehn Uhr, und bei einbrechender Nacht.

Gemeiniglich theilt die oberste Frau die Speisen unter die ganze Familie aus; alle sizzen rund um auf der Erde, die meisten brauchen statt Schüsseln und Teller ihre Hände. Die welche anfangen etwas abgeschliffener zu werden, legen ihre Speisen

auf ein Blatt oder ein Stük von einer Kalebasche. Bei Gastereien wird das Fleisch mitten zwischen die Gäste die gleichfalls auf der Erde sizzen auf irdene Platten oder Schüsseln gelegt, oder bei sehr reichen auf höchst unreine zinnerne Platten. Jeder greift mit der ganzen Hand in die Schüssel, und da man hier weder Tischtücher noch Servietten kennt, so wischen sie die Hände auf der Erde, am Kopf oder wenn sie reinlich sind an dem Gürtel ab, den sie um den Leib tragen. Die Ausbreitung einer Matte auf die Erde statt des Tisches ist der höchste Grad von Ehre die man Gästen erweisen kann; der Gebrauch einer solchen Matte wird als ein Zeichen von Adel angesehen, und je weiter dieser Gebrauch in einer Familie hinauf steigt, desto älter und besser ist der Adel.

Obgleich die Negern nicht auf Verschiedenheit der Speisen sinnen, wie andere Völker, so schwelgen sie doch nach ihrem Geschmakke; sie stehen nicht von der Tafel auf bis alles aufgezehrt ist. Das Fleisch mag schlecht zubereitet oder stinkend seyn, dies ist ihnen gleichviel; sie essen so viel sie können oder so lange etwas da ist, ohne eine Unverdaulichkeit zu befürchten. Es ist zu vermuthen, daß ihre Tänze die gleichsam die Zwischengerichte sind, und einige Fäßchen europäischen Weins und Branntweins, sie so sehr erhizzen, daß die Verdauung bald vorüber ist. Sie fangen eine Schmauserei bei Anbruch des Tages an und fahren damit fort bis gegen Abend. Dann sind sie aber so sehr betrunken und so sehr

ausser sich, daß sie die garstigsten und unverschämtesten Handlungen unternehmen.

Sobald es im Orte bekannt wird, daß eine Schmauserei gehalten wird, so darf der Gastgebende nicht befürchten, daß das Fleisch ihm stinkend werde. Sogar sogenannte Edelleute vergessen in diesem Augenblikke ihren Stand, und Jedermann läuft ungeladen dazu; dies muß der Hausherr sich zur Ehre rechnen, und wenn seine ungebetenen Gäste satt sind, so wird seine Grosmuth mit reichlichen Lobsprüchen bezahlt.

Zuweilen finden sich auch die Gäste mit ihren ganzen Familien ein, ohne daß gerade eine Schmauserei angestellt wäre, wenn sie nur in Erfahrung gebracht haben, daß einer gut versehen sei; und nicht genug alle Knochen abgenagt und sogar die Eingeweide aufgezehrt zu haben, nehmen sie noch dem Wirth alle andere Lebensmittel mit Gewalt weg, und bezahlen ihn mit Scheltworten.

Wenn die Könige und Fürsten einen grossen Schmaus geben, welches sie oft thun, um die Gunst des Volks zu erwerben, so geschieht es im freien Felde.

Der Palmwein ist hier das gewöhnliche Getränke der Reichen.

§. 3.

Kleidung.

So wie in Europa die Kleidungen der verschiedenen Stände verschieden sind; so kleiden sich auch die hiesigen Negern auf verschiedene Art, und an der Kleidung kann man eines Jeden Stand und Würde erkennen.

Wenn ein König im Puzze ist, so trägt er auf dem Kopf eine weisse mit Seide gestikte Haube, und darüber einen schwarzen Hut, der mit einer wolgearbeiteten goldenen Krone geziert ist. Er trägt ein feines weites Hemd, und drüber einen scharlachenen Mantel, oder andern kostbaren mit Gold oder Silber gestiktem Zeuch, der ihn ganz bedekt. Auch trägt er Unterhosen und eine Art von Weiberrok, mit einer grossen Schleppe. Seine Schuhe mit hohen Absäzzen sind beständig von weisser Farbe und mit goldenen Knöpfen oder kostbaren Steinen geziert. Seine Strümpfe sind von Seide, und alles was er an hat, ist mit Ketten von Korallen, Perlen und kostbaren Steinen mit Geschmak besezt. Zum Zeichen seines Kristenthums trägt er am Halse ein mit Reliquien garnirtes goldenes Kreuz.

Wenn der König Trauer hat, so trägt er eine hohe spizzige Kappe. Den königlichen Mantel und die Krone ausgenommen tragen sich die Grossen verhältnißmässig wie der König. Sie tragen auch Mäntel aber nicht von Scharlach; statt der Schuhe

tragen sie Pantoffeln, aber keine Strümpfe, sonst machen sie grossen Aufwand.

Die Edelleute und andere niedrigen Hofleute, dürfen weder Gold noch Seide tragen, sonst gehen sie fast wie die andern Vornehmen. Auf ihren Kappen tragen sie Federn von Vögeln des Landes. Aber ohnerachtet diese Leute sich puzzen, waschen und parfumiren, so können sie doch den ihnen eigenen Negergeruch nicht vertreiben.

Die Negern, die man allenfalls mit unsern Bürgern vergleichen könnte, haben nur ein Stük Kattun, Leinwand oder einheimischen Zeuch um ihre Lenden, das ihnen bis auf die Knie oder etwas weiter reicht. Diese Pagnes haben viel Aehnlichkeit mit den Schürzen unsrer Brauer und Bäkker, einige lassen hinten einen langen Schweif daran. Oben haben sie eine breite Einfassung oder Gürtel, von blauem oder rothem europäischen Tuche. Ueber die linke Schulter schlagen sie noch ein anderes Stük dergleichen Zeuch, das aber fast keine Bedekkung gewährt. Kopf, Arme und Füsse sind ganz nakt.

Die Weiber sind eben so gekleidet wie die Männer, der Unterschied besteht nur darin, daß die Männer um ihre Hüfte einen Gürtel von der Haut eines wilden Thiers tragen, den die Weiber nicht haben. Diese begnügen sich mit dem schon beschriebenen tüchenen Gürtel.

Nur die vornehmen Weiber tragen Pantoffeln,

die gemeinen gehen mit ganz bloſſen Füſſen. In Ermanglung von edlen Steinen tragen ſie an Feſttagen Raſſaden oder gefärbte Glasſtükke, aus welchen man in Europa Roſenkränze macht, ſie brauchen ſie zu Arm- und Halsbändern, ja ſie winden ſie ſogar um die Kniee. Einige Männer beneiden den Weibern dieſe glänzenden Zierrathen, und machen ſtatt Hals- und Armbändern eine Art von Wehrgehänge daraus.

In den Städten wo die Portugieſen Verkehr haben nähern ſich beide Geſchlechter immer mehr den Moden der Portugieſen und bei Feierlichkeiten ermangeln die Vornehmen nicht mit Degen an der Seite zu erſcheinen. Die Königinn kleidet ſich ganz franzöſiſch oder portugieſiſch.

Die Frauensperſonen ſalben ſich den ganzen Leib mit einer Miſchung von Oel, das mit rothem und gelbem Pulver gekocht und noch mit einer gewiſſen Salbe vermiſcht wird. Wenn ſie ſich mit dieſer Schmiererei den Leib beklebt haben, ſo halten ſie ſich einige Tage zu Haus bis ſie ausgetroknet iſt, dann waſchen ſie ſich ſehr ſorgfältig, und glauben den höchſten Grad von Schönheit erlangt zu haben.

Die meiſten haben nur ein einziges Kleidungsſtük, das ſie Tag und Nacht tragen, bis es zu ſehr abgenuzt oder zu unreinlich iſt; vom Auswaſchen wiſſen ſie nichts.

Die Männer haben ihren Kopf ſtäts bedekt, die Weiber entblößt.

Die Männer scheren ihre Haare ganz ab, die Weiber lassen es wachsen. Die Köpfe derjenigen die auf Artigkeit Anspruch machen, gleichen Blumenbeeten, man sieht Gänge und Figuren mit vieler Kunst darauf gezeichnet.

In manchen Gegenden unterhalten Männer und Weiber ihre Haare mit einer besondern Sorgfalt. Sie pressen sie in Baumrinden, und wenn sie im Puzze erscheinen, so legen sie dieselben in Lokken, parfumieren sie und bestäuben sie mit wolriechendem Puder.

Beide Geschlechter und selbst Kinder, tragen an ihrem Gürtel, ein langes Messer in einer Scheide. Dies Messer, das sie immer sehr scharf erhalten, brauchen sie zum rasiren und zum Haarabschneiden.

Die Kinder gehen bis in ihr siebentes Jahr ganz nakt.

§. 4.

Wohnungen, Städte, Dörfer und Hausgeräthe dieser Negern.

Die Negern in Niederguinea wohnen in grossen und kleinen Dörfern; die grossen Negerdörfer werden von den Europäern gewöhnlich (wie wir schon gesehen haben) Städte genannt, ob sie gleich diesen vielsagenden Namen nicht verdienen. Jedes

Gebiet hat eine solche Stadt zum Hauptorte, welche in der Landessprache Banza heißt, und die Residenz des Fürsten, Statthalters oder Vasallen ist. Die kleineren Ortschaften oder Dörfer heissen Libatten.

Das Zusammenwohnen dieser Negern gibt uns den sinnlichsten und richtigsten Begriff von dem Ursprung der Gesellschaften *). Sie werden nicht so sehr durch gegenseitige Bedürfnisse einander genähert, als sie durch Bande des Bluts zurükgehalten werden, sich zu trennen. Die Familien zerstreuen sich nicht, wie bei uns; in Dörfern und Städten findet man eine grosse Menge von Hütten, und in diesen Hütten eben so viele Familien, die von ihren Häuptern regiert werden. Eine Familie, die zu eingeschränkt ist, und mit der benachbarten sich nicht gerne verbinden will, kann den ersten den besten leeren Plaz einnehmen, und eine Hütte darauf bauen. Alles dies ist das Werk eines einzigen Tages in einem Lande, in welchem der Hausvater, mit Hülfe seines Weibes und seiner Kinder, auf einmal sein Haus und alle seine Möbeln fortbringen kann. Die Häupter der Familien sind die ersten Richter, oder die erste Instanz. Wenn sich also eine Streitigkeit unter ihr erhebt, so läßt er die Parteien vor sich erscheinen, und spricht das Urtheil in einer Art von gerichtlicher Form aus, nachdem er die Gründe von beiden Seiten angehört hat.

*) Proyart, p. 52. u. ff.

Dieser häusliche Richterstul ist das Muster aller übrigen höhern Tribunale. Die Gesezze erlauben es einer Frau nicht, von dem Ausspruch ihres Mannes, und einem Sohne nicht, von dem Urtheile seines Vaters zu appelliren; auch denken sie gar nicht einmal daran. *)

Diese Länder sind nicht allenthalben gleich stark bevölkert. Am häufigsten findet man Städte und Dörfer an den Ufern von Flüssen, Bächen, Quellen und Seen; wahrscheinlich deswegen, weil Wasser mit zu ihren nothwendigsten Bedürfnissen gehört. Wenn also Negern die freie Wahl ihrer Wohnpläze haben, so ziehen sie solche vor, wo die Natur ihnen selbst Wasser darbietet, und lassen anderen, die nach ihnen kommen, die Arbeit über, Quellen zu suchen. Alle stolzen und grossen Städte, die in Europa längs den schiffbaren Flüssen gebauet sind, haben keinen andern Ursprung gehabt.

Die Städte oder grossen Dörfer unterscheiden sich von den kleineren Dörfern bloß durch eine stärkere Zahl von Einwohnern. Das Gras wächst darin, wie in den Dörfern, und die Strassen sind weiter nichts, als enge, krumme und durch einander laufende Fußsteige. Eine grosse Stadt ist ein wahres Labyrinth, aus welchem ein Fremder sich nicht heraus finden würde, wenn er nicht einen

*) Doch nicht überall herrscht in diesen Negerländern so viel patriarchalische Einfalt.

Begleiter bei sich hätte. Die Städtebewohner sind den Dorfbewohnern in Allem durchaus ähnlich; sie kleiden sich nicht besser, und wohnen nicht bequemer, als diese. Die Städterinnen aus der Hauptstadt arbeiten auf dem Felde, wie die Bäuerinnen aus dem kleinsten Dorfe.

Die grossen Wälder, die in vielen Gegenden die inneren Ländern von Niederguinea bedekken, würden ihnen Materialien genug zu bequemen Wohnungen liefern, wenn sie sich nur die Mühe geben wollten, sie zu holen und zuzubereiten. Sie könnten in Ermangelung von Steinen, die sich nur in inneren Gebirggegenden finden, Bakſteine brauchen, die sie fast allenthalben zubereiten könnten, und deren Nuzzen sie durch die Portugiesen kennen gelernt haben. In den Wäldern würden sie Holz genug finden, um sie zu brennen; allein sie mögen nicht so viel arbeiten, um besser zu wohnen. *) Ihre Wohnungen sind kleine, niedrige Hütten aus Binsen oder künstlich durch einander geflochtenen Zweigen und Reisern gemacht. Das Dach entspricht dem Gebäude, und besteht aus bloſſen Baumblättern; sie ziehen hierin die Palmblätter

*) Cavazzi (T. I. p. 418.) sagt, diese Negern sind so stolz, daß sie durchaus nicht zugeben wollen, sie wohnten nur aus Trägheit in so schlechten Hütten; im Gegentheil behaupten sie, es geschehe aus Groſsmuth und Genügsamkeit!

allen übrigen vor, weil dieſe mehrere Jahre dem Regen und den Angriffen des Wetters widerſtehen können. Man kennt gar keine Fenſter; das Licht fällt durch die Thüre hinein. In einer ſolchen Hütte wohnt oft eine ganze Familie mit ihrem Viehe beiſammen.

Die ſchon zubereiteten Materialien zu dieſen Negerhütten werden auf den Märkten verkauft. Wer ein Haus braucht, geht mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern auf den Markt, kauft eins, das ihm anſteht, und ein jeder nimmt dann ein Stük, das er ſeinen Kräften nach tragen kann. Man richtet es auf, und beveſtigt es an tief in die Erde getriebene Pfähle, damit es vom Winde nicht umgeworfen werden könne. Eine ſolche gemeine Negerhütte ſieht wie ein umgekehrter Bienenkorb aus.*) Hie und da geben dieſe Negern ihren Hütten mehrere Veſtigkeit durch eine Bekleidung von Thon, die ſie weiß übertünchen. Andre bauen oft auch vierekte und länglichte Hütten, mit gebrochnen Dächern. Die runden Häuſer werden in Kongo Ndumbo, die andern Nzo genannt.**) Die Reichen haben dann und wann Hütten, die ſehr künſtlich bearbeitet, und inwendig mit Matten von verſchiedenen Farben bekleidet ſind; denn andere

*) So ungefähr wie die Hütten der ſenegambiſchen Negern, m. ſ. im VI. B. d. W. S. 222. u. ff.

**) Cavazzi, T. I. p. 418 et ſuiv.

Tapeten kennen sie nicht. Die Wohnungen der Vornehmen und Grossen zeichnen sich bloß durch Vorhöfe, und durch die grössere Zahl von Hütten aus. Der Pallast des Königs von Loango besteht nur aus fünf bis sechs ganz einfachen Hüsten, die aber gröſſer sind, als die gemeinen. *) — Der König von Loango wohnt hingegen in einem ganz artigen, von Baksteinen erbauten Hause, und seine Hauptstadt St. Salvador ist auch weit schöner, besser, und regelmässiger gebaut, als die anderen Negerstädte dieses Küstenstrichs. **)

Dies rührt von den Portugiesen her, welche sich hier niedergelassen, und unzufrieden mit den schlechten Negerhütten, sich ordentliche Häuser erbaut haben. Auch die Kirchen sind zum Theil nicht unansehnliche Gebäude von Thon und Steinen. —

Das Innere der Negerhütten ist finster, rauchig und schmuzzig; das Hausgeräthe dieser Negern ist ganz unbeträchtlich. Bei den gemeinen Leuten findet man einen Spaten, eine Axt, einen

*) Nach Proyart, welcher sehr darüber zürnt, daß ältere Reisebeschreiber diese armselige Königswohnung, als einen wirklichen Pallast geschildert haben. Loango ist überhaupt in der Kultur noch weiter zurük, aber auch unverdorbener, als die andern Länder von Niederguinea, in welchen sich die Portugiesen niedergelassen haben.

**) Cavazzi, T. I. p. 420.

Säbel, einige Kalebaschen um ihre Lebensmittel darin aufzubewahren. Das Bett ist eine blosse Matte; ein Stük Holz vertritt die Stelle des Kopfküssens. Ihr Küchengeschirr beschränkt sich auf einige irdene Töpfe zum Kochen und einige irdene Schüsseln, und doch bilden sie sich viel darauf ein.

Des Abends zünden sie Fakkeln an, die so groß sind, als die welche unsere Bedienten hinter den Karossen tragen. Sie machen sie aus einem wolriechenden Harze, das aus einem inländischen Baume häufig hervorquillt, und von ihnen in Stangen geknätet wird. Statt den Tacht durch die Fakkeln zu ziehen, ziehen sie die Fakkel durch den Tacht. Sie umwikkeln sie nämlich mit Werg und kleinen Stükken von trokkenem Holze. Diese Fakkeln geben einen gelinden Rauch, der selbst in einiger Entfernung einen angenehmen Geruch verbreitet. Ungeachtet die Nächte nie kalt sind, so zünden sie doch des Abends Feuer an, um die Luft zu reinigen, die durch die beständige Ausdünstungen der Erde dik und ungesund wird. Ihr Heerd ist, wenn kein Regen fällt, die Mitte des Vorplazzes ihrer Häuser, wo sie des Abends auch zu essen pflegen.

Vor der Ankunft der Portugiesen lebten die Prinzen wie ihre Unterthanen; jezt aber findet man bei ihnen fast alle Möbeln, die in Europa gebräuchlich sind. Ihre Häuser sind zwar auf die nämliche Art gebaut, wie die der Unterthanen, doch sind sie grösser, haben Fenster, bestehen aus mehre-

ren Zimmern, die tapezirt und mit Tiſchen, Sofas, Kommoden, Waffen, Silbergeſchirre u. ſ. w. verſehen ſind. Die Reichen unter dem Volke ſuchen hierin den Prinzen in einigen Stükken nachzuahmen. Doch können ſelbſt Prinzen ſich nicht gewöhnen, auf Stülen zu ſizzen, ſondern ziehen den Boden vor.

§. 5.

Landwirthſchaft, Akkerbau, Viehzucht, Fiſchfang und Jagd.

Die Landwirthſchaft und der Akkerbau wird hier, wie bei den meiſten Negern nur von den Weibern getrieben. Die Männer würden ſich zu erniedrigen glauben, wenn ſie auf dem Felde arbeiteten. Sie halten nur angenehme und weniger ermüdende Beſchäftigungen für Ehrenvoll und anſtändig. Dieſer Gebrauch mag ſich aber wol auf ihre Trägheit gründen. Sie haben kein anderes Werkzeug als einen zugeſpizten Spaten, der der Kelle unſerer Maurer nicht unähnlich iſt, womit ſie die Erde in der Regenzeit nur oberflächlich umhakken, und doch bringt das Land hundertfältige Früchte. Ein einziges Körnchen Mais bringt oft acht hundert, und gewöhnlich nicht weniger als ſechs hundert und wächſt dabei ſo geſchwind, daß man in ſieben Monaten auf dem nämlichen Akker dreimal ärndten kann. Der Maniok iſt auch ein leicht zu gewinnendes Produkt, ein einziger

Stamm gibt jährlich zehen bis zwölf Wurzeln, jede Wurzel ist fünfzehn oder zwanzig Zoll lang und vier oder fünf im Durchschnitt; man könnte diese Wurzel durch den Samen fortpflanzen, da er sich aber durch Schößlinge auch fortpflanzt, so schneiden sie den Stamm in kleine Stükke, die sie in der Regenzeit in die Erde legen, und so tragen sie gleich im ersten Jahre. Wenn man haben will, daß der nämliche Stamm mehrere Jahre hintereinander Früchte bringen soll, so darf man bei der Aerndte nur einige der kleinsten Wurzeln stehen lassen. Der Maniok ist das Brod des Volkes, das auch dem Aermsten nie fehlen kann, sollte es sich aber je zutragen, welches auch schon geschehen seyn soll, daß der Regen ausbliebe, so würde die schröklichste Hungersnoth daraus entstehen, denn von Aufspeicherungen für künftige Jahren wissen sie nichts. Diese Wurzel wird auf verschiedene Art bereitet; man läßt sie einige Tage im Wasser gähren, dann spaltet man sie der Länge nach und röstet sie, oder macht auch eine Art Eingemachtes daraus. Zu diesem Ende haben die Negern Töpfe mit doppelten Böden, der obere hat Löcher wie ein Kochlöffel, auf diesen legen sie die Wurzel, der untere Theil ist mit Wasser angefüllt. Das Gefäß wird dann gut zugedekt und ans Feuer gestellt, und so wird die Wurzel in dem Dunst des Wassers gekocht, im Wasser selbst gekocht würde sie unschmakhaft seyn. Es gibt noch eine andere Art Maniok, dieser ist scharf und man ißt ihn nur wenn der Saft daraus

gedrükt ist, der Gift ist. Die Blätter des Manioks werden gegessen wie unser Spinat. Nach dem Maniok wird nichts so häufig gepflanzt als die Pinda oder Pistazien, es ist eine Art länglichter kleiner Nüsse die zwei Kernen in einer dünnen Schote verschließt. Diese Frucht wird in Furchen gesezt, und treibt einen Stamm, der erst dem Klee gleicht, aber bald wachsen Fäden daraus die eine Strekke auf der Erde fortwachsen, und endlich mit der Spizze sich darin verkriechen, an diesen Spizzen wächst die Frucht in grosser Menge, der Stamm selbst trägt eine gelbe unfruchtbare Blume; diese Frucht ist schmakhaft, aber unverdaulich, sie gibt auch ein ziemlich gutes Oel. — Es werden hier auch Erdäpfel gepflanzt, die Negern nennen sie europäische Wurzeln, vermuthlich weil die Portugiesen sie aus Amerika gebracht haben.

Die Ignames werden nicht sehr häufig gepflanzt, weil sie nicht so gut ausgeben als der Maniok. Diese grosse sehr schmakhafte Wurzel wird in kleine Stükke geschnitten, die man einen Tag an die Sonne sezt, und dann erst pflanzt; jedes Stük treibt einen Stamm der seine besondere Stüzze haben muß.

Die Negern pflanzen auch vier oder fünf Sorten kleiner Bohnen, und eine Art Erbsen, die unter der Erde wachsen.

Melonen, eßbare Schwämme, Gurken, u. s. w. wachsen fast ohne Kultur; so auch der Tabak, dessen

Samen

Samen sie auf geradewol hinwerfen. — Kohl, Rüben und der gröſste Theil europäischer Hülsenfrüchte kommen gut fort.

In Kakongo gibt es eine Art Hirse, deren Halm armsdik wird, und die Aehre zwei bis drei Pfund wägt, sie wächst wild, und wird von Wenigen ordentlich gebaut. Die Weinrebe wird gar nicht gebaut.

Das gemeinste Getreide ist der Mais, er braucht nur drei Monate bis zu seiner Reife.

Dann werden noch verschiedene andere Arten gepflanzt.

Ausser dem Akkerbau müssen die Weiber auch alle anderen Geschäfte der Landwirthschaft verrichten, als Holzhauen, Wasser holen u. s. w. wobei sie jederzeit ihre Kinder auf dem Rükken mit sich schleppen.

Den Gebrauch künstlicher Brunnen kennen die Negern nicht, sie graben nie welche; die Seen, natürlichen Quellen und Flüsse müssen ihnen das benöthigte Wasser liefern, weswegen sie es oft weit holen müssen.

Da die gemeinen Negern sich auf ihren Maniok verlassen, so bekümmern sie sich nicht darum oder sind zu träge, sich viel andere Lebensmittel mühsam zu verschaffen. Wenn sie noch etwas thun, so ist es die Fischerei und die Jagd, wobei

ſie noch mehr Vergnügen finden, als mit Mühe Thiere aufzuziehen, die die Bedienten des Königs ihnen in jedem Augenblikke wegnehmen könnten, doch halten ſie eine Menge Schweine, Ziegen und Schafe, ihre Schweine ſind kleiner als die unſrigen, ihre Ziegen geben keine Milch, und ihre Schafe haben keine Wolle, wie die europäiſchen, im übrigen ſind ſie ihnen gleich.

Sie haben zahme Enten mit Kämmen, noch einmal ſo groß als die europäiſchen; ihre Hüner ſind aber ſehr klein. Eier eſſen ſie keine, denn ſagen ſie, wenn man ein wenig wartet, ſo wird das Ei zum Küchelchen. Aus dem nämlichen Grunde, fordern ſie den Europäern für ein Paar Eier eben ſo viel, als für ein Paar junge Hüner. Mit vieler Mühe laſſen ſie etwas am Preiß herab, und wenn man zu viel mit ihnen feilſchen will, ſo antworten ſie ganz kalt, ſie wollen warten bis ihre Eier zu jungen Hünern geworden ſind. Man kann nicht einwenden, daß die Zucht ſie etwas koſten werde, bis man ſie eſſen kann, denn ſie brauchen ſie nicht zu füttern, die Mutter führt ſie ins Feld, wo ſie, wie andere Vögel ihre Nahrung finden. Die welche behaupten, daß man für acht Kreuzer im Königreich Loango dreiſſig junge Hühner kauft, irren eben ſo gröblich, wenn ſie behaupten, daß das Stük im Königreich Kongo einen Louisd'or gilt. Die Negern haben auch Hunde und Kazzen, erſtere bellen nicht, und dieſe haben eine etwas längere Schnauze als die europäiſchen Kazzen.

Die Negern haben noch nicht die Kunst gelernt, Bienen zu ziehen, und sie für die verschafte Wohnung zu ihrem Nuzzen arbeiten zu machen. Diese nüzlichen Insekten wohnen gemeiniglich in den Wäldern; ein holer Baum ist ihre Wohnung und ihr Bauplaz. Sie liefern sehr guten Honig, den die Negern sehr lieben, sie saugen den Honig heraus, und werfen das Wachs weg. Um den Honig zu bekommen erstikken sie die Bienen nicht, sondern machen nur Rauch unter den Baum, in welchem der Schwarm angebaut ist; der Rauch ist hinreichend, um ihn zu vertreiben, und sich dessen Vorrath ohne Gefahr bemächtigen zu können.

Da die Jagd mehr ein Vergnügen als eine Arbeit ist, so geben sich noch die Negern zu Zeiten die Mühe auf die Jagd zu gehen; es gibt auch allerlei jagdbare grössere und kleinere Vögel, als Rebhüner, verschiedene Art Wachteln, Lerchen, Tauben, Adler und viele andere Arten. Dann gibt es Elefanten, an die sich die hiesigen Negern aber nicht wagen, Löwen, Panther, Tigerkazzen, wilde Büffel, wilde Schweine, Hyänen, Rehe, Hirsche, Damhirsche u. s. w. auf welche die Negern mit Schießgewehr losgehen, und durch die Erlegung wilder Thiere sich Ehre, und durch das Schießen anderer sich gute Bissen erwerben.

Wenn ein Neger einen Panther getödtet hat, so trägt er ihn in Begleitung und mit Hülfe seiner Freunde im Triumph in das Dorf. Er bringt ihn

zum Vorsteher des Dorfs, der ihm auf der Stelle den Preiß auszahlt, welcher auf die Vertilgung dieses blutdürstigen Thiere gesezt ist. Wenn ein Panther ein Stük Vieh im Orte gefressen hat, so dürfen die Negern darauf zählen, daß er ihnen die nächstfolgende Nacht nicht entwischen wird; sie bevestigen an einen Pfahl den Rest von dem Raube oder wenn er nichts übrig gelassen hat, eine andere Lokspeise, woran sie Seile binden, die am andern Ende an Hähne von Flinten bevestigt sind, so daß wenn er anbeißt die Flinten losgehen müssen; er bleibt selten aus, und tödtet sich auf diese Art selbst. Der Knall der Gewehre ist das Zeichen für die Negern herbeizueilen und dem Thier, wenn es nicht ganz sollte getödtet seyn, den Garaus zu machen. — Der hiesige Büffel flieht nicht vor dem Jäger, fehlt dieser, oder verwundet das Thier nur, und kann nicht in der Geschwindigkeit auf einen Baum klettern, so wird er auf der Stelle in Stükke zerrissen; deßwegen gebrauchen auch die Jäger gemeiniglich die Vorsicht eine Strikleiter an einem Baum in der Nähe anzubringen; kann der Büffel nicht an seinem Feinde den Zorn auslassen, so läuft er fort bis er ein Opfer seiner Rache findet, und wehe dem der ihm aufstößt, es sei Mann, Weib oder Kind, es ist um ihn geschehen!

Die Affen halten sich gemeiniglich tief in den Waldungen auf, sie kommen selten auf den Boden und halten sich lieber auf den Aesten der Bäume auf; wenn sie verfolgt werden, so sind sie bald

weit weg, sie springen von Ast zu Ast und von Baum zu Baum. Die Negern suchen nicht oft sie zu tödten, es ist ihnen lieber wenn sie dieselben lebendig bekommen können, um sie an die Europäer zu verkaufen. Die Art sie zu fangen ist diese: Man legt an den Fuß eines Baums auf dem sie sich aufzuhalten pflegen, Früchte die sie lieben, worunter Fallen verborgen sind. Das Weibchen hat beständig sein Junges bei sich, wenn es verfolgt wird trägt es den Gegenstand seiner Liebe mit sich fort, und verläßt es nur wenn es tödlich verwundet ist. Der Schimpanse soll sich mit Stökken gegen die vertheidigen, die ihn anzugreifen wagen.

Die niedliche Zwergantilope wird oft mit der Hand gefangen; sie hält sich gemeiniglich im hohen Grasse des ungebauten Erdreichs auf. Wenn die Negern merken, wo das Thierchen ist, so bilden sie einen grossen Zirkel um dasselbe, den sie immer mehr verengen und es so einschliessen; wenn es dies sieht, so sucht es nimmer zu entfliehen und läßt sich greifen, es überlebt aber den Verlust seiner Freiheit nicht; wenn man es nicht tödtet, so stirbt es aus Traurigkeit, oder tödtet sich selbst, indem es sich den Kopf wider das Gegitter seines Gefängnisses oder Käfigs stößt. Sein Fleisch ist ein Lekkerbissen.

Die kleineren und grösseren Papagaien heben die Negern in den Nestern aus, um sie an die Europäer zu verkaufen.

Die Schlangen, welche die Negern essen, sind auch ein Gegenstand der Jagd.

Ausser den Flinten tragen die Negern auch Säbel auf ihren Jagden.

Die Küsten werden von Fischern von Profession häufig besucht; ob sie gleich nur auf Kähnen fahren, so fangen sie doch oft sehr grosse Fische. Die Nezze der Negern sind wie die Nezze unserer Fischer, sie verfertigen sie aus einem Zwirne, den sie aus dem Bananasbaum, und der Rinde einiger anderer Bäume ziehen, und der unserm besten Hanf nichts nachgibt. Die Negern salzen ihre Fische nicht ein, um sie aufzuhalten, sondern sie troknen sie an der Sonne, wenn sie heiß genug scheint, noch öfter aber räuchern sie dieselben. Die Flüsse liefern ihnen auch viele und schmakhafte Fische.

§. 6.

Wissenschaften, Künste und Handwerke.

Diese Völker haben nicht die geringste Kenntniß von der Schrift oder anderen Zeichen, die ihren Plaz vertreten könnten. Ihre einzigen Denkmäler sind unsichere Ueberlieferungen. Sie kennen keine andere Zeitrechnung, als nach Jahrszeiten und Monden. Die Negern in Loango und Kakongo kennen nur zwei Jahrszeiten; *) die Kongoer

*) Proyart, S. 103.

und Angolaer hingegen theilen das Jahr in sechs Jahrszeiten. *)

Diese sind:

1) Massanza, der Frühling, fängt im Oktober an.

2) Nsasu, beginnt mit Ende Januars.

3) Ekundi und 4) Quitombo, März, April und Mai.

5) Quibiso und 6) Quimbangala, Junius, Julius, August und September.

Sie haben auch zwölf Monate, deren Namen sind:

(1) Begi Camoxi — September, mit welchem sie das Jahr anfangen. **)
(2) Caijari Jngi — Oktober.
(3) Nucabatu — November.
(4) Begi Cuvana — Dezember.
(5) Begi Catenu — Januar.
(6) Begi Cassamini — Februar.
(7) Cassambuari — März.

*) Cavazzi, I. p. 107. u. ff.

**) Ohne diesen Umstand würde ich glauben, sie hätten diese Zeiteintheilung von den Portugiesen erlernt. — Sollten diese unwissenden Negern selbst die Erfinder derselben seyn? — Es scheint mir unglaublich.

(8) Canaqui — Aprik.
(9) Begi Cuva — Mai.
(10) Begi Cuvin — Junius.
(11) Begi Cunima y Nexi — Julius.
(12) Cunima Aijari — August.

Die Eintheilung der Zeit in Wochen scheinen sie aber nicht zu kennen.

Drei Tage arbeiten sie, der vierte ist jedesmal ein Ruhetag, wenigstens dürfen sie nicht auf dem Felde arbeiten. Diese Zeit von vier Tagen zusammen nennen sie Snam. Ohnerachtet sie nicht einmal ihr Alter berechnen können, so haben sie dennoch wie wir den Gebrauch der allergrößten Zahlen. Sie fangen gleich uns an zu zählen, ein, zwei, drei bis auf zehn, statt zehn sagen sie Zehner, und fahren dann fort Zehner eins, Zehner zwei, u. s. w. bis zwanzig. Dann sagen sie zwei Zehner und eins u. s. w. und zählen so fort bis zu neun Zehner und neun, dann sezzen sie statt zehn Zehner, hundert, und fangen wieder von neuem an. Wenn sie an zehn hunderte sind, so brauchen sie ein Wort, das unserm tausend entspricht, und gehen so bis zu Millionen fort. Die Zahlen machen oft den Gegenstand der Gespräche der Aufgeklärten des Volks aus.

Alle Künste und Handwerker sind bei ihnen noch in der Kindheit; sie üben nur diejenigen,

welche zum Leben ganz unentbehrlich sind, und auch diese auf eine sehr unvollkommene Art aus.

Die Aerzte werden als wichtige und unentbehrliche Leute verehrt, ihre Kunst macht einen Theil der Religion aus, sie werden Gangas genannt, welches Priester bedeutet. Wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, so fragen sie nach dem Sizze des Uebels, und fangen an auf den leidenden Theil zu blasen; nachher machen sie Umschläge und umwinden die Glieder an verschiedenen Stellen mit kleinen Bändern; lauter Vorbereitungen, die bei jeder Krankheit üblich sind; sie brauchen weder Aderlässe noch Arzneimittel, einige wenige Fälle ausgenommen, in welchen sie sich einfacher Kräuter, aber nur äußerlich, bedienen. Die Aerzte käuen alles heraus, was besonders auf offene Schäden noch einige heilsame Wirkungen haben könnte. Ausser diesen haben sie noch ein anderes, ihrer Meinung nach vortreffliches Mittel, das sie aber nur bei Personen gebrauchen, die es bezahlen können. Wenn sie nämlich zu einem reichen Kranken gerufen werden, so versammeln sie aus der ganzen Gegend alle Musikanten, so viel sie deren nur auftreiben können, und gehen ganz in der Stille in die Wohnung des Pazienten. Beim ersten Zeichen sezt sich der ganze Haufen in Bewegung, von welchen einige mit Saiteninstrumenten versehen sind, Andere ihre Trommeln schlagen, und noch Andere sich auf Trompeten oder kleinen Trommeln hören lassen. Alle vereinigen ihre Stimmen,

mit dem Geräuſche ihrer Inſtrumenten, und machen um das Bett des Kranken einen fürchterlichen Lärm, der oft mehrere Tage und Nächte anhält. Das Mittel würde für einen Europäer ſchlimmer als das Uebel ſelbſt ſeyn. Allein dieſe Muſik, die den Negern gefällt, wenn ſie geſund ſind, muß im Zuſtand der Krankheit keinen unangenehmern Eindruk auf ſie machen, als auf uns ein vortreffliches Konzert, und in dieſem Fall iſt das Mittel ſo heftig nicht, als man Anfangs denken ſollte. Dem mag aber ſeyn wie ihm wolle, genug, wenn der Zuſtand des Kranken ſich zu verſchlimmern ſcheint, ſo bemühen ſie ſich aus ihren Inſtrumenten die ſchneidendſten Töne zu ziehen, und laſſen die ganze Nachbarſchaft von ihrem Geſchrei erſchallen, als wenn ſie den Tod erſchrekken oder in die Flucht jagen wollten. Wenn ſie, wie es ſich oft zuträgt, nichts ausrichten, ſo tröſten ſie ſich mit dem Gedanken, daß ſie das ihrige gethan und die Verwandten des Verſtorbenen ſich nichts vorzuwerfen haben. Während der Zeit, daß das Kor der Muſikanten im Hauſe des Kranken iſt, geben die Aerzte ihm häufige Beſuche, reichen ihm zu gewiſſen Stunden gewiſſe Mittel, oder blaſen wenigſtens ihn und ſeine Krankheit an.

Die Aerzte ſchreiben den Kranken nie eine gewiſſe Diät vor, ſie laſſen ihnen alles zu eſſen und zu trinken geben, was ſie verlangen, ohne auf die Beſchaffenheit und Menge zu ſehen. Wenn ſie aber nichts verlangen, ſo laſſen ſie ihnen auch nichts an-

bieten. Diese Methode hat ihre Unbequemlichkeiten, sie kann aber auch ihre Vortheile haben. Wenn der Kranke geheilt oder gestorben ist, so sammeln die Verwandten in ihrem Orte zum Besten des Arzts, der gebraucht worden ist.

Ungeachtet diese Aerzte, wie sich aus dem Gesagten schliessen läßt, keine grossen Hexenmeister sind, so hält sie doch das Volk in den Geheimnissen der Zauberei für sehr erfahren; sie selbst lehnen den Verdacht geheimer Künste und der Gemeinschaft mit den Geistern nicht von sich ab. Die Söhne der Aerzte folgen allemal ihren Vätern nach.

Handwerker haben diese Negern sehr wenig.

Die Schmiede verfertigen alles, wozu man Hammer und Feuer braucht, sie sind zugleich Grobschmiede, Messerschmiede, Goldschmiede und Schwertfeger; sie haben es aber in ihrer Kunst nicht weit gebracht, ein europäischer Lehrjunge von einigen Wochen würde sie übertreffen. Ihr Eisen erhalten die Loangoer aus Europa, die andern aber haben es im Lande, wo es der Regen von den Bergen herabschwemmt. Sie legen das Erz mit der damit vermischten Erde in ein Loch, das sie mit Kohlen bedekken, sie schmelzen es durch starkes Anblasen, und sondern es dadurch von seinen Schlakken; es ist so gut, als man es in Europa immer findet.

In der Esse brauchen sie Holzkohlen, Amboße von sehr hartem Holz, oder Stein, doch gibt es jetzt

auch hie und da eiserne; ihre unförmlichen Hämmer sind sehr klein; ihre ziemlich künstlichen Blasbälge sind zwei gehölte Stükke Holz, mit einem dünnen Fell überzogen, mit einer Handhabe in der Mitte; wenn man sie zieht, wird ein sehr starker Blas dadurch bewirkt, den man von einer so schlechten Maschine nicht erwarten sollte; die Arbeit dieser Schmiede ist um so desto mühsamer, da sie zugleich mit der einen Hand schmieden und mit der andern den Blasbalg ziehen.

Die Zimmerleute sind zugleich Tischler; alle ihre Instrumente schränken sich auf eine Art Meissel ein, der etwa zwei Zoll breit, an dem entgegengesezten Ende ist eine ziemlich lange Spizze angebracht, das Ganze ist durch eine hölzerne Handhabe verbunden, und doch verarbeiten sie damit die größten Stükke Holz mit unglaublicher Mühe, und einer Geduld, die man bei diesem Volke nicht erwarten sollte, das so sehr die Ruhe liebt; doch ist die Arbeit, wie leicht zu erachten, auch sehr grob.

Die Töpfer machen allerhand Arten von irdenen Gefässen, die sie mitten in einem grossen Feuer bakken. Manche Stükke gerathen ihnen fast so gut, als in Europa, ohnerachtet ihnen die Scheibe und andere Werkzeuge fehlen; eine halbe Kalebasche dient ihnen manchmal als Form. Sie verfertigen auch Tabakspfeifen, deren Absaz den wichtigsten Zweig ihres kleinen Gewerbs ausmacht.

Die Weber machen ihre Zeuche aus einer Grasart, die auf den Feldern ohne alle Kultur wächst, und gar nicht zubereitet werden darf, um verarbeitet zu werden. Die Länge des Grases, die ungefähr zwei Fuß beträgt, ist auch die Länge des Zeuches; man macht es aber etwas weniger breit, als es lang ist. Diese Leinwand ist gewebt, wie die unsrige; sie machen sie aber auf den Knieen, ohne Weberstuhl und Weberschiff, und haben Geduld genug, den Einschlag zwischen einem jeden Faden mit den Fingern so einzuschieben, wie unsere Korbmacher bei der Verfertigung ihrer Hürden verfahren. Ohngeachtet sie so geschwind arbeiten, daß man den Bewegungen ihrer Finger mit den Augen kaum folgen kann, so bringen sie doch nicht viel zu Stande. Die besten Arbeiter machen nicht mehr, als eine Elle, in acht Tagen. Einige schlagen auch zwei Stükke Holz in die Erde, die durch ein drittes mit einander verbunden werden. Dazwischen spannen sie den Zettel aus, und legen den Einschlag einen Faden nach dem andern hinein.

Ihre kleinen Stükke, welche die Franzosen Makuten nennen, dienen als Scheide-Münze in diesen Gegenden. Die Kaufleute dürfen sie gegen die Waaren, die sie zu Markte bringen, nicht ausschlagen. Ausser der gewöhnlichen Leinwand machen die Negern noch kleine Säkke, Müzzen, und andere Arbeiten, wovon einige selbst in Europa wegen ihrer Feinheit und Mannigfaltigkeit

bewundert werden würden. Man findet noch einen Baum, dessen zweite Rinde wahre Leinwand ist, so stark und biegsam, als die unsrige. Die Negern machen daher Kleidungsstükke daraus.

Die meisten Bauern in den Dörfern, die nicht weit von dem Meere liegen, sind Salzmacher. Ihre ganze Kunst besteht darin, das Seewasser über einem grossen Feuer verdunsten zu lassen, welches das Salz auf dem Boden der Gefässe, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, niedersezt.

Sie haben keine besondere Handwerker, die Hängematten, Fischernezze, Seile, Matten, Körbe und dergleichen Sachen machen, sondern Jeder macht es selbst, wie er es braucht, und wie es ihm am besten gefällt.

§. 7.

Kriegswesen und Waffen.

Die Beherrscher der Negerländer in Niederguinea unterhalten gar keine ordentlichen Truppen. Wenn ein König Krieg beschlossen hat, so läßt sein Ma = Raka, oder Kriegs = Minister und oberster Feldherr, Befehle an alle Prinzen und Gouverneurs ergehen, Soldaten auszuheben, und diese ermangeln niemals, die ihnen vorgeschriebene Zahl auf den allgemeinen Sammelplaz zu führen. Wenn der Ma = Raka bei der Musterung findet, daß das

Heer nicht genug Raum bedekt oder einnimmt, so darf er nur, im Namen des Königs einige Worte ausſprechen, und es iſt in einigen Tagen um die Hälfte zahlreicher. Unter dieſen Völkern iſt, wie ehemals bei den Römern, ein jeder Bürger, im Fall der Noth, Soldat, aber freilich ein ſehr elender.

Doch werden auch in Friedenszeiten Muſterungen gehalten; unter den Getauften wird die Hauptmuſterung auf den St. Jakobstag gehalten. Da ſie ſich wenig auf den Umgang mit den Waffen verſtehen, ſo ſchränkt ſich ihre ganze Sorge dahin ein, den Soldaten Mut einzuflöſſen. Da ſie nakt und ſchlecht bewaffnet ſind, ſo erſtrekt ſich ihre Uebung hauptſächlich auf die Kunſt, ſich geſchikt hinter den Schilden zu verbergen. Bei dieſen Muſterungen, die mit einem allgemeinen Schmauſe endigen, findet ſich alles ein, Krumme und Lahme und die welche nicht gehen können laſſen ſich hintragen. Die Truppen machen alle Uebungen deren ſie fähig ſind, und rufen dem in Pracht erſcheinenden Könige zu: Wo iſt ein Herrſcher wie der unſrige? Wer mag aushalten die Tapferkeit ſeiner fürchterlichen Armeen? Ewig müſſe er leben! Ueber Sonne und Sterne müſſe er ſich erheben! Ausgerottet und vernichtet werden müſſen ſeine Feinde! u. ſ. w. Der Lärm der Inſtrumente mit dieſem Geſchrei vermiſcht macht ſogar den Donner unhörbar. Dann wird ein blindes Treffen gehalten, der König muſtert jedes Regiment insbeſondere, ſezt Offiziere ab, und

ein, nachdem sie es ihm zu verdienen scheinen, und theilt Belohnungen aus. In neuern Zeiten fangen sie an sich mit der europäischen Kriegskunst bekannter zu machen.

Diejenigen, welche auf eine kriegerische Unternehmung ausgehen, unterlassen niemals, ihren ganzen Körper roth anzustreichen, weil sie glauben, daß diese Farbe sie gegen Feuergewehr unverwundbar machen werde. Die meisten Krieger tragen noch grössere und glänzendere Federn, als unsere Damen von der grossen Welt. Sie sehen sie aber nicht so sehr als Zierrathen, sondern vielmehr als Mittel an, ihren Feinden Schrekken einzujagen. Einige glauben auch, daß gewisse Federn, von gewissen Vögeln, auf eine gewisse Art an ihre Müzze gestekt, die Kraft haben, alle Gefahr von ihnen, und ihren Häuptern zu entfernen. Alle nehmen Lebensmittel auf einige Tage, und Waffen wie sie sie haben, mit auf den Zug; denn gegeben werden ihnen keine. Einige haben Flinten, andere Säbel, Bogen und Pfeile, Lanzen und Assagaien, noch andere nur blos ihre Messer. Ihre Schilde sind so groß, daß sich leicht ein Mann dahinter verbergen kann, sie sind mit einer so harten Haut überzogen, daß ein Mordmesser nicht leicht durchdringen kann. Ihre Fahnen sind schlechte Lappen an Stangen. Soldaten rükken von beiden Seiten, ohne Ordnung und Disziplin an, und ihre Häupter scheinen mehr die Geschäfte von Anführern von Heerden, als von Heerführern, zu verrichten.

Wenn

Wenn man sich begegnet, so kömmt man bald zum Handgemenge; ein Jeder geht, ohne sich in Gliedern zu halten, oder Befehle zu erwarten, auf den Feind los, den er vor sich hat. Das Treffen fängt mit Hizze und Unordnung an, und hört bald in einer allgemeinen Zerstreuung, oder in einem vollkommenen Sieg auf. Alles hängt vom ersten Angriff ab; diejenige Partei, die diesen muthig aushält, bleibt gewis Siegerin auf dem Schlachtfelde. Die Treffen sind weder blutig, noch hartnäkkig. Kaum haben sie angefangen, so reißt schon eins von beiden Heeren aus. Zu einer allgemeinen Flucht gehört weiter nichts, als die Entfernung von einigen Soldaten, die einen ihrer Kammeraden an ihrer Seite haben fallen sehen. Ein solcher Zufall zerstreut und jagt in einem Augenblik alles auseinander. Die Sieger verfolgen alsdann, kühn durch ihr Glük, den flüchtigen Feind, und denken nur daran, viele Gefangene zu machen, die sie den Europäern, als Sklaven verkaufen.

Aber es ist sehr selten, daß die Armeen sich aufsuchen, oder begegnen, um ein Treffen zu liefern. Die grosse Kunst, Krieg zu führen, besteht hier darin, dem Feinde auszuweichen, über die verlassenen Dörfer herzufallen, um zu plündern, zu brennen, und einige Gefangene zu machen. So lange man keinen Widerstand findet, rükt man muthig vorwärts, zerstöhrt und verbrennt alles; und so richten oft zwei feindliche Armeen, zu gleicher Zeit in Feindes Landen, gleiche Verheerungen

an. Sie ziehen sich hierauf wieder zurük, und weichen sich immer aus, ausser wenn sich eine Gelegenheit darbietet, Gefangene zu machen. Wenn der Na-Raka erfährt, daß ein feindlicher Hause an einem Walde her, oder durch einen engen Weg kommen wird, so legt er eine viel grössere Menge in Hinterhalt, läßt jenen plözlich überfallen und einschliessen, und nimmt ihn auf diese Art ohne Schwertschlag gefangen.

Die Armeen sind gewöhnlich nicht lange im Felde; denn oft ist ein Krieg in weniger als acht Tagen geendigt. Wenn die Soldaten ihre Lebensmittel verzehrt haben, und in feindlichen Landen keine wieder finden; oder wenn sie ihr Pulver und Blei verbraucht haben, so ist nichts im Stande, sie länger zurük zuhalten; sie nehmen, ohne Abschied zu fordern, ihren Weg nach Hause. Wenn aber der König mit einem solchen Zug nicht zufrieden ist, so liegt es nur an ihm, einen andern zu unternehmen, wodurch die Felder verwüstet werden, ohne, daß deswegen mehr Blut vergossen würde. Bisweilen ziehen die Könige selbst in den Krieg, wenn sie aber gefangen genommen werden, so haben sie gar keine Gnade zu erwarten. Man schlägt ihnen den Kopf auf dem Schlachtfelde selbst ab; eine Grausamkeit, die allemal Feigheit in demjenigen voraussezt, der sie ausübt. Eine feige Seele fürchtet immer, daß sie es dereinst einmal bereuen möchte, großmüthig gegen einen Feind gewesen zu seyn, den sie in ihrer Gewalt hatte.

Alle dieſe Staaten erhalten ſich weniger durch ihre eigenen Kräfte, als durch ihre gegenſeitige Schwäche, und durch die allenthalben gleiche Muthloſigkeit und Ungeübtheit ihrer Soldaten. Zwey hundert Mann unſerer disziplinirten Truppen würden ſo viel Land erobern, als ſie nur durchlaufen könnten. Wenn ſie aber Könige und Völker bezwungen hätten; dann würden ſie bald, theils durch die Einwirkung des Klima, theils durch den Mangel der Nothwendigkeiten des Lebens der Gewalt derjenigen überliefert werden, die ſie wenige Tage vorher verachtet hatten. So ſcheint die Vorſehung dieſe armen Völker, durch ihr Elend und Schwäche ſelbſt, gegen den Ehrgeiz und die Raubſucht ausgebildeter Völker, geſichert zu haben.

Ohngeachtet dieſe Negern keine groſſe Tapferkeit in der Schlacht beweiſen, ſo wünſchen ſie doch nichts ſehnlicher, als den Ruhm von Muth und Unerſchrokkenheit. Man kann daher einem Manne keine gröſſere Beleidigung ſagen, als wenn man ihn einen Feigen nennt; ſo wie man auch keine gröſſere Schmeichelei machen kann, als wenn man von jemanden ſagt, daß er ein unerſchrokkenes und kriegeriſches Anſehen habe. Die Schönheit des Geſichts wird in Männern, als ein Fehler, angeſehen, und derjenige wird am meiſten beneidet, den die Blattern am ärgſten verunſtaltet haben. Manche laſſen ſich Einſchnitte ins Geſicht, auf die Schultern und Arme machen, und zwar in keiner andern Abſicht, als um ſich ein furchtbares Anſe-

hen zu geben, oder auf eine thörichte Art, mit Standhaftigkeit und Muth zu prahlen. Wenn sie diese schröckliche Operazion eben ausgehalten haben, so sollte man glauben, daß sie aus der blutigsten Schlacht zurükgekehrt wären. Zur Stillung des Bluts brauchen sie blos Schießpülver, und ihre Wunden sezzen sehr bald Narben an. Ein Missionar fragte einst einen Neger, der sich das Gesicht so zerfezzen ließ, warum er sich selbst zu solchen Schmerzen verurtheilte? Der Ehre wegen, antwortete er, und weil man, wenn man mich sieht, sagen wird: das ist ein Mann von Herz. Unstreitig würde es mehr Muth beweisen, wenn sie sich dem feindlichen Stahle fürs Vaterland ausseztem als daß sie sich zu Haus durch die Schärfe ihrer eigenen Messer verunstalten lassen; unterdessen muß man doch auch zugeben, daß Menschen, die aus Eitelkeit solche schmerzhafte Operazionen mit sich vornehmen lassen, auch großmüthiger Handlungen von einer andern Art nicht unfähig seyn würden. Ohne Zweifel ist die Regierungsform dieser Völker, die sie zur Ruhe und Trägheit einlädt, eine von den Hauptursachen ihrer Feigheit. Ein Sklave, dessen Zustand unter allen Revoluzionen derselbige bleibt, wird sich niemals so in Gefahren stürzen, als ein Soldat, dessen Interesse mit dem Interesse des Beherrschers vermischt ist, und welcher weiß, daß er, indem er fürs Vaterland ficht, auch für das kleine Erbtheil streitet, das er von seinen Vätern erhalten hat.

An Vorwand und Ursachen zu Kriegen fehlt es hier fast nie; denn wenn ein neuer Regent die Regierung antritt, so wird er fast jedesmal Gegner finden, die ihm sein Recht mit Gewalt bestreiten. Denn es gibt keinen einzigen Beherrscher in dieser Gegend von Afrika, der nicht Ansprüche auf die Ländereien seines Nachbars machte. Diese Ansprüche sind nicht immer ohne allen Grund, weil die meisten kleinen und unabhängigen Reiche, worin Afrika jezt getheilt ist, ehemals Provinzen grösserer Staaten waren, deren Statthalter sich unabhängig gemacht haben. So ist es noch nicht lange, daß Sogno aufgehört hat, eine Provinz von Kongo zu seyn.

§. 8.

Belustigungen. Musik und Tanz. *)

Der gewöhnliche Zeitvertreib besteht in freundschaftlichen Unterredungen; Viele belustigen sich mit einem Spiele, das grosse Aehnlichkeit mit unserm Damen- und Schachspiele hat. Andere vertreiben sich die Zeit mit einem Händespiel, welches darin besteht, daß man erstlich verschiedene Theile seines eigenen Körpers auf eine abgemessene Art

*) Man vergleiche damit, was im VI, VII, X und XI Bande dieses Werks von den Belustigungen der Negern in Oberguinea gesagt worden ist.

bald geſchwinder bald langſamer mit den Händen ſchlägt, und dann zu gleicher Zeit einander mit den Händen begegnet.

Muſik iſt eine ihrer Hauptergözzungen; ſie hat aber für europäiſche Ohren nicht viel angenehmes. Sie brauchen dabei allerlei Arten von Saiteninſtrumenten von ihrer eigenen Arbeit, aber aber auch Trompeten, Pfeifen und Trommeln, und ſingen dazu.

Das hauptſächlichſte Inſtrument, deſſen ſich die Groſſen bedienen, iſt ein ausgehöltes Stük Holz, mit Elfenbein garnirt, mit verſchiedenen Löchern, wie unſre Pfeifen. Man hat ſie von verſchiedener Gröſſe; ſie werden wie unſre Trompeten geblaſen. Ein anderes blaſendes Inſtrument iſt von einem Gazellenhorne gemacht und gibt einen ſcharfen kreiſchenden Ton.

Eine Art Zither, die viel Aehnlichkeit mit der ſpaniſchen hat, aber ohne Boden, iſt mit verſchiedenen kleinen Saiten aus Fibern von Palmblättern und einiger anderen Pflanzen überzogen; wenn ſie von geſchikten Händen geſpielt würde, ſo wäre ein angenehmer Ton zu erwarten.

Zwei Glökchen von Eiſen, dergleichen man in Europa den Mauleſeln und den Kühen anzuhängen pflegt, werden mit einem kleinen Stekken geſchlagen, und dienen hauptſächlich in den Armeen.

Gröſſere und kleinere Trommeln werden von

ausgehöhlten Stämmen gemacht, an dem einen Ende sind sie offen, am andern mit einem Fell überzogen, sie werden mit den Händen und insonderheit die kleinern mit Stökken geschlagen.

Der König und die Statthalter haben noch eine andre Art kleiner Trommeln, die mit eisernen und kupfernen Reifen belegt sind, diese dienen bei Feierlichkeiten.

Das angenehmste aller ihrer Instrumente heißt Marimba. Es besteht aus vierzehn oder sechszehn Kalebaschen von verschiedener Grösse. Sie stehen zwischen zwei durchlöcherten Bretern, die Oeffnung gegen unten gekehrt. Das untere Bret umschließt mit seinen Löchern die Hälse der Kalebaschen, deren Oeffnungen mit kleinen sehr dünnen Stükken Rinde überdekt sind. Das obere Bret hat so grosse Löcher, daß der dikke Theil der Kalebaschen so weit durchgehen kann, um es mit kleinen dünnen Stükchen Holz schlagen zu können; diese Stükchen Holz sind einen Zoll breit und ungefähr acht lang. Die Bewegungen, die der Spieler oben macht, wirken zu gleicher Zeit auf das Untere der Kalebaschen; ein geschikter Spieler würde diesem Instrumente sehr harmonische Töne entlokken können. Die Trompeten haben die Grossen von den Portugiesen.

Oft versammeln sich die hiesigen Negern auf öffentlichen Plätzen unter schattigen Bäumen, um Konzerte zu geben, wo es Jedem erlaubt ist, mit zu

spielen. Europäer würden sich aber ob dieses unordentlichen Getöses schwerlich des Lachens enthalten können.

Ohngeachtet der Tanz in heissen Ländern sehr ermüdend ist, so ist er doch hier sehr gebräuchlich. Dann und wann ist er eine grosse Belustigung; öfter aber eine gottesdienstliche Handlung. Die Negern tanzen, wenn sie betrübt sind, eben sowol als wenn sie sich freuen, bei der Beerdigung ihrer Aeltern, wie bei ihren Hochzeiten, und der Tanz ist stäts mit Gesang begleitet. Der Angesehenste der Gesellschaft oder der beste Sänger fängt zuerst an, die anderen singen und tanzen nach, wie die Bauern in Frankreich. Sie haben keine bestimmte oder vorherverfertigte Lieder, sondern machen sie aus dem Stegreif, nach der Gelegenheit und den Umständen.

So sehr sich die Negern in ihren Konzerten von der Natur entfernen, so viel Natur und Ausdruk ist in ihren Gesängen und Tänzen. Sie mögen durch Schmerz oder Freude hervorgebracht werden, so sind sie allemal ein treuer Ausdruk der Natur. Man kann unmöglich ungerührt bleiben, wenn man von beiden Zeuge ist. Z. B. Eine Wittwe beklagte tanzend ihr eigenes und das Unglük ihrer Kinder; sie verglich ihren verstorbenen Mann mit dem Dache des Hauses, dessen Einfall die Zerstörung des ganzen Gebäudes bald nach sich zieht. „Ach! schrie sie in ihrer Sprache, das Dach ist eingefallen, und nun ist das ganze Haus dem Un-

gestümm des Wetters ausgesezt; es ist darum geschehen, unvermeidlich ist der Einsturz!" — Eine Mutter erhielt die Nachricht, daß Räuber ihren Sohn entführt und als Sklaven an die Europäer verkauft hätten, sie stürzte wild aus ihrer Hütte hervor, nahm ihre Tochter bei der Hand, und besang tanzend ihr Unglük in den erweichendsten Tönen. Bald verfluchte sie den Tag, an welchem sie Mutter geworden, bald rief sie ihrem Sohn, und verfluchte die Bösewichter, die ihn gestohlen hätten, bald warf sie den Europäern ihren grausamen Geiz vor, der sie antreibt, von einem Jeden einen Jeden als Sklaven zu kaufen, der ihnen gebracht wird. Der Gesang dieser trostlosen Mutter, der Strom ihrer Thränen, die schröklichen Bewegungen und Zukkungen, von denen sie herum getrieben wurde, die Wildheit ihres Tanzes selbst, alles drükte das tiefste Gefühl des mütterlichen Schmerzens so stark aus, daß die zuschauenden Europäer selbst von der tiefsten Wehmut durchdrungen wurden, und sich weinend von dieser Jammerszene entfernten.

Die Negern sind grosse Liebhaber vom Tanzen; die Weiber haben, wie die Männer, ihre Versammlungen, worin sie tanzen oder sich sonst belustigen, aber doch nur an Festtagen, oder wenn sie die Feld- und Hausarbeiten verrichtet haben. Sie mischen sich niemals in die Gesellschaft der Männer, die Frau selbst tanzt nicht mit ihrem Mann, und die Schwester nicht mit dem Bruder.

Cavazzi *) sagt das Gegentheil. Er sagt: Diese Tänze bestehen in einem ewigen Herumdrehen von Männern und Weibern unter einander, begleitet mit geilen Stellungen und Berührungen, mit schlüpfrigen Gesängen durchmischt. Der Anführer des Tanzes singt allein, und die Gesellschaft wiederholt seine Worte und Töne. Ihre Tänze haben aber nicht viel Kunst.

Am Hofe wird von den Vornehmen beiderlei Geschlechts auch ein Tanz getanzt, der von aller Unsittlichkeit entfernt ist, er heißt der königliche Tanz, er wird nie getanzt, als in Gegenwart des Königs und der Prinzen. Er hat so viel Ernsthaftes und Zeremonidses, daß man ihn fast mit den spanischen Tänzen vergleichen könnte. In der linken Hand halten die Tanzenden kleine Kalebaschen, in welchen Steinchen sind, die sie taktmäßig schütteln; nach diesem Takte wird getanzt und gesungen, denn sie singen auch während des Tanzes, aber nichts unschikliches, und mit Vergnügen würde man sie hören, wenn diese Gesänge nicht so viel Schmeicheleien für die Grossen enthielten.

Es gibt hier vier Tänze, die den Namen von ihren Erfindern oder dem Lande haben, wo sie zu Hause sind; sie sind äuserst schlüpfrig und sehr geschikt zum Laster zu reizen. Sie werden um ein

*) Cavazzi II. p. 52.

grosses Feuer herum getanzt, der Eigenthümer des Hauses, vor welchem getanzt wird, muß die Tänzer bewirthen.

Zwar haben die kristlichen Könige es durch äusserste Strenge dahin gebracht, daß diese obszönen Tänze in der Nähe der Residenz nicht mehr in Uebung sind, aber im Innern haben sie ihren Zwek noch nicht erreichen können. Obgleich diese Negern sogenannte Kristen sind, so lassen sie sich doch von diesen ihren alten Gewohnheiten nicht ganz abbringen.

In ihrer Dichtkunst beobachten sie keine gewisse Regeln, sondern sie muß sich nach den Einfällen der rohen ungebildeten Dichter richten. *)

Diese Negern halten auch Todtentänze, sie müssen für ihre nahen Verwandten mehrere Monate lang und so verhältnißmäßig für entferntere und auch für Freunde tanzen. Bei solchen Gelegenheiten tanzen sie einen grossen Theil der Nacht durch, und schlafen bei Tage wieder aus.

*) Cavazzi II. p. 56.

§. 9.

Heurathen, Ehen, Zustand des weiblichen Geschlechts, und Erziehung der Kinder.

Die Vielweiberei ist in diesen Ländern, wie in allen Negerländern durch Gewohnheit eingeführt, und erlaubt. Ein Mann darf also so viele Weiber nehmen, als er will; allein die Natur sezt der Freiheit, die das Gesez gibt, gewisse Gränzen. Die Zahl der Weiber in diesen Gegenden ist nicht gröſſer, als die Zahl der Männer; vielleicht nicht einmal so groß; und also kann ein Grosser nicht zwanzig Weiber nehmen, ohne neunzehn seiner Mitbürger in die Nothwendigkeit zu sezzen, im ehelosen Stande zu bleiben. *) Gewöhnlich opfert ein Mädchen auch den Vorzug, die einzige Frau eines nicht vornehmen Mannes zu seyn, der Ehre auf, das Weib eines grossen Herrn zu werden.

*) So sagt Proyart (S. 77.) aber er hat wahrscheinlich Unrecht. Physiologen sagen es, und die Erfahrung bestätigt es, daß in Ländern, wo die Vielweiberei herrscht, die Zahl der Weibspersonen immer beträchtlich stärker sei, als die der Mannsleute; aber auch ohne dies ist es ganz natürlich, daß in den Negerländern die Zahl des weiblichen Geschlechts die stärkste seyn muß, da der Sklavenhandel und die ewigen Kriege so viele Mannsleute dem Lande alljährlich rauben.

der ihr eine Menge von Nebenbulerinnen gibt. Nur allein die Reichen können sich des Rechts, oder vielmehr des Mißbrauchs, viele Weiber nehmen zu dürfen, bedienen. Weil aber die Zahl der Reichen sehr klein ist, so finden alle weniger Begüterte, und so auch noch die meisten Sklaven, Personen vom andern Geschlecht, die sie heurathen können. Die gemeinen Negern haben selten mehr, als eine Frau. *) Die Fälle, daß ein Neger, der sich zur kristlichen Religion bekennt, aus Grundsäzzen nur eine Frau hat, sind selten. Die, welche sich diesem Zwange unterwerfen, thun es entweder bloß aus besondern Rükſichten, oder erst, wenn sie alt und abgelebt sind. **)

Väter und Mütter überlassen den Söhnen die Wahl einer Gattinn. Die Verheurathung der Töchter aber wird bloß als eine Haushaltungsangelegenheit angesehen, die hauptsächlich die Mütter zu besorgen haben. Die Frau bringt ihrem Manne nie ein Heurathsgut; im Gegentheil besucht ein junger Mensch, der ein Mädchen zur

*) Proyart versichert dies, und eifert sehr gegen die Reisebeschreiber, welche von der grossen Weiberzahl sprechen, die einzelne Negern sich halten. Dies mag von Loango ganz richtig seyn. Von anderen Negerländern, auch von andern Theilen dieses Küstenreichs ist es ganz gewiß, daß die Vielweiberei sehr stark Mode ist.

**) Cavazzi, I. p. 435.

Frau haben will, die Aeltern, und bietet ihnen solche Geschenke an, von denen er glaubt, daß sie ihnen am angenehmsten seyn werden. Gefallen entweder die Geschenke, oder die Hände, die sie anbieten, nicht, so werden sie abgewiesen. Gefallen sie hingegen, so bietet der Freier auch der Tochter welche an, und diese hat ebenfalls die Freiheit, sie anzunehmen, oder auszuschlagen; dies geschieht aber äusserst selten. Die Annahme der Geschenke von Mutter und Tochter ist so gut, als eine Eheversprechung. Doch wird die Hochzeit nicht eher, als einen Monat nachher gefeiert. Während dieser Zeit erscheint die Braut niemals öffentlich anders, als roth bemalt, damit Jedermann erfahre, daß der, mit welchem man sie inskünftige wird zusammen wohnen sehen, ihr Ehemann sei. Wenn dieser Brauch vernachlässigt würde, so wäre die Ehe ungültig und gesezwidrig, und die Verwandten des Mädchens würden ein Recht erhalten, sie mit dem Tode zu strafen. Nach dem Ablaufe des Monats läßt die Braut die rothe Farbe, womit sie sich vorher geschmiert hatte, verschwinden, und die Hochzeit wird unter Tänzen und ländlichen Gesängen gefeiert. Dies ist vorzüglich in Loango Sitte. *) In Rongo kommen die Aeltern gewöhnlich mit dem Freier überein, daß er zwei oder drei Jahre mit der Tochter leben muß, um zu sehen, ob sie ihm anstehe; wenn dies ist,

*) Proyart, S. 79.

so muß er ihr ein Leibgeding ausseʒʒen, und sie dann in der landesüblichen Form heurathen, welches darin besteht, daß er einen grossen Schmaus anstellt, und sie für seine rechtmässige Gattinn erklärt. Ist man über diese Bedingung einig, so nimmt der Freier ohne weiters seine Braut mit nach Hause, und lebt mit ihr. In den Probejahren geschieht es oft, daß der Mann die Frau fortschikt, oder diese ihn verläßt. Auch geschieht es oft, daß ein Neger, wenn er ein kleines Mädchen sieht, das Schönheit verspricht, dasselbe seinen Aeltern für Wein, Branntwein oder andre Waaren abkauft, und es als seine Sklavinn in seinem Hause erziehen läßt, bis es mannbar ist. Zuweilen geschieht es auch, daß ein Neger einer schwangern Mutter ihr Kind im Mutterleibe abhandelt, um es dann so zu erziehen; kömmt ein Knabe, so wartet er auf die nächste Geburt, wird das Weib unfruchtbar, so muß sie ihm ein Mädchen von einer ihrer Verwandten verschaffen. *)

Unter den Weibern der Negern sind gemeiniglich zwei, die der Mann vorzüglich liebt. Die erste heißt Enganainene, und ist die Aufseherin über das ganze Hauswesen, so wie über die andern Frauen. Die zweite heißt Sambegilla, und ist die Gehülfin und Stellvertreterinn der ersten. Desto mehr Treue verlangt aber auch der Mann von ihnen; sie sind daher beständig mit Sklavinnen um-

*) Cavazzi, I. p. 429.

geben, denen der Herr besonders trauet, die alle ihre Schritte belauschen müssen. Auch unter den übrigen Weibern ist noch ein Unterschied, denn einige sind wirkliche Sklavinnen. Die freien Beischläferinnen werden Mugagi genannt. *)

Die eheliche Treue ist unter diesen Völkern vorzüglich heilig, und Ehebruch wird daher unter die größten Verbrechen gerechnet. Die Weiber glauben allgemein, daß im Fall einer begangenen Untreue die größten Unglüksfälle sie treffen würden, wenn sie sie dies nicht durch ein aufrichtiges Bekenntniß ihres Fehltritts vor ihren Männern, abzuwenden, und Vergebung des ihnen zugefügten Unrechts zu erhalten suchten. Es gibt noch andere Fehler, welche die Frauen ihren Männern gestehe zu müssen glauben; man kann diese freiwillige Anklage als einen religiösen Gebrauch ansehen. Der Mann macht niemals Schwierigkeiten, seiner Frau die begangenen Fehler zu vergeben; allein wenn sie ihm einen Mitschuldigen nennt, so kann er ihn gerichtlich belangen; und dies unterläßt er selten, besonders wenn er sein Ehebett beflekt haben sollte. Bei der Anklage des Ehebruchs verlangt der Richter keinen andern Beweis, als die Angabe des Mannes, unterstüzt durch das Geständniß seiner Frau, weil er voraussezt, daß ein Geständnis, das sie selbst mit Schande bedekt, nur die Stimme des Gewissens seyn kann. Die Frau kömmt

vor

*) Cavazzi, I. p. 429.

vor den Richter, wie bei ihrem Manne, mit der bloſſen Strafe der Reue und Scham weg; allein der Verführer wird durch das Geſez dem beleidigten Theile überliefert, und er wird ſein Sklave, wenn er nicht reich genug iſt, ſich loszukaufen. Solche Sklaven werden, wie man leicht denken kann, von ihren Herren nicht ſehr geſchont. Beiſchläferinnen aus dem Sklavenſtande werden, wenn ſie die Ehe brechen, ohne Gnade hingerichtet, oder, wenn der Mann recht gut oder geizig iſt, an die Europäer als Sklavinnen verkauft.

Eine Prinzeſſin hat das doppelte Recht, aus dem Volke einen Gemahl zu wählen, welchen ſie will, und ihn zu zwingen, keine andere Frau neben ihr zu haben. Weil dieſe lezte Bedingung den Prinzen zu hart ſcheint, ſo gibt es unter ihnen ſelten welche, die Luſt hätten, Prinzeſſinnen zu heurathen. Selbſt gemeine Leute fürchten ſich vor einer Verbindung mit ihnen; allein wenn ſie ihnen angeboten wird, ſo müſſen ſie ſie bei Strafe des Verluſts ihrer Güter und Freiheit annehmen, und gewöhnlich ſind diejenigen, welche die Prinzeſſinnen ausſuchen, die reichſten im Lande. Sie haben ferner vor den Weibern des gemeinen Mannes die Freiheit, ſich von einem Manne, der ihnen nicht gefällt, zu ſcheiden, und einen andern zu wählen. Es ſcheint auch nicht, als wenn ſie von der Eheſcheidung einen andern Grund, als ihren Willen, anzugeben nöthig hätten. Ein ſolcher verabſchiedeter Mann aber muß, eh' er ſich wieder

verheurathen, oder seine erste Frau, wenn er eine solche hat, wieder nehmen kann, sich die Erlaubniß dazu vom Könige erbitten, der in solchen Fällen keine Schwierigkeiten zu machen pflegt. *)

Wen eine Prinzessin zu ihrem Gemahl auserkoren hat, der fängt damit an, sich den Leib mit Palmöl zu beschmieren, und mit rother Farbe zu malen. Dies sind die ersten Verrichtungen einer monatlichen Einsamkeit, während welcher er keinen Fuß aus seiner Wohnung sezt. In dieser ganzen Zeit lebt er von den gemeinsten Speisen, und trinkt nichts, als Wasser. Nach Verfliessung des Monats wascht er seinen ganzen Leib, und heurathet die Prinzessin mit vielem Gepränge; aber der Tag der Hochzeit ist der Sterbetag seiner Freiheit. Denn der Gemahl einer Prinzessin ist weniger ihr Gemahl, als ihr Sklave und Gefangener. Er macht sich bei der Heurath verbindlich, so lange er mit ihr zusammen wohnen wird, keine andere Frauensperson nur anzusehen. Er darf nie, als unter einer starken Begleitung ausgehen, wovon ein Theil voraus eilt, um alle Weiber, die ihm aufstossen könnten, zu entfernen. Wenn, dieser Vorsicht ohngeachtet, sich eine Frauensperson auf seinem Wege fände, und das Unglük hätte, nur von ihm angesehen zu werden, so kann die Prinzessin auf die Zeugnisse ihrer Spionen ihr den

*) Proyart, S. 81. Dies gilt also hauptsächlich von Loango und Kakongo.

Kopf abschlagen lassen; und gewöhnlich übt sie dieses schröckliche Recht aus. Solche Vorrechte, mit so vieler Gewalt verbunden, verführen Prinzessinnen oft zu den äussersten Unordnungen, und man fürchtet sich daher vor nichts so sehr, als vor ihrem Zorne. Die Grausamkeit scheint ihnen angeboren zu seyn, und man sollte glauben, daß sie sich an allem, was ihnen nahe kömmt, für die Sklaverei rächen wollten, worin das übrige weibliche Geschlecht in diesen Gegenden lebt. *)

Der Zustand und die Lage der übrigen Weiber macht mit den Vorzügen der Prinzessinnen den auffallendsten Kontrast. Wenn diese ihre Männer als unumschränkte Beherrscherinnen behandeln, so sind jene, in Rükſicht auf die ihrigen, in einer Abhängigkeit, die einer Dienstbarkeit nahe kommt. Wenn sie mit ihren Männern sprechen, so müssen sie es beständig kniend thun. Sie allein sind mit dem Feldbau und allen übrigen häuslichen Arbeiten belastet, und ihnen liegt es ob, für ihren eigenen Unterhalt und für den Unterhalt ihrer Männer und Kinder zu sorgen.

Wenn ein Mann mehrere Weiber hat, so wohnt jede in einer besondern Hütte, und jede bereitet nach der Reihe ihm sein Essen zu, und hält es für eine Ehre, wenn sie ihn während der Mahlzeit bedienen, und Reste davon aus seinen Hän-

*) Dies Alles scheint nur noch in Loango, Kakongo und Ngojo Sitte zu seyn.

den für sich und ihre Kinder erhalten kann. Der Ehmann läßt sich mit keiner seiner Frauen bis zur Vertraulichkeit herab, um keine Eifersucht unter ihnen zu erregen. Er wohnt beständig allein in seiner Hütte, und eine jede der Weiber in der ihrigen mit ihren Kindern. Diese Absonderung hindert doch nicht, daß nicht dann und wann Streitigkeiten unter ihnen entstehen sollten, die der Mann gerichtlich zu schlichten das Recht hat. Nach erhaltener Anklage läßt er die beiden Widersacherinnen vor sich erscheinen; jede trägt ihre Sache kniend vor, während daß er mit untergeschlagenen Füssen auf der Erde sizt. Nachdem er beide angehört hat, thut er den Ausspruch, und sogleich entfernen sie sich mit dem tiefsten Stillschweigen, und der vollkommensten Ergebenheit in sein Urtheil.

Das Schiksal der Gemahlinnen der Prinzen ist sehr von dem der Prinzessinnen verschieden, sie sind im geringsten nicht von den häuslichen Arbeiten befreit, und man sieht sie oft, wie andere von ihrem Geschlechte, mit dem Feldbau beschäftigt.

Gewöhnlich nimmt es der Mann auf sich, seinem Weibe Kleider anzuschaffen, und ihre Hütte in gutem Stande zu erhalten; überdies geht er auch auf die Jagd und den Fischfang. Wenn diejenigen, welche mehrere Weiber haben, viel Wild oder eine grosse Menge von Fischen gefangen haben, so theilen sie den ganzen Vorrath unter alle, und zwar nach dem sorgfältigst beobachteten Ver-

hältnisse ihrer Kinder, aus. Reicht aber das, was sie gefangen haben, nicht für alle zu, so geben sie es allein derjenigen, die an diesem Tage die Küche besorgt.

Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten hat in diesen Ländern nicht Statt; sie würde bei der Vielweiberei mit zu vielen Unbequemlichkeiten verbunden seyn. In Todesfällen erben Kinder nicht von ihrem Vater, sondern allein von der Mutter. Die Güter des Vaters fallen nach seinem Tode an seinen leiblichen Bruder zurük, wenn er einen hat, oder in Ermangelung dessen, an seine älteste leibliche Schwester, oder endlich an den ältesten Sohn des nächsten Verwandten von mütterlicher Seite.

Die Erbschaften bei den Armen, oder dem gröβten Theile des Volkes, bestehen in einer Hütte, einer Flinte, einem Säbel, und in einigen hölzernen oder irdenen Gefässen; oft aber sind sie noch unbeträchtlicher. Die Verlassenschaft der Reichen aber, der Prinzen und Könige besteht in Sklaven, baumwollenen Zeuchen, Sibergeschirr, Korallen, Säbeln, Flinten und andern europäischen Sachen. Weil der König der Eigenthumsherr des ganzen Königreichs ist, so fallen die Ländereien und Herrschaften, welche die Grossen von ihm als Gouvernements besizzen, nicht an ihre Erben, sondern an den König zurük, wenn jene nicht durch Geschenke an ihn und seine Lieblinge sich den Vorzug vor andern erkaufen.

Die Weiber bekümmern ſich nicht ſonderlich um die Erziehung ihrer Kinder, und die Männer gar nicht. Die Mütter kommen auf der bloſſen Erde ohne fremde Hülfe nieder. Dann bedekken ſie die Kinder höchſtens mit etwas Laub, und gehen, nachdem ſie ſich gebadet haben, gleich wieder an ihre Arbeit. Die Kinder beſchmieren ſie täglich mit einem Teig aus Erde und gekochtem Palmöl, und legen ſie an die Sonne, dadurch ſoll die Haut geſchmeidiger, und glänzender ſchwarz werden. Bei aller ihrer Arbeit haben ſie die Kinder auf dem Rükken, wo ſie bloß mit einem Riemen von Leder oder Baumrinde angebunden ſind. Wollen ſie ihnen zu trinken geben, ſo werfen ſie ihre langen Brüſte über die Schulter, oder ſtellen das Kind auf einen Stein oder einen Baumſtok, wo es mit aller Bequemlichkeit ſäugen kann, ohne daß die Mutter nöthig hätte ſich zu bükken. In Rükſicht des Moraliſchen begnügen ſich die Mütter damit, ihnen eine gewiſſe Furcht vor der Gottheit einzuflöſſen, von der ſie ſelbſt die gröbſten Vorſtellungen haben. Sie gewöhnen ſie mehr durch ihr Beiſpiel, als durch ihre Lehren, ihre abergläubiſchen Gebräuche für heilig zu halten, hingegen Lügen, Diebſtahl und Meineid zu fliehen. Die nicht Getauften empfehlen ihnen gleichfalls Ehrfurcht gegen ihre Gangas oder Prieſter, und gegen alte Perſonen. Dergleichen Lehren geben ſie ihnen nur gelegentlich. Oeffentliche Schulen für Religion und Wiſſenſchaften gibt es gar nicht,

und es sind auch nur wenige Handwerke, wozu sie ihre Kinder anhalten könnten. Die Töchter sind eben so arbeitsam, als ihre Mütter, sind ihnen stäts zur Seite, und theilen mit ihnen die sauersten Arbeiten des Feldes und der Haushaltung. Sie suchen Holz in den Wäldern, oder holen Wasser aus den Strömen, die oft Viertelsmeilen weit entfernt sind. Die jungen Knaben hingegen nehmen keinen Theil an den Arbeiten, unter welchen ihre Schwestern erliegen. Kaum erreichen sie ein Alter, in welchem sie sich erkennen können, so nehmen sie schon gegen ihre Schwestern eben den heroischen Ton an, in welchen ihre Väter mit den Müttern reden. Ein Missionar hörte es, daß eine Mutter ihrem Sohn einen kleinen Auftrag gab, und daß der Junge, der ungefähr acht Jahre alt war, ihr antwortete: „Denk daran, daß ich ein Knabe bin!"

Während die Mutter mit ihren Töchtern arbeitet, belustigen sich die Söhne mit andern Knaben von ihrem Alter. Sie spielen wenig; oft suchen sie Zukkerrohr, Ananas, oder andere eßbare Früchte; allein ihre liebste und fast einzige Beschäftigung ist diese, junge Vögel aus den Nestern zu nehmen, von denen sie auch sehr viele von den schönsten Farben finden. Sie fangen auch welche in den Fallen und Nezzen, und brauchen dazu Ameiseneier als Lokspeisen.

Wenn sie ein Alter von fünfzehn oder sechzehn

Jahren erreicht haben, so beschäftigen sie sich lieber mit dem Fischfange, oder sie gehen auf die Jagd, wenn sie sich ein Gewehr anschaffen können. Einige machen Makuten, welches kleine Stükke von Kattun sind, die als Münze im Lande gelten.

§. 10.

Religion, Aberglaube und Begräbnisse dieser Völker.

Die Negern in Niederguinea sind mit ihren Religions-Meinungen sehr zurükhaltend gegen die Europäer, um sie nicht dem Gespötte derselben auszusezzen. Nur allein der lange Aufenthalt der Missionare unter ihnen ist Ursache, daß sie wenigstens zum Theil die Gegenstände ihres Aberglaubens erfahren haben. *)

Sie erkennen ein höchstes Wesen, das sein Dasein keinem andern zu danken hat, aber der Grund des Daseins aller übrigen Dinge ist. Sie glauben, daß es alles Gute und Schöne in dieser Welt geschaffen hat, daß es, vermöge seiner Natur, gerecht ist, die Gerechtigkeit also in andern

*) Vorauszubemerken, diese Negern sind, wie alle Negern Fetischendiener, ihre Fetischen werden mit dem allgemeinen Namen Mokissos benannt.

liebt, Falschheit und Meineid hingegen strenge straft. Sie nennen es Zambi, nehmen seinen Namen zur Bezeugung der Wahrheit, sehen Meineid als eins der grösten Verbrechen, und eine gewisse Krankheit, die sie Zambi-a-n-pongu *) nennen, als seine Strafe an. Menschen, die damit behaftet sind, erklären sie, ohne Umstände, für Meineidige.

Ausser diesem gerechten und vollkommenen Gott glauben sie noch einen andern, dem sie ganz entgegengesezte Eigenschaften zuschreiben. Der erste hat alles erschaffen; dieser möchte alles zerstören; er liebt Unordnung, und sucht, den Menschen zu schaden; er ist der Anstifter und Urheber aller Ungerechtigkeit, des Meineides, des Raubes, aller Vergiftungen und anderer Verbrechen. Von ihm kommen alle traurigen Zufälle, Schäden, Krankheiten, Unfruchtbarkeit der Felder, mit einem Worte, alles Elend der Menschen, und selbst der Tod. Sie nennen ihn Zambi-a-ebi, d. h. Gott der Bosheit. **) Es scheint natürlich, (sagt

*) Nach Cavazzi I. p. 240. ist Nzambiampungu der Name der Gottheit.

**) Dieser Begriff von zwei entgegengesezten höchsten Wesen, den man beinahe bei allen Fetischendienern findet, verdient gewiß in ethnographisch-philosophischer Rükficht noch näher untersucht zu werden, als bisher geschehen ist. (M. s. auch Meiners Religionsgeschichte.)

Proyart) daß der Mensch, der durch keinen philosophischen Geist geleitet wird, die Ursache aller Uebel zu entdekken sucht, die ihn von seinem Eingange ins Leben bis zum Ausgange aus demselben belagern, und daß er sich, in seinen Vermuthungen, über solche von den Sinnen so weit entfernte Gegenstände verirrt.

Diejenigen, die nur allein den Glauben ihrer Väter kennen, suchen blos die böse Gottheit zu besänftigen, weil sie vest überzeugt sind, daß der gute Gott von selbst gnädig gegen sie seyn würde. Einige essen, um jene geneigt gegen sich zu machen, gar kein Geflügel oder Wildprät; Andere enthalten sich gewisser Arten von Fischen, Baum- und Hülsenfrüchten. Es findet sich aber keiner, der nicht ein Gelübde gethan hätte, sein ganzes Leben über ein gewisses Nahrungsmittel gar nicht zu sich zu nehmen. Die einzige Art, ihm zu opfern, besteht darin, gewisse mit ihren Früchten beladene Bäumchen, ihm zu Ehren, ersterben zu lassen. Der Bananas-Baum wird vorzüglich dazu gewählt.

Diese Negern haben aber auch Götzenbilder oder Fetische, die sie aber nicht sowohl als Götter, sondern als Dollmetscher und Gewalthaber der Gottheit ehren. Sie bestehen aus hölzernen Bildern, die grob gearbeitet sind, und wovon einige eine natürliche Gestalt haben. Jedes hat seinen Namen und sie sind in Tempeln verschlossen, die nicht grösser und besser ausgeziert sind, als die

gemeinen Wohnhäuser. Man findet dergleichen in Städten und Dörfern; dann und wann sogar in Wäldern und einsamen Gegenden. Einzelne Personen ziehen sie zu Rathe, um den Ausgang ihrer Unternehmungen zu erfahren. Einige glauben, daß diese Götzenbilder bisweilen redeten; allgemein aber ist man überzeugt, daß sie denjenigen, die sie um Rath fragen, Eingebungen mittheilen. Ist z. B. ein beträchtlicher Diebstahl geschehen, dessen Urheber noch unbekannt sind, so holt man ein Götzenbild, führt es unter dem Schalle von Trommeln und Trompeten auf den Markt, in der vesten Zuversicht, daß es die Schuldigen entdekken werde. Erscheinen diese nicht, so führt man ein noch berühmteres herbei, und vervielfältigt den Gesang sowol, als die religiösen Gebräuche. Alsdann glauben diejenigen, die um die Dieberei etwas wissen, sich verbunden, das, was ihnen bekannt ist, zu entdekken; oft lassen selbst die Schuldigen, durch den heiligen Aufzug in Schrekken gesezt, den dabei interessirten Personen durch die dritte Hand wissen, daß sie nur alles Gepränge einstellen möchten, und daß die entwandten Sachen ihnen wieder ausgeliefert werden sollten, welches leztere auch ohne Verzug geschieht.

Wenn ein Haus gebaut wird, so geschieht es unter dem Schuzze eines Götzen; wenn es fertig ist, so bewohnt es der Eigenthümer nicht, bis ein Priester es durch Räucherungen eingeweiht und eine Zeitlang bewohnt hat.

Auſſer dieſen Götzenbildern vom erſten Range gibt es noch andere, die einzelne Perſonen bei ſich haben und verehren, ohne ſich jemals mit Gebeten an ſie zu wenden. Manche tragen auch kleine groteske Figuren, Fiſchzähne, oder Vögelfedern, als Verwahrungsmittel gegen ſolche Uebel, an ſich, von denen ſie bedrohet ſind, oder ſich bedrohet glauben. Alle, ohne Ausnahme, ſorgen dafür, daß, nachdem ſie ihr Feld bearbeitet haben, gewiſſe Zweige von gewiſſen Bäumen, nebſt einigen Stükken von zerbrochenen Töpfen, in die Erde geſtekt werden, weil dadurch, ihrer Meinung nach, Unfruchtbarkeit und Bezauberungen abgewendet werden. Eben dieſen Aberglauben treiben ſie vor ihren Hütten, wenn ſie ſich eine Zeitlang davon entfernen müſſen, und der kühnſte Dieb hätte nicht das Herz, über die Schwellen zu gehen, wenn er ſie durch jene geheimnißvolle Zeichen verwahrt ſieht.

Die Diener der Religion heiſſen Gangas; ſie ſind eben ſo unwiſſend, als der übrige Pöbel, aber liſtiger und verſchmizter. Die älteſten laſſen diejenigen, die in ihre Geſellſchaft aufgenommen werden wollen, eine zahlloſe Menge von Prüfungen und lächerlichen Gebräuchen durchgehen. Niemand zweifelt daran, daß dieſe Gangas nicht Gemeinſchaft mit dem böſen Gotte haben, und die ſchiklichſten Mittel wiſſen, ihn zu beſänftigen. Es ſcheint, als wenn ſie in dieſe Gangas eben ſo viel, oder noch mehr Zutrauen, als in ihre Götzenbilder ſelbſt, ſezten. Man fragt ſie, um die,

Zukunft und die geheimsten Dinge zu erfahren; man bittet sie, wie den König, um Regen und ersprießliche Witterung, und glaubt sogar, daß sie durch die Macht ihrer Zauberei sich unsichtbar machen, und mitten durch die Thüren dringen könnten, wenn diese auch von dem härtesten Holze oder Eisen wären. Das Ansehen und die Einrichtung dieser Priester ist nicht aller Orten einerlei; es gibt Provinzen, wo sie in verschiedene Klassen, in Ober- und Unterpriester abgetheilt werden. In Rongo hat der Oberpriester den Titel Chitome. Er steht in grossem Ansehen, und hat grosse Einkünfte; in seiner Hütte unterhält er ein heiliges Feuer, das für allerlei Unglüksfälle gut ist. Niemand, er mag seyn, wer er wolle, darf sich diesem Aufenthalte ohne die wichtigste Ursache nähern.

Man hat gar nicht bemerkt, daß die Gangas irgend eine Art von Opfern der Gottheit darbrächten. *) Sie sind, wie leicht zu urtheilen, nur

*) Nach Cavazzi p. 245. kann dies doch nicht allgemein gesagt werden. — Nach dem nämlichen Schriftsteller p. 243. ist besonders der Neumond zu gottesdienstlichen Handlungen bestimmt, bei allen ist Musik und Tanz. Der, welcher das Opfer darbringt, geht in Begleitung seiner Freunde in die Hütte des Priesters, und bittet ihn abgeredeter Massen, ihm bei seinem Opfer zu dienen. Dieser, der mehrere von seinen Amtsbrüdern bei sich hat, untersucht das Geschenk, und wenn er es hinlänglich findet, geht er sogleich

dem Namen nach Wahrſager und Zauberer. Es finden ſich unter ihnen welche, die ſich mit Heilung von Krankheiten abgeben, aber Muſik, Anblaſen und Beſchwörungen faſt als die einzigen und

in Amtskleidern, und von den andern Prieſtern begleitet, in die Kapelle, klatſcht in die Hände, rühmt mit lauter Stimme den Stand des Opferers und deſſen Geſchenke, die er vor den Fetiſch hinlegt, und ihn bittet, allen, die ihn ehren, inſonderheit dem jezzigen Opferer, Geſundheit, Ruhe und Friede zu ſchenken. Wenn das Gebet geendigt iſt, ſo fangen die Muſikanten ihr abſcheuliches Getös an, wozu ſie mit ſtarken Getränken ermuntert werden. Dies dauert einige Stunden, dann wird die ganze Verſammlung verabſchiedet. Dieſe begibt ſich unter dem Getöſe der Muſik nach dem Hauſe des Opferers, deſſen Lob nun beſungen wird. Hier wird drei Tage und Nächte hindurch geſchmauſt, geſungen und getanzt. Am vierten Tage begibt ſich die Verſammlung wieder zur Kapelle. Nun werden die Opferthiere herbeigeführt und geſchlachtet. Der Gözze wird im Geſicht mit Blut beſprengt, die Anweſenden trinken vom Blut, das Fleiſch wird ſogleich ein wenig zugerichtet und verzehrt. Wenn alles verzehrt iſt, wird der Gözze von dem Prieſter herausgebracht und dem Volke gezeigt. Der Opferer nähert ſich mit Ehrfurcht, und ſtellt ihm Schüſſeln mit Fleiſch vor, das der Prieſter allem Volk austheilt, mit der Bedingung, unter ſchwerer Strafe, ihm alle Knochen zuzuſtellen, die er zu allerlei abergläubiſchen Gebräuchen gebraucht.

allgemeinen Mittel brauchen. Wenn einer zu einem Kranken gerufen wird, so nimmt er eine Menge Gözzen oder Fetische mit, um den nicht zu verfehlen, der in dem Falle helfen kann, denn sie wissen die Krankheiten nicht zu unterscheiden. Zuweilen wird der Fetisch nur in der Hütte des Kranken aufgehangen. Sie fangen auch die ersten Tropfen des Regens auf, wovon sie einen Theil dem Fetisch opfern, das Uebrige aber dem abergläubischen Volke verkaufen.

Bei der Geburt der Kinder ruft man die Gangas, die ihnen einige abergläubische Gebräuche für ihr ganzes übriges Leben auflegen, an welche die Mütter ihre Kinder, wenn sie heranwachsen, zu erinnern verbunden sind. Diese Handlungen sind mehr oder weniger streng und lächerlich, je nachdem der Ganga in dem Augenblikke aufgeräumt ist. Sie mögen aber beschaffen seyn, wie sie wollen, so unterwerfen sich ihnen diejenigen allemal, denen sie vorgeschrieben sind.

Die Missionare sahen in dem Dorfe Lubu, im Königreiche Loango, einen Knaben und ein Mädchen, denen das Heurathen verboten war, und die, bei Strafe des Todes, ihr ganzes Leben durch eine unverlezte Keuschheit beobachten mußten. Es ist unbekannt, ob ihnen diese Pflicht mit andern gemein war, oder nicht; ob sie ihnen bei ihrer Geburt durch die Gangas aufgelegt war, oder ob sie selbst sich ihr freiwillig unterzogen hatten? Sie un-

terschieden sich im übrigen von andern ihres Geschlechts gar nicht, und übten gar keine andere gottesdienstliche Handlungen aus. Gewisse Familien behalten mit vieler Beständigkeit, ohne zu wissen warum, die Beschneidung bei. *)

Die Gangas, die sonst eben nicht übereinstimmend in ihren Grundsäzzen sind, kommen darin alle überein, daß man nicht, ohne die größte Gefahr, Repphüner essen könne; und Niemand wagt es daher, einen Versuch zu machen. Alle Negern fürchten sich vor ihnen, als vor Vögeln von unglüklicher Vorbedeutung; besonders verabscheuen sie ihr Geschrei. Diejenigen, welche fürs allgemeine Beste sorgen, tödten ihrer so viele, als sie können; weil sie aber wissen, daß die Europäer kein Bedenken tragen, sie zu essen, so bringen sie sie zu den Komtoirs an der Küste, und erhalten dafür Schrot und Pulver, um mehrere zu schiessen. Wenn man sie fragt, warum sie einen so schmakhaften Vogel nicht ässen, da die Europäer ihn doch so sehr liebten, so antworten sie: was für ein Land gut sei, sei es deswegen nicht für ein anderes, sie wüßten gewiß, daß sie nicht von dem Fleische dieser Vögel essen könnten, ohne sogleich die Finger von ihren Händen zu verlieren.

Un-

*) Proyart p. 389. sagt in einer Berichtigung, daß die beschnittenen Negern in diesem Lande, alle oder doch faß alle, fremde sind.

Ungeachtet die Völker dieser Gegenden eine Haut von der schönsten Schwärze haben, so ist es doch nicht ohne Beispiel, daß ein Kind die Farbe beibehält, die alle Menschen bei der Geburt haben, und daß es sein ganzes Leben durch so weiß, als ein Europäer bleibt *). Man hat bemerkt, daß diese Weissen stäts ein blondes oder rothes Haar auf dem Kopfe sowol, als am Barte haben, und daß ihr Gesicht und Blik sehr schwach ist. Dieser Irrthum der Natur ist für diejenigen, die er trifft, kein Unglük; er zieht ihnen hier vielmehr die Achtung und Ehrfurcht ihrer Landsleute zu. Man sezt sie sogar über die Ganga's; sie werden als ausserordentliche und göttliche Menschen betrachtet. Die Missionare haben es selbst gesehen, daß man die Haare von einem dieser Menschen als Reliquien verkaufte, die die Kraft hätten, vor allen Arten von schlimmen Zufällen zu bewahren.

Gleich nach ihrer Ankunft in diesen Gegenden haben die Missionare sich besonders bemüht, die Meinungen ihrer Einwohner über die Natur und Bestimmung der Seele zu erfahren. Sie haben gefunden, daß alle hierüber auf dieselbe Art dachten, daß alle die Seele für geistig und unsterblich hielten, ohne doch zu wissen, was ihr Schikſal sei, ob es glüklich oder unglüklich seyn werde? Sie sagen bloß, daß sie glaubten, die Seele werde,

*) Dies sind Albinos; Misgeburten, die durch eine Art Aussaz so gebleicht werden, auch haben sie ein widerliches, kränkliches Aussehn.

nach ihrer Trennung vom Leibe, aus den Dörfern und Städten fliehen, und in der Luft über Wäldern, nach dem Wolgefallen der Gottheit, herumflattern. *) Die Einwohner in dem Innern des Landes, die nie mit den Europäern Gemeinschaft gehabt haben, denken über diesen Punkt, wie die Küstenbewohner; sie antworteten den Mißionaren auf die Frage: was der Mensch nach dem Tode des Körpers seyn werde? beständig, daß sein Körper zwar in der Erde verfaule, daß seine Seele aber als ein geistiges Wesen, der Auflösung nicht unterworfen sei, und daher ewig fortdauren werde; alle ihre Begriffe hierüber sind aber sehr verwirrt, dunkel und verschieden.

Diese Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, verbunden mit der Ungewißheit über ihren Zustand nach dem Tode des Körpers, flößt den Negern eine grosse Ehrfurcht gegen die Todten, und eine grosse Furcht vor Geistererscheinungen ein. Sie unterlassen daher auch nicht, die Leichenbegängnisse ihrer Freunde und Verwandten mit allem nur möglichen Gepränge zu begehen. Wenn der Kranke seinen lezten Hauch von sich gegeben hat,

*) Cavazzi, I. S. 412. sagt: daß die Negern eine glükliche Zukunft hoffen, und daher öfters ihre kranken Freunde zum Tode zu befördern suchen, um ihnen bald dis Glük zu verschaffen. Er erzählt auch S. 414. daß ein Neger aus Matamba sich in dieser Erwartung durch seine Sklaven lebendig habe begraben lassen.

so entfernen sich die Musikanten sowol, als die Ganga's; die nächsten Verwandten nehmen den Leichnam, und tragen ihn auf ein Gerüste, unter welchem sie ein Feuer anzünden, das einen dikken Rauch von sich gibt. Wann der Todte genug geräuchert ist, so stellt man ihn einige Tage an die freie Luft, doch unter der Aufsicht einer Person, die die Fliegen abhalten muß. Man umwikkelt ihn hierauf mit einer grossen Menge von fremden oder inländischen Zeuchen, weil man nach deren Güte den Reichthum der Erben, und nach deren Menge ihre Liebe gegen den Verstorbenen abmißt. Daher auch die Aermsten alles thun, um diese lezte Pflicht zu erfüllen. Die auf diese Art eingewikkelte Mumie wird alsdann auf einen öffentlichen Plaz gebracht; bisweilen sezt man sie in eine Art von Nische, wo sie eine längere oder kürzere Zeit stehen bleibt, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger vornehm ist. Die kürzeste Ausstellung dauert aber doch wenigstens einige Monate; oft aber hält sie ein ganzes Jahr an. Während dieser Zeit versammeln sich die Verwandten, Freunde, und besonders die Weiber des Verstorbenen, regelmässig alle Abende, um das Leichenbehältnis herum zu tanzen, zu weinen und zu singen.

Den Tag vor der Beerdigung verschließt man den Körper mit allen seinen Bekleidungen in einen Sarg, der mit einer gewissen Kunst, in Form einer Tonne, gearbeitet ist. Den folgenden Tag, wann alle Freunde und Verwandte versammelt sind,

ſezt man den Sarg auf einen kleinen Leichenwagen, vor den die Männer ſich vorſpannen. Man trägt Sorge, daß alle die Wege, wodurch der Leichenzug geht, vorher geebnet werden. Für vornehme Todte, z. B. für Prinzen und Könige, macht man neue Wege mitten durch die Felder, die dreißig bis vierzig Fuß breit ſind. Auf dem ganzen Wege macht man ſo viel Lärm, als man nur kann; man tanzt, ſingt, ſpielt auf Inſtrumenten, aber alles mit den lebhafteſten Bezeugungen des Schmerzens. Oft ſingt, tanzt und weint dieſelbe Perſon zur nämlichen Zeit. Wenn man an dem Orte des Begräbniſſes, der oft weit von den Städten und Dörfern entfernt iſt, anlangt, ſo läßt man den Sarg in eine fünfzehn Fuß tiefe Grube nieder, welche die Geſtalt eines Brunnens hat, und füllt ſie ſogleich wieder mit Erde zu. Doch iſt die Art des Begräbniſſes nicht aller Orten einerlei; hie und da werden die Todten auch in Hütten über der Erde gelaſſen. Wenn in Matamba ein Neger verſcheidet, ſo greifen ihn ſeine Freunde an Händen und Füſſen, und ſchleppen ihn unter groſſem Geheule zur Hütte hinaus. Hier betrachten ſie ihn eine Weile, dann heben ſie ihn in die Höhe, und werfen ihn mit aller Gewalt auf die Erde, breiten ihm die Arme aus, fallen auf ihn, küſſen und drükken ihn unter beſtändigem Klagen und Heulen. Hierauf wird er aufs beſte angezogen, und auf eine Matte gelegt. Dann beſtreuet ihn der älteſte aus der Familie über und über mit Mehl, wobei er ein

trauriges Lied singt, welches die Andern mit Heulen begleiten. Endlich wird er in einem Walde begraben; die Art ist aber verschieden, denn Einige legen ihre Todten auf die Seite, andre auf die Knie, und biegen ihnen den Oberleib zurük, um durch diese Lagen die Seelen zu verhindern, den Körper zu verlassen.

Bei mehreren Völkern werden bei dem Tode eines Vornehmen auch von dessen Beamten und Sklaven gemordet oder wol auch lebendig mit dem Herrn begraben. Auch ein oder mehrere Weiber des Verstorbenen müssen ihn als Gehülfen in die andere Welt begleiten; gemeiniglich wird die Favoritin zu dieser blutigen Ehre zugelassen, und die Macht des Vorurtheils ist oft stark genug, daß deswegen Streit entsteht. Cavazzi erzählt *), daß während seiner Mission zu Matamba ein Hofbeamter starb, den die Königin Zingha sehr schäzte. Nun erhob sich ein Streit zwischen zwei schönen jungen Weibern, jede wollte die Liebste gewesen seyn, und machte daher Anspruch auf die Ehre der Begleitung in jene Welt. Der Streit wurde so heftig, daß es von Worten zu Schlägen kam; mit Mühe brachte man sie aus einander. Sie trugen ihre Sache der Königinn vor. Diese fand, daß beide Recht hätten, verordnete also, daß beiden der Kopf sollte abgeschlagen werden, um mit dem Herrn beerdigt zu werden. Sie fanden dies

*) I. S. 395.

Urtheil gerecht, dankten der Königin aufs herzlichste, und drängten sich gleich zu ihrem Henker, um ja bald gemordet zu werden.

In eben diesem Reiche ist folgende Beerdigungsart eingeführt.

Wenn der Verstorbene von Stande ist, so baut man in der Geschwindigkeit um das Sterbhaus kleine Hütten, worin sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen acht Tage lang verschliessen, zu welchem Ende sie mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt werden. Vor dem nämlichen Hause errichtet man ein kleines Gerüst von Bretern, das man mit Matten bedekt. Auf dieses sezt man den Todten auf einen Stuhl, den Kopf hinter sich gelehnt. Hier bleibt er acht Tage, und erhält vom Volk Besuche und Komplimente. Es wird um ihn herum getanzt. Zu diesem Zwek wird ein Direktor erwählt, der beim Schalle der lärmenden Musik den Tanz ganz allein anfängt, und ohne Aufhören auf eine sehr wilde Art vier Stunden fortlanzt. Während dessen ermahnt er die, welche nach ihm tanzen sollen, sich als Leute von Muth und Ehre zu betragen, mit der Versicherung, dies werde dem Verstorbenen unendliches Vergnügen machen. Am achten Tage versammelt sich das Volk sogleich bei Tages Anbruch, und das Schreien und Tanzen verdoppelt sich. Unterdessen nähert sich der Priester mit ernstem Schritte und Gesichte dem Kopfe des Erblaßten, und legt ihm verschie-

dene Fragen vor, die alle zum Zwekke haben, zu erfahren, warum er gestorben ist. Weil nun der halbverfaulte Körper stumm bleibt, so ahmt der Priester seine Stimme nach, und antwortet stotternd für ihn, und sagt: es käme daher, weil seine Verwandten die Pflichten gegen ihre verstorbenen Vorfahren versäumt, die nöthigen Opfer nicht dargebracht, und ihnen nicht einmal die nöthigen Nahrungsmittel gereicht hätten, ob sie gleich die reiche Erbschaft besässen, und im Ueberflusse lebten. Indessen geht der Tanz fort, die Tänzer fressen und saufen und werfen den Rest auf den Leichnam. Bei solchen Gelegenheiten werden (nach Cavazzi*) jedesmal wenigstens zehn Sklaven gemordet und das Fleisch verzehrt. Daß die Schaggaer die Bewohner dieses Landes Menschenfresser seien, versichert auch Battel, der lange unter ihnen gelebt hat. Es ist eine auf der ganzen Küste eingeführte Gewohnheit, daß des Verstorbenen Verwandte, Freunde und Sklaven, zum Zeichen der Trauer, sich den ganzen Kopf scheeren, sich mit Oele schmieren und mit Mehl von allerlei Farben, Blättern und Federn bestreuen, und mit diesem scheußlichen Puzze des Kopfs und des Gesichts öffentlich erscheinen; bei Vornehmen wird aber nur der obere Theil des Kopfes geschoren, und mit einer Binde von Baumrinde oder Leinwand umwunden, und acht Tage lang gehen sie nicht aus dem Hause. Die Kongoer

*) I. S. 401.

verknüpfen hiemit ein strenges Stillschweigen und Fasten. Die ersten drei Tage essen sie gar nichts.

Die Wittwen, hauptsächlich die von Matamba, haben in Rükſicht der Trauer ganz besondere Gewohnheiten. Sie glauben, daß ihres Mannes Seele auf ihnen ruhe, insonderheit wenn sie sehr vertraulich mit einander lebten. Daher fürchten sie sich, und um nun die Seele zu vertreiben, gehen sie sogleich nach des Mannes Tod in Begleitung eines Priesters an ein nahes Wasser. Der Priester bindet ihnen Hände und Füsse, und wirft sie einige Mal ins Wasser, um dadurch die Seele des Mannes zu erstikken, und sie zu verhindern, die Wittwe zu plagen. Nur diese Zeremonie macht sie recht zu Wittwen, und erlaubt ihnen, wieder zu heurathen, ohne die Vorwürfe und Plagen des ersten Mannes befürchten zu müssen. Auch heurathen sie gemeiniglich, sobald die Zeremonie vorbei ist. Die, welche diese Wasche nicht vornehmen, müssen in Lumpen gehüllt sich zu Hause halten. Einige beklagen sich über Brustschmerzen, indem ihre Brust zu eng sei, um die eigene und des Mannes Seele zu fassen. Sie laufen umher, schreien und machen allerlei Narrenstreiche. Andere bezeugen grosse Freude darüber, daß sie die Ehre haben, auch die Seele des Mannes zu logieren, und machen unter diesem Vorwand allerlei unschikliche und närrische Dinge. Wenn sie aber einen Liebhaber gefunden haben, so nehmen sie die Bad-

zeremonie vor, um dem neuen Manne Plaz zu verschaffen.

Diejenigen, welche getauft sind, werden auf die Kirchhöfe, oder in die Kirchen begraben. Die Verwandten theilen Allmosen aus, und lassen wol auch Messen für sie lesen. Den Vornehmen wird in der Kirche ein besonderes Grab gebaut und mit schwarzem Tuch ausgeschlagen. Es werden Kerzen angezündet, und Sklaven müssen wechselsweise am Grabe beten.

Doch findet man noch, auch bei diesen sogenannten Kristen, viele Ueberbleibsel ihrer alten Sitten. Wenn ein König stirbt, darf bei schwerer Strafe Niemand weinen. Es sind, so wie überhaupt bei dem Todesfall eines Vornehmen, Leute oder Sklaven bestellt, die in den Gassen herum gehen, und aus einem elfenbeinernen Horne gewisse traurige Töne hervorbringen, die den Tod des Vornehmen verkündigen, und stille Trauer erwekken sollen.

Die Wittwen der kristlichen Negern gehen ein ganzes Jahr lang nicht aus, und so auch die Verwandten, während längerer oder kürzerer Zeit, nach dem Grade ihrer Verwandtschaft. Nachher gehen sie schwarz, welches sie von den Portugiesen gelernt haben.

§. 11.

Regierungsverfassung, Gesezze, Justizpflege und Strafen.

Die Regierungsform der Staaten von Niederguinea, ist, wie in den meisten Negerländern, durchaus despotisch. Die Unterthanen derselben sind so sehr an die unumschränkte willkührliche Gewalt ihrer Despoten gewöhnt, und so sehr zum Sklavenstande geeignet, daß sie selbst eingestehen, ihr Vermögen und ihr Leben sei ein Eigenthum ihres Fürsten, und er könne mit beiden machen, was er will; ja, sie räumen ihm die Macht ein, sie beider, ohne weitere Umstände, berauben zu können, ohne daß sie sich darüber zu beklagen Ursache hätten.

Wie in allen despotischen Staaten, so auch hier, wird dem Herrscher sklavische Ehrfurcht erwiesen. Wenn er gegenwärtig ist, so geben sie ihm Zeichen der Verehrung, die der Anbetung nahe kommen. Die gemeinen Leute sind fest überzeugt, daß seine Gewalt nicht bloß in den Gränzen dieser Erde eingeschlossen sei, sondern daß er Ansehen genug habe, um Regen vom Himmel fallen zu lassen. Sie ermangeln daher auch nicht, bei anhaltender Dürre, wenn sie ihrer Aerndte wegen besorgt werden, ihm Vorstellungen zu machen, daß, wenn er sich nicht bald seines Königreichs annehme, sie alle vor Hun-

ger sterben, und ausser Stand seyn würden, ihm die gewöhnlichen Geschenke zu machen *).

Um auf der einen Seite das Volk zu befriedigen, und auf der andern auch nicht zu viel zu wagen, überträgt der Despot dann dies Geschäft einem seiner Minister, oder Räthe, und befielt ihm, ohnverzüglich so viel Regen auf die Felder fallen zu lassen, als nöthig ist, sie fruchtbar zu machen. Wenn dieser dann ein Gewölke wahrnimmt, und vermuthet, daß es bald regnen werde; so zeigt er sich dem Volke, als wenn er jezt den Befehl seines Herrn ausrichten wollte, und dann versammeln sich Weiber und Kinder um ihn herum, die alle aus vollem Halse schreien: gib uns Regen! gib uns Regen! den er ihnen auch mit der größten Zuversicht verspricht.

Ungeachtet ein solcher König ganz unumschränkt über sein Volk herrscht, so sieht er sich doch oft in der Ausübung seiner Gewalt durch die Prinzen, seine Vasallen, gehindert, die nicht weniger mächtig sind, als er selbst. Diese Prinzen erkennen ihre Abhängigkeit nur so lange, als der König keine Forderungen macht, die ihre Rechte und Vorzüge kränken. Allein, so bald man sie von irgend einer Seite

*) Nach Proyart. Dies gilt also vorzüglich von Loango, doch paßt es auch auf die übrigen Negerstaaten in Niederguinea, welche hierin das Meiste mit einander gemein haben.

einzuschränken wagt, so suchen sie sich seiner Herrschaft mit Gewalt und durch den Weg der Waffen zu entziehen.

Die Sklaven werden bei all dieser despotischen Herrschaft in diesen Ländern doch nicht hart gehalten. Der König sowol, als die Grossen, sind gelinde gegen die ihrigen, weil sie fürchten, daß diese Leute, die durch nichts an ihr Vaterland gefesselt werden, in den Dienst benachbarter Prinzen übergehen möchten, die jede Gelegenheit willig ergreifen, ihre Besizzungen zu vermehren, und flüchtige Sklaven unter denselben Bedingungen aufzunehmen, unter welchen sie vorher Andern dienten.

Das Schikſal der freien Negern ist daher gewiß härter, als das der Sklaven. Sie müssen dem Könige, verhältnißmäßig nach der Zahl ihrer Sklaven, der Ländereien, die sie bearbeiten, endlich des Viehs, was sie ziehen, grössere oder kleinere Geschenke geben. Glaubt nun der König, daß sie zu wenig gegeben haben, so schikt er ihnen seine Sklaven über den Hals, die ihnen alles nehmen, was sie haben. Gerechte und menschlich gesinnte Könige erlauben sich diese grausamen Erpressungen nicht; aber ihre Minister, die Statthalter der Provinzen, und andere Unterbedienten üben sie oft in ihrem Namen aus. Das arme Volk duldet alles, ohne das erlittene Unrecht dem Könige zu klagen, fest überzeugt, daß der König, da er sie beraubte, weiter nichts that, als daß er sich seines Rechts bediente. Sie

trösten sich endlich mit dem Gedanken, daß sie immer noch einige Maniok-Wurzeln finden werden, um ihr Leben zu fristen.

Diese Regierungsart erstikt, wie man leicht denken kann, auch die ersten Keime des Wetteifers, und alle Künste bleiben daher auf der niedrigsten Stufe der Vollkommenheit stehen. Der König selbst, gesezt auch, daß man ihn als den Eigenthumsherrn seines Landes ansähe, noch mehr aber seine Unterthanen, würden dabei gewinnen, wenn sie nach der Entrichtung einer ihren Besizzungen angemessenen Taxe sich versprechen könnten, gleich unsern Pächtern, die Früchte von den Arbeiten ihrer Hände im Frieden einzuärndten. Dann würden gewiß die reichen Felder, die jezt verlassen sind, bald angebaut, oder mit Heerden bedekt werden. Jezt hingegen begnügen sie sich mit einem kleinen Akker, der ihnen einige unschmakhafte Wurzeln gibt, und deren Anbau sie ihren Weibern überlassen. Sie selbst bringen ihr Leben in Unthätigkeit, und in der Verachtung von Reichthümern hin, die der König, wenn es ihm einfällt, sich zueignen könnte.

Ungeachtet die Könige nicht die schiklichsten Mittel anwenden, die Wolfart ihrer Unterthanen zu befördern, so glauben sie doch, daß ihr Interesse sowohl, als ihre Pflicht es erfordere, sie glüklich zu machen, Gerechtigkeit unter ihnen zu handhaben, und Friede unter ihnen zu erhalten.

Sie wenden alle Tage einige Stunden darauf, die Streitigkeiten derer zu schlichten, die an ihren Richterstul appellirt haben, sie halten gleichfalls häufige Rathsversammlungen; aber es ist sehr selten, daß unter denen, die sie dazu ziehen, sich ein wahrer und uneigennüzziger Freund des Königs und Volks findet. Den Ministern liegt es ob, dasjenige ausüben zu lassen, was man im Rath beschlossen hat; allein, weil der König sich ohne alles Mistrauen auf sie verläßt, so geschieht es oft, daß ein Minister in seinem Namen, aber ohne sein Wissen, Verwüstungen über eine ganze Provinz verbreitet, während daß er selbst sich damit beschäftigt, seinen Unterthanen Recht zu sprechen, und Streitigkeiten unter einzelnen Familien zu schlichten.

Die vornehmsten Minister oder Räthe sind, der Ma-ngovo, der Ma-nputu, der Makaka, der Ma-Fuka, und der Ma-Kinba. Der Ma-ngovo ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der Einführer der Fremden an den Hof. Der Ma-nputu ist ein Gehülfe des erstern, und vertritt seine Stelle, wenn er abwesend ist. Der Ma-kaka ist Kriegs-Minister und oberster Befehlshaber der Armee. Er ist es, der in Kriegszeiten die Soldaten versammelt, der die Offizire bestellt, endlich derjenige, der die Truppen mustert und in die Schlacht führt. Der Ma-Fuka ist der oberste Handlungs-Aufseher. Er reiset oft an die Seeküsten, wo die Niederlagen

der Europäer sind. Sein Amt verpflichtet ihn, sich oft die Bedingungen vorstellen zu lassen, unter welchen die Negern und Europäern ihre Waaren gegen einander austauschen, und ferner darüber zu wachen, daß von beiden Seiten keine Betrügereien vorgehen. Er ist ferner der oberste Vorsteher der Polizei auf den Märkten, und der Zölle oder Abgaben, die alle in den Staaten des Königs handelnden Europäer entrichten müssen. Der Ma-Kinba ist der Aufseher über Gewässer und Wälder, über Fischer und Jäger, und ihm muß man die Fische und das Wildprät überliefern, was man für den König bestimmt hat. Unter die Minister rechnet man noch einen Mani-Banza *) und Mani-bele, deren Geschäfte aber unbekannt sind.

Diese Minister haben keine Kanzleien, und keine Sekretäre; denn sie können selbst weder lesen, noch schreiben. Eine kleine Anzahl wichtiger Geschäfte ausgenommen, thun sie alle, wie sie ihnen vorkommen, auf der Stelle ab, um sie nicht zu vergessen. Ihre Bedienten sind geschenkte Sklaven, die sie in die Städte und Provinzen schikken, um andern öffentlichen oder Privatpersonen den Willen des Königs wissen zu lassen.

In allen Provinzen und Städten findet sich ein Statthalter im Namen des Königs. Die

*) Da das Wort Banza eine Hauptstadt bedeutet, so möchte Mani-Banza wol so viel als Befehlshaber der Hauptstadt seyn.

Schulzen oder Vorgesezten der Dörfer sind auch königliche Bediente, die Recht sprechen. Sie sind sehr genau in der Eintreibung der Geschenke, die ein Jeder nach dem Verhältnisse seines Vermögens dem Könige machen muß, weil es ihr Amt ist, sie zu empfangen, nnd nachher an den Hof zu schikken. Oft müssen die Bauern mit ihnen abhandeln, und ihnen noch besondere Geschenke machen, um sich von den Erpressungen loszukaufen, die sie im Namen des Königs ausüben wollen. Wer also zum Beispiele vier Ziegen hat, gibt die beste dem Vorsteher des Dorfs, und eine andere dem Könige, weil er sonst gezwungen seyn würde, drei oder gar alle vier dem Könige zu überlassen.

Der König allein besezt alle Bedienungen, doch mit Zuziehung seines Raths. Man untersucht gar nicht, wer der würdigste ist, sondern wer am meisten geben will. Die einträglichen Gouvernements fallen gewöhnlich den Verwandten der Ministers, oder den Ministern selbst zu. Ein solcher Tag, wo der König eine wichtige Stelle vergibt, ist ein festlicher Tag in der Hauptstadt. Die Provinz, in welcher der Neuerwählte sein Amt bekleiden soll, stellt auch bei seiner Ankunft grosse Feierlichkeiten an. Das arme Volk, das, wenn es gedrükt worden ist, immer eine bessere Zukunft hofft, empfängt denjenigen unter Gesang und Tanz, der eben um den höchsten Preis das Recht erkauft hat, die Unterthanen ungestraft und im Namen des Königs zu berauben.

Die

Die Krone iſt in dieſen Ländern nicht in gerader abſteigender Linie erblich. In jedem Königreiche findet ſich eine Familie, oder eine Klaſſe von Prinzen, die ſehr zahlreich ſind, aber ihre Abſtammung zu wenig kennen, um zu wiſſen, ob ſie gemeinſchaftlichen Urſprungs ſind, oder nicht. Aus dieſer Familie wird der oberſte Herrſcher jedes Mal gewählt. Man darf nur Prinz ſeyn, um auf die Krone Anſpruch machen zu können, und man muß es nothwendig ſeyn, wenn man einige groſſe von der Krone unmittelbar abhängende Lehen beſizzen will.

Auſſer den Prinzen gibt es in dieſen Reichen keinen andern Adel, und dieſer Adel theilt ſich einzig und allein durch die Mutter mit. Alle Kinder einer Prinzeſſinn alſo ſind entweder Prinzen oder Prinzeſſinnen, wenn ſie gleich einen bürgerlichen Vater haben. Hingegen ſind alle Kinder eines Prinzen, und ſelbſt des Königs, unadelich, wenn ihre Mutter nicht eine Prinzeſſinn war. Dieſer lezte Fall tritt ſehr oft ein, weil die Prinzeſſinnen, wie ſchon oben bemerkt worden iſt, ihren Männern die Nothwendigkeit auflegen können, nur eine einzige Frau zu haben, die Prinzen und Könige hingegen lieber unadeliche Gemahlinnen wählen, als den Rechten der Vielweiberei entſagen.

Nach dem Tode eines jeden Königs tritt gewöhnlich ein Zwiſchenreich ein, während deſſen man das Leichenbegängniß des Erblaßten feiert,

der gewöhnlich erst nach einigen Jahren begraben wird. Unterdessen wird das Reich von einem Regenten regiert, der den Titel Ma-Boman, oder eines Herrn des Schrekkens, annimmt. Der König selbst ernennt noch bei seinen Lebzeiten den Ma-Boman. Dem Gesezze nach sollte er, um alle Gefahr einer Anarchie zu entfernen, zwei ernennen, wovon der zweite, im Fall, wenn der erstere sterben sollte, die Reichsgeschäfte so lange übernehmen könnte, bis ein neuer König gewählt wäre. Während dieses Zwischenreichs bilden diejenigen, welche sich Hoffnung zur Krone machen, ihre Parteien, und suchen die wählenden Personen sich durch Geschenke und Versprechungen geneigt zu machen. Diese Wählenden sind die Prinzen, Minister und der Regent. Der im Jahre 1773 erwählte (wahrscheinlich noch jezt regierende) König von Loango ist erst nach einem Zwischenreiche von sieben Jahren gewählt worden, und sein Vorgänger, der im Jahre 1766 starb, war damals noch nicht begraben. Dieser Aufschub ist durch einen Streit zwischen den Einwohnern von Loango und Loangilli entstanden, von welchen jene behaupten, daß der König in der Hauptstadt begraben werden müsse; diese hingegen glauben, daß ihrer Stadt, die von jeher der Begräbnißort der Könige war, diese Ehre nicht genommen werden könne. Weil aber dieser Zwist nicht beigelegt wurde, und die Zeit, die durch die Gesezze zur Bestattung der Könige festgesezt ist, schon vor

mehreren Jahren verſtrichen war, ſo glaubte man, daß man zur Wahl eines neuen Nachfolgers ſchreiten könnte, welches man auch that.

In gewiſſen Reichen ernennt der König ſelbſt ſeinen Nachfolger. Allein nicht alle Beherrſcher haben dieſes Recht; wenigſtens wird es den Königen von Loango und N'Gojo ſtreitig gemacht. Die Ernennung des Thronfolgers geſchieht alsdann, wenn der König Jemand in dem Beſiz eines Lehns ſezt, das nur allein der Thronerbe beſizzen kann. Dieſes Lehn heißt Kaja, und der Prinz, den der König damit belehnt gibt ſeine übrigen Ehrentitel auf, um ſich Ma-Kaja zu nennen. Von dem Tage, an welchem der Ma-Kaja von ſeiner Herrſchaft Beſiz genommen hat, darf er, bis an den Tod und die Beerdigung des Königs, nicht wieder in die Hauptſtadt kommen. Der König ſchiebt gewöhnlich die Ernennung eines Ma-Kaja ſo lange auf, als er kann, entweder, um denjenigen nicht zu entfernen, dem er gewogen iſt, und die Krone beſtimmt hat, oder auch, um ſich alle Prinzen deſto ſtärker durch die Hoffnung zu verbinden, womit ein jeder, gewählt zu werden, ſich ſchmeichelt.

Es ereignet ſich daher dann und wann, daß ein König ſtirbt, ohne ſeinen Nachfolger ernannt zu haben, weil er ſich bei ſeinem Leben immer nicht entſchlieſſen konnte, ſich durch die Wahl eines einzigen alle übrigen zu Feinden zu machen.

So hat z. B. in neueren Zeiten der verstorbene König von Kakongo, der zum höchsten menschlichen Alter gelangt ist, erst kurz vor seinem Tode seinen Nachfolger ernannt.

Ungeachtet nach den Gesezzen gewisser Staaten das Recht eines Ma-Kaja zur Krone ganz unstreitig ist, so wird es eben deswegen, weil es nur durch die Wahl eines einzigen Mannes übertragen worden ist, nie so sehr geachtet, als das durch die Geburt erhaltene Recht zur Krone heilig seyn würde. Ein mächtiger Prinz, eifersüchtig auf einen Vorzug, den er mehr zu verdienen glaubte, wiegelt oft einen Theil des Reichs gegen den neuen König auf, und erklärt ihm den Krieg.

Man sieht es in diesen Gegenden besser, als anderswo ein, wie vortheilhaft es für einen Staat ist, daß die oberste Gewalt durch eine unveränderliche Erbfolge sich stäts in derselben Familie erhalte. Hätten die angeblichen Weisen, die sich in Regierungs- wie in Religionssachen zu Lehrern des menschlichen Geschlechts aufwerfen, hätten diese in jenen Gegenden aus eigener Erfahrung ihre Staatskunst gelernt, so würden sie in ihren Schriften nicht mehr eine Regierungsform anfechten, die für das Glük und die Ruhe der Völker am weisesten eingerichtet ist. Sie würden vielmehr gestehen müssen, daß die Erbfolge mit allen ihren Unbequemlichkeiten unschäzbare Vorzüge wenigstens vor den Wahlreichen hat. Wenn in Afrika ein

König stirbt, ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben, so ist es schon, wie hergebracht, daß man sein Leichenbegängniß durch blutige Schlachten feiert, und das Land selbst zum Schauplaz eines bürgerlichen Krieges macht; man erwartet beides, und bereitet sich darauf vor. Dieser Fall hat sich in ganz neuern Zeiten in dem kleinen Königreiche N'Gojo zugetragen; der Prinz, der zum Könige erwählt worden war, sah sich genöthigt, seine Wahl durch die Waffen gegen den Ma-Nbuku dieses Reichs zu behaupten. Weil der leztere sich aber zu schwach fühlte, mit seinen Truppen dem königlichen Heere zu wiederstehen, so verband er sich mit dem mächtigen Grafen von Sogno, dessen Staaten das Königreich N'Gojo begränzen. Der Graf versammelte hierauf seine Macht, führte sie in Person dem Ma-Nbuku zu, der durch diese Verstärkung sich im Stande sah, den Feind, vor dem er vorher geflohen war, aufzusuchen. Die beiden Armeen begegneten einander, und lieferten ein Treffen, worin die des Königs geschlagen, und der König selbst gefangen genommen wurde. Der Ma-Nbuku machte sich gar kein Gewissen daraus, das Verbrechen des Aufruhrs durch ein noch grösseres zu erhöhen, und ließ seinem Könige den Kopf abschlagen. Als er hierauf in dem ruhigen Besizze des Königreichs zu seyn glaubte, wollte er die Hülfsvölker seines Bundsgenossen verabschieden. Allein der Graf von Sogno hatte ganz was anders im Sinne. Er nahm gegen den

neuen König einen hohen gebieterischen Ton an, und sagte ihm, wie die ganze Welt wisse, daß er unbestrittene Rechte auf das Königreich hätte, daß er ihn, wenn er diese erkennen würde, als seinen Freund behandeln, im entgegengesezten Fall aber sie schon durch die Waffen geltend zu machen wissen würde. Der Krieg gieng darauf von neuem an, und dauerte mehrere Jahre fort, in welchem der Handel der Europäer an den Küsten gänzlich unterbrochen wurde. Er ist jezt geendigt; aber man weiß noch nicht, ob durch einen Friedensschluß, oder durch den Tod eines der beiden Prätendenten. *) —

Was die Justizverwaltung betrift, so haben alle diese Völker nur wenige Gesezze, und zwar keine andere, als ungeschriebene. Sie erhalten sich durch Herkommen und Ueberlieferung, und es findet sich daher Niemand, der nicht wüßte, welche Verbrechen mit dem Tode bestraft werden, oder den Uebelthäter zu einem Sklaven der beleidigten Person machen. Todtschlag und Vergiftung werden mit dem Tode des Schuldigen, und dem Verluste eines Theils seiner Güter zum Vortheile der Erben des Ermordeten bestraft. Es ist sehr selten, daß ein Neger dem Leben eines andern auf eine ganz öffentliche unverdekte Art nachstellt; allein die Europäer glauben, vermöge eines alten Vorurtheils, daß viele unter ihnen durch Gift hinge-

*) Nach Proyart.

richtet werden; und sie selbst sind so einfältig, ihre Nazion solcher Missethaten fähig zu glauben, die mit ihrem Karakter gar nicht übereinstimmen. Sie schreiben nämlich alle plözlichen Todesfälle, oder solche, welche Folgen heftiger und hizziger Krankheiten sind, nur allein Vergiftungen zu. Die Verwandten der Verstorbenen ziehen ihre Wahrsager und Zauberer zu Rathe, um den Thäter heraus zu bringen; allein man darf nur einige Zeit im Lande gewesen seyn, um sich zu überzeugen, daß sie sich selbst verläumden, und daß die ungewissen Vermuthungen von Vergiftungen bei diesen Völkern, wie bei unsern Landsleuten, nichts als Wirkungen der Unwissenheit und einer aufgereizten Einbildungskraft sind.

Der Diebstal wird nicht mit dem Tode bestraft. Wer aber in der Entwendung, auch der geringsten Kleinigkeit, betroffen wird, ist verurtheilt, ein Sklave der bestohlnen Person zu werden, wenn er sich nicht mit ihr abfindet, und einen andern Sklaven, oder den Werth davon ihr ausliefert. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der einen Prinzen, oder Minister, auch nur in Worten beleidigt. Die Missionare selbst haben es gesehen, daß ein überzeugter Ehebrecher dem beschimpften Ehemann als Sklaven übergeben wurde. Nur die Prinzessinen allein haben das Recht, ihre Männer wegen Untreue mit dem Tode bestrafen zu lassen.

Alle Befehle des Königs hängen blos von seiner

Willkür ab, und tragen gewöhnlich Spuren des uneingeschränktesten Despotismus an sich. Es ist ein allgemein aufgenommener Grundsaz der Beherrscher dieser Länder, den sie auch als die Grundsäule ihrer Staatskunst ansehen, daß man den grossen Haufen durch Strenge im Zaum halten müsse. Ein jeder König aber wendet diesen Grundsaz nach der Verschiedenheit seiner Denkart, Klugheit und seiner Räthe mit mehr oder weniger Vorsicht an. Aus einem übel verstandenen Eifer für Ordnung und gute Polizei verbieten sie dann und wann Mißbräuche, als Todesverbrechen, die durch die Androhung einer gelinden Strafe gehoben werden könnten. Die Missionare wurden nach ihrer Ankunft in Kakongo einige Tage hinter einander durch gewisse Personen gestört, die sich ein Vergnügen daraus machten, um ihre Wohnung herum zu schreien und zu singen. Sie beklagten sich hierüber beim Könige, der ihnen versprach, dieser Beunruhigung Einhalt zu thun. Sie erstaunten nicht wenig, als sie am folgenden Tage, auf Befehl des König, allen denjenigen die Todesstrafe ankündigen hörten, die sich ins künftige unterstehen würden, die Ruhe der Missionare zu stören. Das erstemal, als sie dem Könige wieder ihre Aufwartung machten, wurden sie gefragt, ob sie von Jemand wären beunruhigt worden, und er wiederholte ihnen die Versicherung, daß der erste, den sie angeben würden, den Kopf verlieren sollte. Sie geben von dieser Gewohnheit, leichte Fehler

als schwere Verbrechen zu strafen, den Grund an, daß, je leichter es ist, sich von einer verbotenen Sache zu enthalten, oder eine befohlne zu thun, der Ungehorsam um desto sträflicher sei, und folglich eine desto härtere Strafe verdiene.

Wenn der König ein Gesez geben will, so versammelt er seine vornehmsten Räthe und Bedienten, hört ihre Vorschläge an, und erklärt ihnen alsdann seine Willensmeinung, die sie sogleich den Gouverneurs der Provinzen kund machen. Die lezteren lassen sie durch einen Herold auf den Märkten ausrufen, die in allen Dörfern und Städten gehalten werden, und sind verbunden, nebst den Vorstehern der Städte und Dörfer, über ihre Ausübung zu wachen. In seinem Rathe besezt der König gleichfalls erledigte Stellen und Bedienungen, bestimmt den Preis der Lebensmittel, und ordnet alles an, was zum Handlungs- und Polizeiwesen gehört.

Die Gouverneurs in den Städten und die Vorsteher der Dörfer sind in allen Zivil- und Kriminalsachen Richter. Sie haben das Recht, zur Sklaverei und zum Tode zu verdammen; allein, ein jeder kann von ihrem Urtheil an den Gouverneur der Provinz, und von diesem zulezt an den König appelliren.

Der Plaz, wo der König Audienz gibt, und Recht spricht, ist eine Art von Halle, wo er auf einem ausgebreiteten Teppiche sizt, und mehrere

Beisizzer um sich hat, die er in schweren Fällen zu Rathe zieht. Es finden sich immer bei einer jeden Audienz viele Negern ein, einige kommen blos aus Neugierde, andere aus Theilnehmung an den Sachen, die abgethan werden sollen. Wann der König die streitenden Parteien hören will, so läßt er sie durch seine Bedienten vorfordern. In diesen Ländern ist es nämlich gar nicht gewöhnlich, Rechtssachen Anwälden aufzutragen, ausgenommen im Fall einer Krankheit, da dann der nächste Verwandte die Sache übernimmt. *) Beide Parteien fangen damit an, kleine Geschenke zu machen. Der beleidigte Theil hat das Recht, zuerst, und so lange, als er will, zu reden. Die Weiber tragen, wie die Männer, ihre Sachen vor; die redende Person wird von ihrem Gegenpart niemals unterbrochen; dieser wartet, bis jene ausgeredet hat, und sezt alsdann seine falschen Beschuldigungen und Arglist aus einander. Beide Parteien mischen in ihre Reden viele Schmeicheleien für den Richter, dessen Gewogenheit sie dadurch gewinnen wollen, und nicht selten erreichen sie ihren Zwek. Wenn das Faktum streitig ist, aber Zeugen da sind, so befielt der König den leztern, alles zu sagen, was sie wissen. Gibt es aber keine

*) Zuweilen dient doch auch ein guter Freund einem Gesunden als Advokat. Cavazzi, II. p. 23. Nach eben diesem Schriftsteller geschieht der Vortrag auf den Knien.

Zeugen, und die Sache ist doch von einiger Wichtigkeit (wie sie es gewöhnlich alle sind, weswegen man an den König appellirt) so sezt man das Endurtheil bis auf nähere Untersuchung aus. Alsdann tragen die Minister einigen klugen Negern, die unsern Polizei-Spionen ähnlich sind, auf, die Wahrheit ausfindig zu machen. Diese begeben sich zu dem Aufenthalt der Parteien, veranlassen unter denen, die sie antreffen, allerhand Gespräche, und wenden sich oft unter allerlei Vorwand an die Parteien selbst, um sich in ihre Freundschaft einzuschmeicheln, und ihnen ihre Geheimnisse abzulokken. Selten kommen sie ohne diejenige Aufklärung zurük, die nöthig ist, das lezte Urtheil zu fällen.

Wenn Jemand wegen eines Verbrechens angeklagt ist, dessen man ihn nicht überführen kann, so erlaubt man ihm, sich durch den Kassatrank zu rechtfertigen. Diese Kassa wird blos durch das Aufgiessen von gewöhnlichem Wasser auf ein Stük Holz gleiches Namens zubereitet. Dieser Trank ist ein wahres Gift für schwache Mägen, die nicht stark genug sind, ihn auf der Stelle wieder von sich zu geben. Wer die Probe aushält, wird für unschuldig, sein Ankläger hingegen für einen Verläumder erklärt, und als ein solcher gestraft. Wenn der Fehler, dessen man den Schuldigen angeklagt, nicht den Tod verdient, so läßt man ihn, wenn er eben in Gefahr ist, zu sterben, ein Gegengift nehmen, welches ein heftiges Erbrechen

hervorbringt, und den Sterbenden wieder ins Leben zurükruft. In diesem Fall aber verurtheilt man ihn zu der Strafe, die das Gesez für sein Vergehen festgesezt hat.

Die Einwohner dieses Landes haben das stärkste Zutrauen zu dieser Probe. Auch Prinzen und Vornehme lassen dann und wann Kassa nehmen, um diesen oder jenen Verdacht zu bestätigen; allein diese müssen erst die Erlaubniß dazu vom Könige erhalten, welche auch, besonders bei wichtigen Angelegenheiten, sogleich bewilligt wird.

Ein Prinz im Königreiche Kakongo argwohnte, daß man ihn hätte vergiften wollen, und ließ sein ganzes Haus Kassa nehmen. Es starben viele Menschen daran, und unter andern derjenige unter seinen Bedienten, den er selbst am meisten liebte, und der auch für den rechtschaffensten Mann in seinem Dienste gehalten wurde.

Wenn der Angeklagte nicht erscheint, um sich gegen seinen Kläger zu vertheidigen, so läßt der König ihn durch seine Bedienten holen, die zugleich Thürhüter, Gerichtsdiener, Büttel und Häscher sind. Diejenigen, welche sich vor dem Todesurtheil fürchten, suchen aus dem Reiche zu kommen, und zu einem benachbarten Prinzen zu fliehen, der sie in die Zahl seiner Sklaven aufnimmt.

Es gibt gar keine öffentliche Gefängnisse. Wenn der König es für nöthig findet, die Hinrichtung

einiger Verbrecher aufzuschieben, so bindet man ihnen einen hölzernen Kloz an den Hals, der acht bis zehn Fuß lang, und zu schwer ist, als daß er mit den Händen gehalten werden könnte. Sie sind daher auf offenem Felde Gefangene. Unterdessen sieht man doch welche, die, weil sie wegen der Aufhebung des Athemholens nicht vorwärts gehen können, sich rükwärts fortzubringen suchen. Allein, man läuft ihnen gar nicht nach, weil man wol weiß, daß sie nicht weit gehen können. Diese herumirrenden Gefangenen erhalten keine andere Nahrung, als die man ihnen aus Mitleiden gibt. Keinem fällt es ein, sie zu befreien, weil die Befreier, wenn sie entdekt würden, an die Stelle der Erlösten gesezt werden würden.

Weil es wenige Gesezze in diesem Lande gibt, so ist die Rechtswissenschaft, eigentlich zu reden, auch weiter nichts, als die durch Erfahrung erworbene Kenntnis des menschlichen Herzens. Weil ferner Rechtssachen durch die Spizfindigkeiten der Schikane nicht verwirrt werden, so werden die Könige, bei einer mässigen Anstrengung und durch die beständige Uebung, Streitigkeiten zu schlichten, bald in Stand gesezt, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu richten. Wenn der König kein Urtheil ausgesprochen hat, so entfernen sich die Parteien, und zeigen durch äussere Merkmale der Ehrerbietung an, daß sie mit dem erhaltenen Urtheile zufrieden sind.

Die gewinnende Partei stellt Schmausereien an,

woran seine Freunde und der Richter Theil nehmen. Nicht selten kostet dies zehnmal mehr als der Gegenstand des Prozesses betrug. Der Verlierende muß auf der Stelle bezahlen, oder er bekömmt Schläge, und wird eingesperrt, bis er dem Urtheil Genüge geleistet hat; zuweilen trifft dies Schikſal auch seine Sklaven und Verwandten. *)

Die Gouverneurs der Provinzen, Städte und Dörfer, verwalten die Gerechtigkeit eben so, wie der König sie verwaltet.

Der Richter sizt unter einem Dache oder schlechten Thronhimmel, und hält zum Zeichen seiner Gewalt einen Stab in der Hand. Zuweilen sizt oder liegt der Richter mitten auf dem Markt unter einem Baum; die Vernünftigsten des Dorfs wählt er als Beisizzer.

Die Mächtigen verschaffen sich oft selbst Recht, berauben die Angeklagten, sperren sie oder einen ihrer Verwandten ein, und wenn keine Zahlung erfolgt, werden sie als Sklaven verkauft. Richter und Gesezze können nicht allzeit schüzzen.

Oft ziehen auch Familien gegen einander zu Felde, um ihre Streitigkeiten auszumachen. — Sogar Spielschulden werden hier richterlich zuerkannt; und wann nach einer bestimmten Zeit das Geld nicht bezahlt wird, so verdoppelt sich die Schuld, die zuwei-

*) Cavazzi, II. p. 26.

ten nur durch die Sklaverei des Schuldners getilgt wird.

Vermöge einer Gewohnheit, deren Veranlassung und Ursprung die Einwohner von Kakongo gleich wenig wissen, und die sie doch als ein Grundgesez ihres Staats ansehen, dürfen die Könige dieses Landes keine europäischen Waaren besizzen, oder berühren; Metalle, Waffen und Arbeiten in Holz und Elfenbein ausgenommen. Alle Europäer und Negern, die europäische Zeuche tragen, werden nicht in die Wohnungen der Könige zugelassen. Vermuthlich haben die ersten Gesezgeber der Nazion dieses Gesez den Königen aufgelegt, um dem Luxus Einhalt zu thun, und dem Volke in seinen Beherrschern ein Beispiel zu geben, wie es der Fremden entbehren, und seine Bedürfnisse durch seinen eigenen Fleiß befriedigen könnte. Weil aber das Gesez keinem andern, als dem Könige, vorgeschrieben ist, so ist er auch der einzige, der es beobachtet. Alle seine Unterthanen, und selbst seine Minister tauschen ohne Unterschied alle europäischen Waaren ein, die man ihnen anbietet, und die ihnen gefallen. Sie brauchen Lebensmittel und starke Getränke aus Europa, und alle diejenigen, die mit fremden Zeuchen bekleidet sind, dürfen sie nur mit innländischen vertauschen, wenn sie vor den König gelassen seyn wollen.

Dieser Prinz ißt in einem Zimmer, und trinkt in einem andern. Das Trinken geschieht öffentlich.

Sein gewöhnliches Getränk ist Palmwein. Der Saal, in dem er trinkt, ist nur von drei Seiten zugebaut, und sieht einem grossen Schoppen nicht ungleich. Es finden sich immer viele Negern bei dem öffentlichen Trinken des Königs ein, weil sie diese Zeit wählen, um ihre Aufwartung zu machen. Wenn der König erscheint, so hält ein jeder sich in der ehrerbietigsten Stellung, sein Mundschenk reicht ihm in einem inländischen Gefässe zu trinken, und zu gleicher Zeit läßt ein Ganga, der sein Zauberer, Arzt und Haushofmeister zugleich ist, ein kleines Glökchen erklingen, und schreit dabei aus vollem Halse: Timafua, Timafua! d. h. Werft euch nieder, oder entfernt euch! Alle Umstehenden werfen sich hierauf, den Ganga allein ausgenommen, mit ihren Gesichtern zur Erde, weil man glaubt, daß der König sterben würde, wenn einer seiner Unterthanen ihn trinken sähe. Wenn der König getrunken hat, so hört der Ganga auf, zu klingeln und zu schreien; ein jeder erhebt sich wieder mit einem Händeklatschen, und der König sezt alsdann sein Mittagsmal fort.

Nach einem eben so sonderbaren Gebrauche muß der König bei einer jeden Rechtssache, die er schlichtet, einmal trinken. Dann und wann thut er fünfzig in einer Sizzung ab, und die angeführte Gewohnheit also würde ihm theuer zu stehen kommen, wenn der Palmwein nicht ein erfrischendes Getränk wäre. Ohne dabei zu trinken, würde sein

Aus-

Ausspruch ungültig seyn. Man beobachtet zugleich alle die Umstände, die bei seiner Mahlzeit gewöhnlich sind. Er hält alle Tage Sizzung vom Aufgang der Sonne, das ist, ungefähr von sechs Uhr an, bis keine Sachen mehr zu entscheiden sind; selten wird er vor eilf Uhr oder Mittag frei.

Der in der leztern Hälfte dieses Jahrhunderts regierende König von Kakongo war wegen der Geduld, womit er seine Unterthanen anhörte, und wegen der Weisheit seiner Urtheile allgemein geliebt und geschäzt. Sein Alter von hundert sechs und zwanzig Jahren, welches ihm über alle übrige Richter seines Reichs den Vorzug einer langen Erfahrung gab, hatte die Lebhaftigkeit seines Geistes noch nicht merklich geschwächt.

Wenn der König krank wird, so ist die erste Sorge seiner Aerzte, es in allen Provinzen des Reichs bekannt machen zu lassen; bei dieser Nachricht muß ein Jeder, ohne daß man weiß, warum, seinen Hahn tödten. Die Vernünftigern lachen über diesen lächerlichen Aberglauben, und sagen, daß der getödtete Hahn ihnen besser, als dem Könige, bekomme, weil sie ihn ässen. Sie eifern aber weit mehr gegen eine eben so sonderbare, aber schädlichere Gewohnheit, die sie nöthigt, von dem Tage des Todes ihres Königs an, ganze Monate lang, durchs ganze Königreich, nicht auf dem Felde zu arbeiten, und eben so lang in einer einzelnen Provinz zu feiern, in welcher ein Prinz oder eine

Prinzessinn gestorben ist. Die Missionare hörten eines Tages Negern unter einander sagen: wir müssen doch wol rechte Thoren seyn, um uns solchen lächerlichen Gebräuchen zu unterwerfen. Weil der König an einer Krankheit stirbt, sollen deswegen alle seine Unterthanen sich der Gefahr aussezzen, Hungers zu sterben? — Unterdessen siegt doch der Gebrauch und Aberglaube noch immerfort über die Vernunft.

Der Sklaven gibt es hier dreierlei. Die ersten sind geborne Sklaven; diese leben fast wie freie Menschen, und werden auch gewöhnlich nicht verkauft, sie sind mit dem Zeichen des Herrn ihres Vaters bezeichnet; diese scheinen besonders zum Feldbau bestimmt zu seyn und besondere Wohnungen zu haben. Die andere Art sind die Haussklaven. Diese sind gekauft, und werden blos zum Dienste der Familie gebraucht; sie werden selten verkauft, wol aber verschenkt. Die dritte Art sind die Kriegsgefangenen, diese werden oft verkauft, und in den heidnischen Ländern geopfert und aufgefressen. *)

*) Dies sagt Cavazzi II. p. 46. es scheint aber, der gute Missionar rede nur vom Hörensagen. Wenigstens haben die Küstenbewohner diesen Gebrauch nicht, wol aber die Schaggaer.

§. 12.

Handlung von Niederguinea, insbesondere von Loango und Kakongo. *)

(Nach Provart)

Der wichtigste Handel dieser Völker ist der mit Sklaven, die sie den Franzosen, Engländern und Holländern verkaufen, von welchen sie in die amerikanischen Kolonien verführt werden. Die Sklaven, die man aus Loango und den benachbarten Reichen zieht, werden für die schwärzesten und stärksten in Afrika gehalten. Sie sind alle von denen, die sie verkaufen, im Kriege gefangen genommen worden. In dem Innern des Landes nämlich finden sich Völker, **) die mit den Negern, die wir hier beschreiben, in einer unversöhnlichen Feindschaft leben. Die lezteren sagen, daß jene wild und grausam sind, daß sie menschliches Blut trinken, und daß sie diejenigen unter ihnen, die sie gefangen nehmen, verzehren. Sie

*) Am Schlusse dieses Abschnitts, und besonders bei der Beschreibung der einzelnen Länder wird noch ein Mehreres von dem Handel dieser Gegenden gesagt werden. Provart's Nachrichten hierüber sind jedoch die vollständigsten, und verdienen vorzüglich hier diese Stelle.

**) Die Anzikoer, Schaggaer, und andre mehr, von welchen in der Folge.

sind daher mit ihnen in einem beständigen Kriege, und behaupten, daß sie noch menschlich mit ihnen verfahren, wenn sie sie den Europäern verkaufen, da sie die Macht hätten, ihnen das Leben zu nehmen. Dieser Krieg, ungeachtet er unaufhörlich fortdauret, stört unterdessen die Ruhe des Königs nicht, weil er weit über den Gränzen nur von einigen wenigen geführt wird. Er ist aber mehr eine Jagd, als ein Krieg, worin aber der Jäger oft Gefahr läuft, die Beute des von ihm verfolgten Wildes zu werden.

Diejenigen, welche Feinde gefangen haben, verkaufen sie entweder an Kaufleute im Lande, oder bringen sie auch an die Seeküste. Es ist ihnen aber nicht erlaubt, sie selbst an die Europäer zu verhandeln, sondern sie müssen sich an gewisse Mäkler wenden, die von dem Kommerz-Minister bestellt sind, und mit den Kapitänen der Schiffe handeln. Diese Sklaven werden nach ihrem Alter, ihrem Geschlechte, und ihren Kräften geschäzt, und in europäischen Waaren bezahlt.

Ungeachtet die verschiedene Königreiche, von denen hier geredet wird, nahe an einander liegen; so ist doch die Art, Waaren und Sklaven zu schäzen, nicht allenthalben dieselbige. An den Küsten von Makinbe und Rabinde, oder in den Königreichen Kakongo und N'Gojo, rechnet man nach sogenannten Waaren (*marchandises*), in Loango aber nach Stükken (*pieces*). Eine Waare

nennt man ein Stük Kattun von zehn bis vierzehn Ellen. Ehe die Negern den Kauf schlieſſen, gehen ſie in das Komptoir des Kapitäns, und zeigen die Stükke von Zeugen an, die ſie nehmen wollen; und wer alſo vier Sklaven, jeden zu fünfzehn Waaren, (marchandiſes) verkauft hat, erhält hundert und ſechzig Stükke von dem gewählten Kattun. In den Königreichen, wo man nach Waaren handelt, iſt es gewöhnlich, zu dem Preiſe eines jeden Sklaven, das, was man Zugabe nennt, hinzuzufügen, und dieſe beſteht gewöhnlich in drei oder vier Flinten und eben ſo vielen Säbeln, in fünfzehn Krügen Branntwein, fünfzehn Pfund Schieß-Pulver, und einigen Duzenden von Meſſern. Wenn man dieſe Waaren nicht zugibt, ſo muß man ſie durch andere von gleichem Werthe erſezen.

In Loango rechnet man nach Stükken, nach welchen alle übrige Waaren geſchäzt werden. Wenn man alſo ſagt, daß ein Sklave dreiſſig Stükke (pieces) koſtet; ſo heißt es nicht immer ſoviel, daß dreiſſig Stükke Zeuch dafür gegeben werden, ſondern daß er dreiſſigmal ſo viel koſtet, als der eingebildete Werth eines ſogenannten Stüks beträgt. Ein einziges Stük von wirklichem Zeuche kann daher oft drei dieſer eingebildeter Stükke werth ſeyn, ſo wie auch oft mehrere wirkliche erfordert werden, um ein einziges eingebildetes auszumachen. Dieſe verſchiedene Art zu rechnen, macht im Handel keinen Unterſchied, und der Preis von

Sklaven ist in allen benachbarten Reichen von Loango ohngefähr derselbe.

Aus folgender Berechnung kann man den wahren Werth eines Stüks bestimmen, und zugleich sehen, was für Waaren man den Negern gegen ihre Sklaven austauscht.

Man bezahlt, z. B. dem Ma-nbuku für den Sklaven Makula, von zwei und zwanzig Jahren, dreissig Stükke in folgenden Waaren:

Ein Stük gefärbten Kattuns, werth	2 ½	Stükke.
Zwei andere Stükke von dunkelblau gefärbtem Kattun, jedes Stük zu 2 ½ St.	5	—
Ein Chaßelat und Bajuta-peau, (Stükke von Kattun) jedes zu vierzehn Ellen, und angesezt zu	4	—
Ein Neganopeau von vierzehn Ellen, und einer grossen Nikane von 9 ½ Ellen, (beide Arten von Kattun) zu	3 ½	—
Ein Stük von Schnupftüchern, neun Ellen lang	2 ½	—
Eine Baguette (ohngefähr fünf viertel Elle groben Wollenzeuchs)	1	—
Ein Gürtel von rothem Tuche, (eine Elle lang und einen Fuß breit)	1	—

Zwei gemeine Flinten, werth	2	Stükke.
Zwei Fäßchen Schieß-Pulver, (jedes zu fünf Pfund)	2	—
Zwei Säkchen von Kugeln und Hagel, (jeden von drei Pfund)	½	—
Zwei Säbel, jeder ein viertel Stük	½	—
Zwei Duzend Meſſer mit Scheiden	½	—
Zwei Stangen Eiſen, zehn Pfund ſchwer,	1	—
Fünf Töpfe von Fajance,	½	—
Vier Fäßer Branntwein, jedes zu fünf Maaß,	4	—
Zehn Reihen von Glasſtükken, aus denen man Roſenkränze macht,	½	—
Endlich dem Mäkler für ſeine Mühe, den Werth von ſechs Stükken in Flinten, Schieß-Pulver, Säbeln, Branntwein u. ſ. w.	6	—
Summa	36	Stükke.

Auſſer dem beſtimmten Preiſe für jeden Sklaven muß der Kapitän noch, nach geſchloſſenem Kaufe, dem Mafuka, und den Mäklern, die ihn am beſten bedient haben, und die er ſich gerne verbindet, ein Geſchenk machen. Dieſes beſteht in Korallen, Silbergeſchirr, Tapeten, und andern mehr oder weniger koſtbaren Möbeln.

Die Sklaven waren (vor etwa 20 Jahren) wenigſtens für die Franzoſen, viel theurer, als ehemals. Sie können es nämlich für eine Nazion ſeyn, und für ein andere nicht. Die Franzoſen, Holländer und Engländer ſezzen zwar alle gegen Sklaven Waaren um; allein dieſe Waaren ſind verſchieden; und der hohe Preiß der Sklaven für ein Volk hängt daher vom Preiſe ab, den ſie auf ihre eigene Waaren ſezt. Dieſer Preiß aber iſt ſehr verſchieden nach der gröſſeren oder kleineren Einigkeit, die unter den einzelnen Kaufleuten herrſcht. Man würde es leicht ſo weit bringen können, die Sklaven nur nach ihrem wirklichen Werth, oder gar noch darunter, zu bezahlen, wenn es mehr erlaubt wäre, ein Monopol zu treiben. Jezt hingegen, da die Kapitäne ſich unter einander gar nicht verſtehen oder verabreden, treibt man die Sklaven unter einander, und über den wirklichen Werth. Dann und wann ſezt man zwar einen mäſſigen Preiß veſt, über welchen man ſich verabredet, nicht hinauszugehen; allein ſelbſt alsdann bricht

doch ein Jeder, der gerne zuerst seinen Handel schliessen will, die Verabredung, indem er den Mäklern verspricht, insgeheim noch etwas über den Preis zu bezahlen, den man gemeinschaftlich festgesezt hatte. Die Sache gehet so weit, daß die Negern selbst schon fürchteten, die Franzosen möchten den Sklavenhandel ganz aufgeben, weil er ihnen von Tage zu Tage weniger vortheilhaft wurde *). Ein alter Mafuka kam einst zu einem Missionar, und dachte, daß man mit dem Könige in Frankreich, wie mit dem von Kakongo, unterhandeln, oder daß ein Missionar sich eben so gut mit Handlungs-Angelegenheiten, als mit der Verkündigung des Evangeliums, abgeben könnte. Du mußt, sagt er, deinem Könige schreiben, und rathen, daß er sowol zu seinem, als unserm Vortheile, dich hier bestelle, um darauf Acht zu geben, daß die Kapitäns aus seinem Königreiche unsere Sklaven nicht über einen billigen Preiß kaufen, den er selbst vestsezzen muß. Denn wir sehen voraus, daß sie uns bald nachher, wenn sie sie eine Zeitlang um einen zu hohen Preiß eingekauft haben, gar keine mehr abnehmen werden.

Die Geschäfte der Mäkler bestehen nicht blos darin, den Sklavenhandel zu erleichtern; sie sind auch dazu gesezt, auf die Ausübung der Verord-

*) Er ist seit der Revoluzion ganz aufgehoben.

nungen des Königs, oder des Mafuka, zu halten; unter welchen dieſe die wichtigſte iſt, daß keine anderen Sklaven an die Europäer verkauft werden ſollen, als ſolche, die man entweder im Kriege gefangen genommen, oder von Fremden erſtanden hat. Ein jeder eingeborne Sklave ſteht unter dem Schuzze des Mafuka, und kann ſich auf ihn gegen ſeinen Herrn berufen, wenn dieſer ihn an Europäer verkaufen will, ohne daß er ihm durch ſeine üble Aufführung gerechten Anlaß dazu gegeben hat. Nur alsdann erlaubt das Geſez einem Herrn, ſich von einem Sklaven loszumachen, wenn dieſer ſich irgend einer Untreue, oder Widerſezzung, oder ſonſt eines ſchweren Verbrechens ſchuldig gemacht hat. Der Mafuka von Kakongo hat, um allen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen, allen Mäklern verboten, ihre Sklaven des Nachts zu verkaufen, oder ſie in die Komptoire der Europäer zu führen, unter dem Vorwande, ſie ſehen zu laſſen. Es iſt ihnen gleichfalls verboten worden, ohne eine beſondere Erlaubniß nichts zum voraus auf die Sklaven zu empfangen, die ſie noch nicht ausgeliefert haben.

Der Sklavenhandel iſt der einzige, den die Franzoſen ſonſt an dieſer Küſte trieben. Der Handel mit Elfenbein, Affen, Papagaien, und einigen andern Waaren dieſer Art iſt ſo wenig bedeutend, daß man ihn für nichts rechnen kann. Die Engländer

ziehen alle Jahre aus den Wäldern von Jomba einige Schiffsladungen von sehr gutem rothem Färbeholze, das aber doch dem Brasilienholze nicht gleich kommt.

Der Handel, der an der Küste mit den Fremden getrieben wird, geht bei den Negern nur eine kleine Zahl von Privatpersonen an, die man als die Reichen und Mächtigen dieses Landes ansehen kann. Der grosse Hause, der kein anderes Bedürfniß kennt, als sich auf eine grobe Art zu nähren und zu kleiden, schränkt seinen Handel auf einige Kleinigkeiten ein. Alle Tage ist in den Städten und grossen Dörfern ein Markt, der auf einem öffentlichen Plazze unter dem Schatten grosser Bäume gehalten wird. Man verkauft darauf geräucherte Fische, Maniok und andere Wurzeln, Salz, Palmnüsse, Zukkerrohr, Bananas = Früchte und einige andere. An Festtagen sieht man den größten Zusammenfluß von Käufern und Verkäufern. Auf diesen Märkten ist alle Betrügerei unbekannt; eine Mutter schikt ihr Kind von sechs Jahren hin, und weiß gewiß, daß man es nicht hintergehen wird. Man darf die Sprache nicht verstehen, um zu kaufen; man dingt auch gar nicht, sondern alle Lebensmittel sind in kleine gleiche Theile von einem vorgeschriebenen Gewichte getheilt, und ein jeder dieser Theile gilt eine Makute. Man ist auch eben so wenig in

Gefahr, in Anſehung der Güte, als in Anſehung der Menge, hintergangen zu werden. Das Salz und der Maniok des einen iſt ſo gut, als die des andern. Man nimmt alſo bei dem erſten dem beſten ſo viele kleine Bündel, als man Makuten ausgeben will, und macht alsdann andern Plaz.

Ende des dreizehnten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN